

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2011 (24. Jahrgang)

Dirk Konietzka

Die Verkopplung und Ordnung von Statusübergängen.
Der Übergang in das Erwachsenenalter in kohortenvergleichender Perspektive

Jochen Kade

Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien.
Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von Lebenslaufereignissen

Nicole L. Immler

„Sie haben sich nicht entschuldigt, nicht gut genug!“
Entschädigungszahlungen: Die emotionale und die gesetzliche
Chronologie einer Antragstellung – aus Sicht der Nachkommen

Simon Karstens

Die Summe aller Wahrheiten und Lügen.
Ein Erfahrungsbericht zur geschichtswissenschaftlichen Biographie

Michaela Heid

Arbeit am pädagogischen Selbst – das Portfolio-Konzept
in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung

Andrea Kettenbach

Liebe oder böse Schwiegermutter? Eine empirische Analyse von
Schwiegermuttertypen aus Perspektive von Schwiegertöchtern

Länderbericht und Literaturbesprechung



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2011 (24. Jahrgang)

Dirk Konietzka

Die Verkopplung und Ordnung von Statusübergängen.
Der Übergang in das Erwachsenenalter in kohortenvergleichender Perspektive3

Jochen Kade

Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien.
Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von Lebenslaufereignissen....29

Nicole L. Immler

„Sie haben sich nicht entschuldigt, nicht gut genug!“
Entschädigungszahlungen: Die emotionale und die gesetzliche
Chronologie einer Antragstellung – aus Sicht der Nachkommen53

Simon Karstens

Die Summe aller Wahrheiten und Lügen.
Ein Erfahrungsbericht zur geschichtswissenschaftlichen Biographie78

Projektberichte

Michaela Heid

Arbeit am pädagogischen Selbst – das Portfolio-Konzept
in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung98

Andrea Kettenbach

Liebe oder böse Schwiegermutter? Eine empirische Analyse von
Schwiegermuttertypen aus Perspektive von Schwiegertöchtern119

Länderbericht

Cosimo Mangione

Einblicke in die Entwicklung der Biographieforschung in Italien 135

Literaturbesprechung

Arianne Baggerman and Rudolf Dekker: Child of the Enlightenment.
Revolutionary Europe Reflected in a Boyhood Diary

(*Pia Schmid*) 157

Autorinnen und Autoren dieses Heftes 164

Die Verkopplung und Ordnung von Statusübergängen

Der Übergang in das Erwachsenenalter in kohortenvergleichender Perspektive

Dirk Konietzka

1. Einleitung¹

Die sozialen Strukturen des Übergangs in das Erwachsenenalter haben sich im Lauf der letzten Jahrzehnte grundlegend gewandelt. Gemeinhin wird angenommen, dass in der Mitte des 20. Jahrhunderts eine klar geordnete Statuspassage mit einer festen Abfolge von eng miteinander verknüpften Übergängen vorherrschte. Für die jüngere Vergangenheit gilt dagegen eine diversifizierte und zunehmend ungeordnete Übergangsphase im Lebenslauf als charakteristisch (Corijn 2001; Furstenberg et al. 2005). Der Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter ist nicht allein ein spezieller Aspekt, er beansprucht vielmehr eine herausragende Stellung für Fragen des Wandels des Lebenslaufs insgesamt. Dies wird durch seinen Status als umfassende Statuspassage begründet, in deren Verlauf Individuen die soziale, wirtschaftliche und psychische Unabhängigkeit von der eigenen Herkunftsfamilie anstreben und auf diese Weise ihren biografischen Status neudefinieren (Huinink 1995). Entsprechend haben empirische Lebenslaufstudien den Ereignissen bzw. Statusübergängen, die dem Übergang zwischen Jugend und Erwachsenenalter zuzurechnen sind, eine besondere Bedeutung beigemessen – insbesondere den Übergängen zwischen Schule und Erwerbstätigkeit sowie den Schritten von der Partnerschafts- bis zur Familiengründung (z.B. Modell 1989; Buchmann 1989; Mayer 1995; Meulemann 1995; Dommermuth 2007; Scherger 2007).

Der Übergang in das Erwachsenenalter hat nicht nur im engeren Sinn eine lebenslaufsoziologische Relevanz, er berührt auch direkt und indirekt eine Reihe weiterer soziologischer Forschungsgebiete von der Sozialstruktur- und Arbeitsmarktforschung bis zur Familien-, Jugend- und Biografieforschung. Nicht zuletzt steht er im Fokus von Zeitdiagnosen, die sich zuvorderst auf die Erfahrungen junger Menschen im privaten, schulischen und beruflichen Lebenslauf beziehen und sozialen Wandel vor allem an neuartigen generationen- oder kohortenspezifischen Erfahrungen festmachen.

Die Frage des Wandels von Strukturregelmäßigkeiten in unterschiedlichen Lebensphasen und -bereichen steht überdies im Zentrum der Debatte um die Institutionalisierung und Individualisierung des Lebenslaufs. In diesem Rahmen haben sich empirische Studien überwiegend mit einzelnen Übergängen im Lebenslauf befasst, sei es deskriptiv im Hinblick auf das Timing oder die Dauer von Episoden im Lebens-

¹ Ich danke Johannes Huinink für hilfreiche Anmerkungen und Kritik an einer früheren Fassung des Manuskriptes.

lauf, sei es analytisch im Hinblick auf Faktoren, die entsprechende Ereignisse im Leben verursachen, beschleunigen oder unwahrscheinlicher machen. Die Frage des Wandels von *Lebenslaufmustern* im Sinne einer abnehmenden Ordnung von Trajekten und Sequenzen (Elder 1985; Rindfuss et al. 1987; Sackmann/Wingens 2001) wurde dagegen vergleichsweise wenig empirisch bearbeitet, obwohl die temporale Struktur, Vielfalt bzw. Heterogenität von Lebenslaufmustern im Zentrum der Diskussion der Standardisierung respektive De-Standardisierung des Lebenslaufs steht. Für dieses Defizit verantwortlich sind nicht zuletzt methodische Probleme, komplexe Verlaufsmuster empirisch abzubilden. Abgesehen von technischen Fragen der Sequenzmusteranalyse betrifft ein Problem die dimensionale Untergliederung und Operationalisierung der Idee der „Destandardisierung“ im Lebenslauf.

Auch wenn sich der Fokus der Analyse auf die objektiven, temporalen Strukturen und in diesem Sinne auf quantifizierbare Aspekte des Lebenslaufs richtet, ist der Grad der Standardisierung von Lebensläufen nicht unmittelbar empirisch messbar. Destandardisierungen können sich je nach Kontext auf unterschiedliche Phänomene beziehen – das Auftreten, den Zeitpunkt, die Verknüpfung und die Reihenfolge von Ereignissen sowie Lebensverlaufsmuster insgesamt (vgl. Konietzka/Huinink 2003). Im Zentrum der These der De-Standardisierung des Lebenslaufs steht, wie das Modell der Dreiteilung des Lebenslaufs (Kohli 1985) nahe legt, nicht zuletzt die *chronologische Struktur* des Lebenslaufs. Damit rückt die mehr oder weniger geregelte Abfolge von Statusübergängen, also der Aspekt der *Verlaufsstandardisierung*, in den Mittelpunkt des Interesses.

In diesem Beitrag sollen Veränderungen der Standardisierung des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland untersucht werden, indem zentrale Übergänge über verschiedene Geburtskohorten hinweg in ihrer Prävalenz, Synchronizität und Reihenfolge des Auftretens verglichen werden. Im Mittelpunkt steht damit der Wandel der strukturellen Dimension – der „äußeren“ Gestalt – des Lebenslaufs, während die subjektive Dimension, individuelle Handlungsziele und biografische Reflexionen in den Hintergrund treten.² Eine Erklärung der aufzufindenden Muster steht nicht im Zentrum des Beitrags, vielmehr ist die Fragestellung im Kern beschreibend, indem dominante Tendenzen des Lebenslaufwandels in Jugend und frühem Erwachsenenalter empirisch erfasst werden sollen. Die Beschreibung von Lebenslaufmustern erfolgt allerdings nicht voraussetzungslos, sondern in einem lebenslauftheoretisch fundierten Rahmen. Die empirischen Analysen richten sich auf die Prävalenz und zeitliche Ordnung signifikanter Übergänge bzw. *Transition Markers* (Shanahan 2000). Der inhaltliche Schwerpunkt liegt beim Auszug aus dem Elternhaus, Erwerbseinstieg und bei der Erstheirat im Lebenslauf. Untersucht werden die westdeutschen Geburtskohorten 1919-21, 1929-31, 1939-41, 1949-51 und 1959-61, deren Übergänge in das Erwachsenenleben weitestgehend zwischen den 1940er Jahren und dem Ende der 1980er Jahre erfolgten. Zwar ist es prinzipiell wünschenswert, die Betrachtungen auf jüngere Kohorten auszudehnen und damit näher an die Gegenwart zu rücken, jedoch enthalten Datensätze wie die Berliner Lebensverlaufsstudie der Geburtskohorten 1964 und 1971 und der Familiensurvey 2000 des Deutschen Jugendinstituts (DJI)

2 Dies ist nicht zuletzt der langfristige und retrospektiv angelegte kohortenvergleichende Perspektive geschuldet, in welche die Subjekt- bzw. Akteursebene systematisch zu integrieren schwierig bis unmöglich ist.

keine hinreichend genauen Informationen zum Auszugsverhalten jüngerer Geburtskohorten. Auch die neueren, als Panel angelegten Studien wie der international vergleichende *Generations and Gender Survey (GGS)* und das Beziehungs- und Familienpanel *PAIRFAM – Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics* sind (derzeit noch) nicht dazu geeignet, die älteren Datenreihen fortzusetzen.

Vor diesem Hintergrund adressiert der Beitrag sozialgeschichtliche Veränderungen des Lebenslaufs der „alten“ Bundesrepublik. Die ausgewählten Kohorten decken zugleich jene sozialgeschichtliche Epoche ab, für die ein „Strukturbruch“ moderner Lebensläufe diagnostiziert wurde (Kohli 1985; Beck 1986; Berger/Sopp 1992). Sowohl im Bereich des familialen Verhaltens („Zweiter demographischer Übergang“, vgl. Kaa 1987) als auch im Bereich von Ausbildung und Beschäftigung („Postfordismus“ und „Flexibilisierung des Arbeitsmarktes“) gelten die 1970er Jahre als sozialstruktureller Scheidepunkt. Während der Übergang in das Erwachsenenalter der zwischen 1950 und 1960 geborenen Kohorten in die genannte Umbruchphase fiel, wurden die Übergänge der zwischen 1930 und 1940 Geborenen durch das „Wirtschaftswunder“ und das *golden age of marriage* (Festy 1980) der 1950er und 1960er Jahre geprägt. Der Übergang in das Erwachsenenalter des Jahrgangs 1920 war wiederum vor dem Anbruch der Nachkriegsepoche bereits weitgehend abgeschlossen. Durch den Einbezug dieser Kohorte werden die Erfahrungen der Kohorten 1930 und 1940 in einen breiteren historischen Kontext gerückt. Damit kann nicht zuletzt der Kurzschluss vermieden werden, Letztere, die unter den sozialhistorisch besonderen Bedingungen der Nachkriegsepoche aufgewachsen sind, als Vertreter eines wie auch immer definierten „traditionellen Normallebenslaufs“ zu betrachten.

Zunächst werden konzeptuelle und theoretische Grundlagen der Analyse von Lebensereignissen im Rahmen des Übergangs in das Erwachsenenalter skizziert (2), anschließend die Datenbasis der empirischen Analysen dargestellt (3). Im empirischen Teil werden verschiedene Aspekte des Auftretens und der Reihenfolge von Statusübergängen betrachtet (4).

2. Der Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter – theoretische Diskussion und Forschungsstand

Der Übergang in das Erwachsenenalter ist lebenslauftheoretisch betrachtet eine mehrdimensionale Statuspassage. Diese erstreckt sich über einen mehr oder weniger ausgedehnten Zeitraum, schließt verschiedene Übergänge in unterschiedlichen Lebensbereichen sowie wiederholbare Übergänge innerhalb einzelner Lebensbereiche ein. In diesem Sinn ist der Übergang in das Erwachsenenalter ein Konstrukt, das den konzeptuellen Rahmen für verschiedene Teilübergänge und zugleich deren aggregiertes Resultat darstellt. Die Zahl der Teilübergänge ist definitionsabhängig, und die Zeitpunkte, Muster und Abfolgen des Eintritts von Statusübergängen sind variabel (Bilari 2001).

In der makrosoziologischen Debatte um den Wandel des Lebenslaufs werden Prozesse der Standardisierung und De-Standardisierung als Unterdimensionen, Ausdrucksformen oder Folgen von Prozessen der Institutionalisierung und Individualisierung des Lebenslaufs betrachtet (Kohli 1985, 1986; Beck 1986). Dass die einschlägigen Diskussionen erhebliche begriffliche Unschärfen aufweisen, wurde ausführlich diskutiert (vgl. Wohlrab-Sahr 1992; Brose 2003; Scherger 2007) und soll hier nicht

weiter ausgebreitet werden. Vielmehr schließt die Fragestellung des Beitrags an die These an, dass die Struktur des modernen Lebenslaufs wesentlich durch Muster der Verzeitlichung und Chronologisierung gekennzeichnet ist (Kohli 1985, 6). Indizien einer *chronologischen Standardisierung* des Lebenslaufs sind die zunehmende „zeitliche Kongruenz“ von Lebensereignissen und die Tendenz zu einer „typischen Abfolge einer begrenzten Zahl von klar unterscheidbaren Konfigurationen“ (ebd., 6). Im Zuge dieser Standardisierungsprozesse sind individuelle Lebensläufe, so die Annahme, einander ähnlicher und gleichförmiger geworden. Die chronologische Standardisierung des Lebenslaufs mit einer geregelten Abfolge von Übergängen in der Lebenszeit kommt in der Vorstellung, dass der moderne Lebenslauf in seinem Kern in drei Phasen – mit der Untergliederung einer Vorbereitungsphase, einer Kernphase des Erwerbslebens und einer Ruhestandsphase (ebd., 8 ff.) – geteilt ist und sich zwischen den Phasen klar definierte Statuspassagen herausgebildet haben, zum Ausdruck. Erst vor diesem lebenslaufstrukturellen Hintergrund hat die in den 1980er Jahren losgetretene Debatte des „Strukturwandels“ des Lebenslaufs ihre Dynamik gewonnen. In dieser wird gemeinhin unterstellt, dass der Prozess der Standardisierung des Lebenslaufs seinen Höhepunkt in den beiden Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte, während sich anschließend eine zunehmende *De-Standardisierung* von Lebensläufen durchgesetzt hat. Die Ursachen der Prozesse der De-Standardisierung sind mindestens so vielfältig wie deren Erscheinungsformen. Zu nennen sind soziokulturelle und strukturelle Ursachen, darunter abnehmende soziale Kontrolle, geringere normative Vorgaben und die Zunahme von Selbstentfaltungswerten, aber auch Veränderungen der strukturellen Rahmenbedingungen, die durch die Bildungsexpansion und den Wandel des Beschäftigungssystems und Arbeitsmarkts verursacht wurden (Mayer 2001, 2005).

Der Übergang in das Erwachsenenalter ist im Rahmen dieser Debatte nicht nur *pars pro toto*, also eine Lebensphase, in der allgemeinere Tendenzen mehr oder weniger exemplarisch zum Ausdruck kommen. Die Schwelle des Übertritts in den Erwachsenenstatus repräsentiert vielmehr eine zentrale Gelenkstelle, an der Struktur und Wandel des Lebenslaufs nachhaltig definiert und geprägt werden.

Dem vorherrschenden Diskurs zu Folge hat sich der Übergang in das Erwachsenenalter von einem *hoch standardisierten* Übergang hin zu einer ausgedehnten und *diversifizierten Phase* im Lebenslauf verändert (vgl. Buchmann 1989). Übergänge, die einst in hohem Maß konzentriert und mehr oder weniger synchron stattfanden, erstrecken sich demnach zunehmend über einen längeren Zeitraum, nehmen einen diffuseren Charakter an und weisen eine weniger klar geordnete Reihenfolge auf (Corijn 2001; Shulman/Ben-Artzi 2003, 217). Die verlängerte Dauer, die Entkopplung von Übergängen und die zunehmende Diversität in der Abfolge von Statusübergängen werden als prägende Aspekte des Wandels des Übergangs in das Erwachsenenalter betrachtet.³

Als zentrale Aspekte oder Indikatoren des Wandels des Übergangs in das Erwachsenenalter können vor diesem Hintergrund die *Verlängerung* der Gesamtdauer der Übergangsphase, die (partielle) *Verschiebung* von Übergängen auf der Altersachse,

3 Furlstenberg et al. (2005, 5) fassen den Diskurs über den Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter in der Gegenwartsgesellschaft folgendermaßen zusammen: „The timing and sequencing of traditional markers of adulthood – leaving home, finishing school, starting work, getting married and having children – are less predictable and more prolonged, diverse and disordered“.

die größere *Heterogenität* des Eintrittszeitpunktes von Lebensereignissen, die *Entkopplung* und die *abnehmende Ordnung* von Ereignissen betrachtet werden (vgl. Konietzka/Huinink 2003).

Trotz des prominenten Stellenwerts der Thesen der Institutionalisierung und Standardisierung des Lebenslaufs finden sich nur wenige systematische empirische Untersuchungen des Wandels von Lebenslaufstrukturen. Die vorliegenden Untersuchungen haben entweder nur wenige Kohorten verglichen, sich auf wenige Jahre im Lebenslauf beschränkt oder auf vergleichsweise weit zurückliegende Zeiträume gerichtet (Buchmann 1989; Modell 1989; Kerckhoff 1990; Mayer 1995, Meulemann 1995; Anisef et al. 2000; Meulemann et al. 2001). Analysen von Übergängen, die unterschiedliche Lebensbereiche und größere historische Zeiträume umfassen, sind dagegen rar geblieben (vgl. Fussell/Furstenberg 2005; Scherger 2007). Insbesondere die Frage nach Mustern, Sequenzen, Passagen und Verläufen des Lebenslaufs wurde nur in wenigen Studien bearbeitet (so bei Rindfuss et al. 1987; Berger/Sopp 1992; Buchmann/Sacchi 1995; Billari 2001; Scherer 2001; Elzinga/Liefbroer 2007). Ein wichtiger Grund dafür ist das Fehlen geeigneter Daten, die verlässliche und systematische Informationen über das Timing von Lebensereignissen in den 1950er und 1960er Jahren oder den Jahrzehnten davor bieten. Diese sind aber Voraussetzung dafür, langfristig ausgerichtete Thesen wie jene des Wandels des Lebenslaufs empirisch zu be- oder widerlegen. Wenige empirische Arbeiten haben sich überdies mit der Frage der kohortenspezifischen Standardisierung des Übergangs in das Erwachsenenalter befasst. Jenseits der frühen US-amerikanischen Studien von Modell et al. (1976) und Modell (1989) hat Mayer (1995; 1996) den Kohortenwandel der Standardisierung von Lebensläufen in der Bundesrepublik untersucht, während Ravanera et al. (1998), Liefbroer und Dykstra (2003) sowie Elzinga und Liefbroer (2007) und Scherger (2007) den langfristigen Kohortenwandel des *Timings* von Übergängen im Rahmen des Übergangs in das Erwachsenenalter betrachtet haben. Ravanera et al. (1998), Brückner und Mayer (2004) und Scherger (2007) gehören zu den wenigen, die explizit die Frage des Wandels der Standardisierung von Lebensläufen aufgegriffen haben. Insgesamt ist das empirische Wissen über die *kohortenspezifischen* Ausprägungen des Wandels des Übergangs in das Erwachsenenalter begrenzt, was vor dem Hintergrund der allgegenwärtigen Präsenz der Thematik der Individualisierung des Lebenslaufs zwischen Jugend und Erwachsenenleben durchaus überrascht.

Im Folgenden soll der Wandel der Prävalenz, Kopplung und Reihenfolge signifikanter Ereignisse (*Transition Markers*) des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland empirisch untersucht werden. Die zentrale Fragestellung richtet sich, der These der De-Standardisierung des Lebenslaufs folgend, auf Wandlungen der *chronologischen Struktur* des Übergangs in das Erwachsenenalter. Lässt sich eine verringerte diachrone Ordnung und weniger geregelte Abfolge von Statusübergängen im Rahmen der Passage in das Erwachsenenleben in Westdeutschland im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts feststellen?

3. Daten und Variablen

Die empirischen Analysen beruhen auf der westdeutschen Lebensverlaufsstudie (Mayer/Brückner 1989; Brückner 1993; Brückner/Mayer 1995). Diese enthält in einem ereignisorientierten Erhebungsdesign erhobene, retrospektive Daten der Lebensver-

läufe verschiedener Geburtsjahrgänge. Die hier verwendeten Daten beruhen auf Zufallsstichproben der Geburtskohorten 1919-21, 1929-31, 1939-41, 1949-51 und 1959-61. Die Grundgesamtheit der Lebensverlaufsstudie ist die deutsche Wohnbevölkerung in Privathaushalten. Grundlage der empirischen Analysen sind fünf verschiedene Übergänge, die als signifikante Ereignisse bzw. *Transition Markers* (Shanahan 2000) der Erlangung sozialer und ökonomischer Unabhängigkeit betrachtet werden. Neben dem Auszug aus dem Elternhaus gehen die Eheschließung, die Gründung einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft, die Geburt des ersten Kindes, weiterhin der Eintritt in eine berufliche Ausbildung bzw. ein Hochschulstudium sowie der Erwerbseinstieg in die Betrachtungen ein. Die genannten Übergänge stellen zentrale Indikatoren der ökonomischen oder sozialen Verselbständigung junger Erwachsener dar (Kerckhoff 1990; Iedema et al. 1997). Ein Ereignis wie der Auszug aus dem Elternhaus stellt jedoch in vielen Fällen kein singuläres Ereignis dar. Insbesondere der erstmalige Auszug im Lebenslauf repräsentiert nicht notwendigerweise einen signifikanten Übergang im Sinne der Statuspassage in die soziale Unabhängigkeit. Dieser erfolgt häufig ausbildungsbedingt oder z.B. aufgrund des Beginns des Wehr- bzw. Ersatzdienstes. Im Folgenden wird daher der endgültige Auszug betrachtet. Als erste Erwerbstätigkeit gilt die erste Haupterwerbstätigkeit im Lebenslauf unabhängig von der Mindestdauer der Erwerbsepisode. Der Eintritt in die berufliche bzw. akademische Ausbildung wird durch die erste Ausbildungsperiode nach dem Ende der allgemeinbildenden Schule definiert. Als allgemeinbildender Schulabschluss gilt der erzielte Abschluss am Ende der allgemeinbildenden Schullaufbahn (in der Regel der Abschluss der Volks- bzw. Hauptschule, Realschule oder gymnasialen Oberstufe).

Der Arbeitsdatensatz beinhaltet 4.234 westdeutsche Befragte, die bis zur Beendigung des 14. Lebensjahres im elterlichen Haushalt gelebt haben. Die Informationen über das Alter des (letzten) Auszugs aus dem Elternhaus sind im Rahmen der Wohngeschichte der Befragten erhoben worden. Mit Hilfe dieser Daten kann der Auszug in seiner zeitlichen Verknüpfung mit anderen *Transition Markers* des Übergangs in das Erwachsenenalter analysiert werden. Die Lebensverlaufsstudie hält Angaben auf einer monatsgenauen Basis zum Geburtsdatum, zur ersten Heirat, Geburt des ersten Kindes, zum Erwerbseinstieg und Ausbildungsbeginn bereit.

4. Ergebnisse

Tabelle 1 gibt einen Überblick über Veränderungen der Mittelwerte (Altersmediane) der betrachteten Statusübergänge. Für beide Geschlechter ist ein Anstieg des Alters beim Berufseinstieg, bei der Erstheirat und der Familiengründung in den Lebensläufen der 1950 und 1960 Geborenen zu verzeichnen. Dagegen war das Alter bei der Heirat und Familiengründung im Vergleich der Kohorten 1920 bis 1940 gesunken. In der Folge weist der langfristige Wandel einen U-förmigen Verlauf auf. Das Medianalter des (endgültigen) Auszugs ist im Vergleich der Kohorten 1919-21 und 1959-61 bei den Männern von 27 auf 23 Jahre und bei den Frauen von 26 auf unter 21 Jahre gefallen. Weitergehende empirische Analysen geben zwar keine Hinweise auf eine Trendumkehr in jüngeren Jahrgängen, jedoch wurde die Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft ein zunehmend prägendes Merkmal des Übergangs in das Erwachsenenalter (Klein 1999; Kley/Huinink 2006; Konietzka 2010).

Tabelle 1:
Signifikante Ereignisse des Übergangs in das Erwachsenenalter (Altersmediane)

Kohorte	1919-21	1929-31	1939-41	1949-51	1959-61
Frauen					
Erste Ausbildung	18,7		19,4	16,3	17,1
Erster Beruf	17,8	18,0	17,8	18,2	19,7
Erste Ehe	23,4	23,3	22,1	21,5	25,4
Erstes Kind	25,6	25,5	23,8	25,1	28,2
Endgültiger Auszug	26,0	23,6	22,0	20,8	20,6
n	784	304	327	354	469
Männer					
Erste Ausbildung	15,8	16,8	15,7	16,3	17,0
Erster Beruf	18,4	17,9	18,0	18,8	19,8
Erste Ehe	27,6	25,9	25,2	25,4	30,2
Erstes Kind	29,9	28,3	27,2	29,9	
Endgültiger Auszug	26,9	25,4	24,8	23,8	22,8
n	514	289	346	352	495

Die auf der Kohortenebene erkennbaren Altersverschiebungen legen zwar typische Ver- und Entkopplungen zwischen einzelnen Statusübergängen nahe, jedoch muss einer Annäherung des mittleren Auszugs- und Arbeitsmarkteintrittsalters nicht unbedingt eine engere zeitliche Verkopplung beider Ereignisse auf der Individualebene entsprechen. Bevor dieser Aspekt explizit untersucht wird, sollen zunächst die Prävalenz bzw. Dichte zentraler Ereignisse des Übergangs in das Erwachsenenalter (4.1), die chronologische Ordnung und die Reihenfolge ausgewählter Übergänge (4.2) sowie die zeitliche Verkopplung zwischen jeweils zwei Übergängen (4.3) betrachtet werden. Während die zeitliche Verknüpfung zwischen zwei Übergängen mit Hilfe von Survivorfunktionen untersucht werden kann, können bei der Analyse von Sequenzen von Übergängen rechtszensierte Beobachtungen nicht berücksichtigt werden. Ein Vergleich von Sequenzen von Ereignissen zwischen verschiedenen Kohorten setzt ein für alle Untersuchungspersonen vergleichbares standardisiertes Beobachtungszeitfenster voraus (Billari 2001). Berücksichtigt werden im Folgenden Übergänge, welche die Individuen im Alter zwischen über 14 Jahren und bis 30 Jahren realisiert haben (vgl. Rindfuss 1991).⁴ Im Rahmen dieser Festlegungen lässt sich der Wandel der Häufigkeit und zeitlichen Ordnung der Teilübergänge und damit das Ausmaß der Verlaufsstandardisierung empirisch abbilden.

In einem ersten Schritt wird der Wandel der Lebensphase zwischen 14 und 30 Jahren an Hand der altersspezifischen Anzahl der Statusübergänge beschrieben.

⁴ Lediglich die Mitglieder der Kohorte 1959-61 waren zum Befragungszeitpunkt im Durchschnitt nur 29 Jahre alt.

4.1 Dichte: Die Prävalenz von Lebensereignissen im frühen Erwachsenenalter

Die Prävalenz signifikanter Statusübergänge ist ein elementares Kriterium der Bestimmung der sozialen Struktur des Übergangs in das Erwachsenenalter (Modell et al. (1976). Veränderungen der altersspezifischen Anzahl bewältigter Statusübergänge im Vergleich ausgewählter Kohorten sind grundlegende Indikatoren des strukturellen Wandels dieser Statuspassage. In die Analyse einbezogen werden im Folgenden die gleichen Übergänge, die in *Tabelle 1* beschrieben wurden, allerdings beschränken sich die Darstellungen exemplarisch auf die Jahrgänge 1919-21, 1939-41 und 1959-61.

In den *Abbildungen 1a* und *1b*⁵ sind die auf Kohortenbasis aggregierten altersspezifischen Zustandsverteilungen dargestellt. Die Fläche unten links repräsentiert die altersspezifischen Anteile, die keinen der fünf Übergänge realisiert, die Fläche oben rechts die kohortenspezifischen Anteile, die alle fünf betrachteten Übergänge realisiert haben. Ein Vergleich der unteren und der oberen Fläche bietet einen grundlegenden Überblick über kohortenspezifische Ereignisdichten. In der Kohorte 1919-21 hatten beispielsweise 36 Prozent der Männer bis zum Alter von 30 Jahren alle fünf Übergänge vollzogen. Im Alter von 30 Jahren hatten weitere 25 Prozent genau vier Übergänge realisiert (s. darunter liegende Fläche). Demnach hatten insgesamt 61 (36 + 25) Prozent der Männer in diesem Alter vier oder fünf der Übergänge realisiert.

Zu den markantesten Aspekten des Wandels über die betrachteten Kohorten zählt für Männer und Frauen der Wandel des „Dichteprofiles“ der Übergänge. Man erkennt auf der einen Seite, dass der Übergangsprozess bei Männern und Frauen der Kohorten 1919-21 und 1939-41 bereits relativ häufig im Alter zwischen 14 und 15 Jahren einsetzte, während dies in der jüngsten Kohorte deutlich später der Fall war. Auf der anderen Seite war die Statuspassage in allen Kohorten – gemessen an den fünf zentralen Übergängen – im Alter von 30 Jahren keineswegs beendet. Insbesondere für die um 1960 geborenen Männer ist festzustellen, dass die Ereignisdichte in der Altersspanne bis 30 Jahre abgenommen hat. Das „junge Erwachsenenalter“ hat sich demnach zunehmend über diese Altersgrenze hinaus ausgedehnt.

Der Vergleich der relativen Größe und Verteilung der Flächen zwischen dem Alter von 14 und 30 Jahren gibt einen intuitiven Eindruck der Veränderung der altersspezifischen Ereignisdichten. Bei Männern wie Frauen sticht im Vergleich der Kohorten 1939-41 und 1959-61 der deutliche Zuwachs der Anteile mit genau drei Übergängen heraus. Die jüngste Kohorte hat also häufiger drei Übergänge, aber zugleich seltener vier Übergänge realisiert. Die Bewältigung von drei Übergängen bis zum Alter von 30 Jahren wird also zu einem modalen Übergangsmuster. Ein weiteres Merkmal des Wandels des Übergangs in das Erwachsenenalter besteht darin, dass bei den Männern die Anteile, die alle fünf Ereignisse bis zum Alter von 30 Jahren erfahren haben, im Vergleich der Kohorten 1919-21 und 1939-41 zugenommen und im Vergleich der Kohorten 1939-41 und 1959-61 wieder abgenommen haben.

5 Quelle der Abbildungen 1a und 1b: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung.

Abbildung 1a: Altersspezifische Anzahl der realisierten Übergänge im Alter zwischen 14 und 30 Jahren – Männer

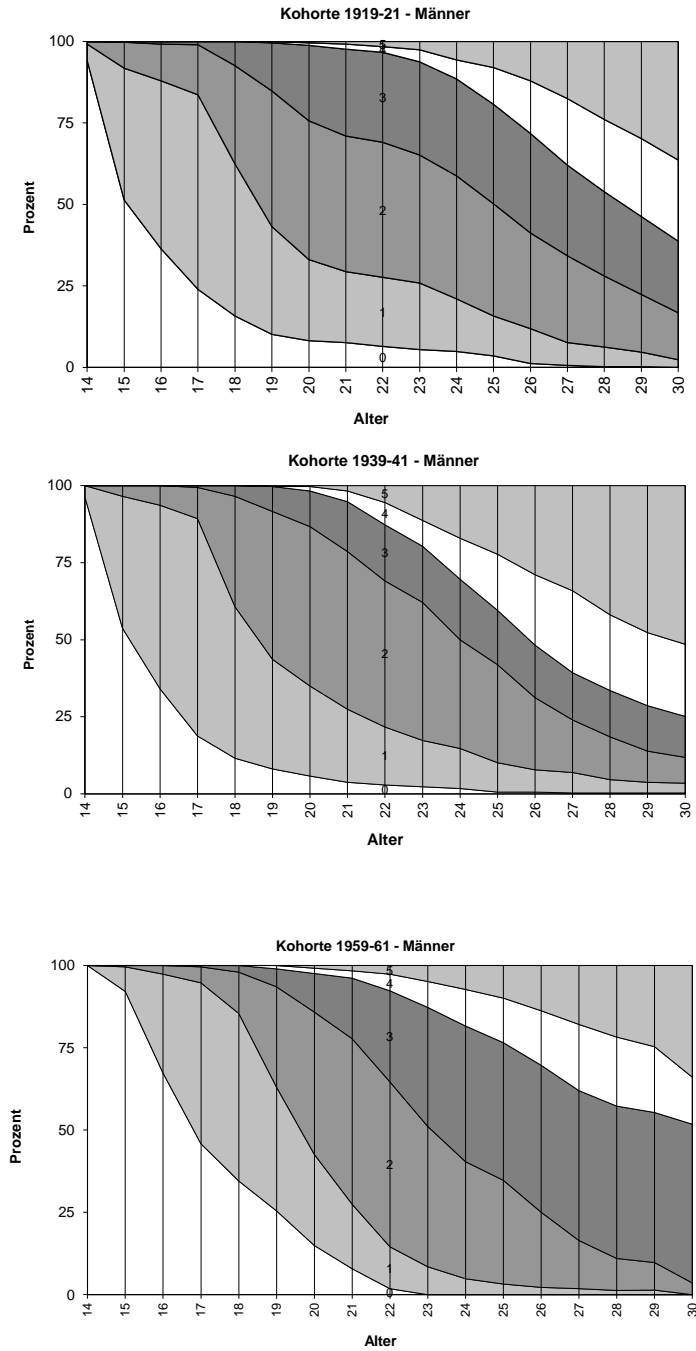
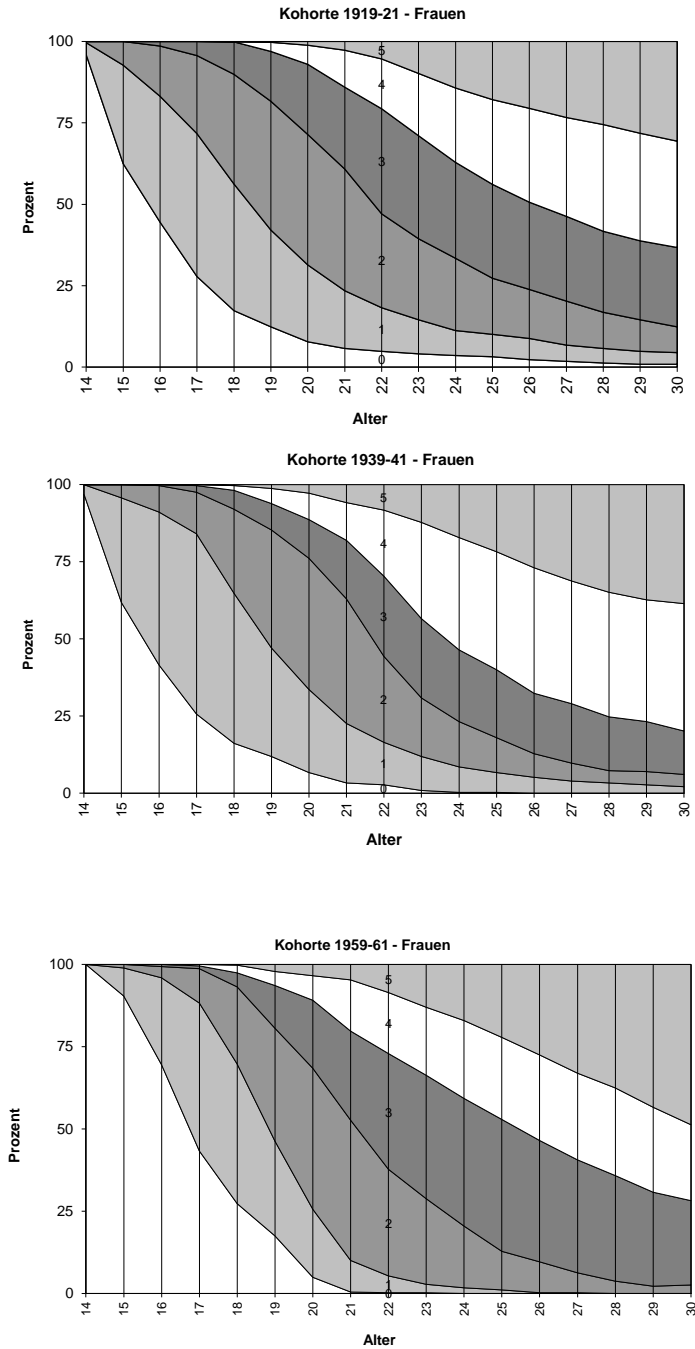


Abbildung 1b: Altersspezifische Anzahl der realisierten Übergänge im Alter zwischen 14 und 30 Jahren – Frauen



Bei den Frauen haben dagegen die Anteile derjenigen, die alle fünf Übergänge bis zum Alter von 30 Jahren vollzogen haben, über alle drei Kohorten hinweg zugenommen. Eine eingehendere Betrachtung der Veränderung der Anteile, die bis zu einem bestimmten Alter jeweils drei, vier oder fünf der Übergänge realisiert haben, offenbart weitere Nuancen des Wandels dieser Lebensphase. 94 Prozent der Frauen der Kohorte 1939-41 hatten bis zum Alter von 30 Jahren drei Übergänge, 80 Prozent sogar vier Übergänge, aber nur 39 Prozent hatten zu diesem Zeitpunkt alle fünf Übergänge realisiert. In der Kohorte 1959-61 hatten schließlich 97 Prozent der Frauen im Alter von 30 Jahren drei Übergänge, aber nur 72 Prozent vier Übergänge vollzogen. Mit 49 Prozent hatten wiederum größere Anteile als in der Kohorte 1939-41 alle fünf Übergänge vollzogen. Demnach wird der ‚vollständige‘ Übergang bis zum Alter 30 bei den Frauen zum modalen Übergangsmuster. Die Ereignisdichte des Übergangs in das Erwachsenenalter hat also bei Frauen im Gegensatz zu den Männern im Kohortenvergleich zugenommen.

Die folgenden beiden Tabellen fassen zentrale Parameter der Ereignisdichte während des Übergangs in das Erwachsenenalter aus unterschiedlichen analytischen Perspektiven zusammen.

Tabelle 2a:

Alter bei der Realisierung verschiedener Anzahlen von Übergängen (Median)

	1 Übergang Median	2 Übergänge Median	3 Übergänge Median	4 Übergänge Median
Männer				
1919-21	16	19	26	29
1939-41	16	19	24	26
1959-61	17	20	24	(>30)
Frauen				
1919-21	16	19	22	27
1939-41	16	19	22	24
1959-61	17	19	22	26

Tabelle 2b:

Anteile, die im Alter 20, 25 und 30 alle fünf Übergänge realisiert haben (in Prozent)

	Alter 20	Alter 25	Alter 30
Männer			
1919-21	0,4	8,0	36,4
1939-41	0,3	22,3	51,4
1959-61	0,8	9,9	33,9
Frauen			
1919-21	1,1	17,9	30,6
1939-41	2,8	21,7	38,5
1959-61	3,4	22,2	48,7

Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

In *Tabelle 2a* ist das Alter, in dem die Hälfte einer Kohorte vier von fünf Übergängen vollzogen hat, dargestellt. Die Tabelle bestätigt den charakteristischen Wandel der Übergangsmuster im Kohortenvergleich. Während die Männer der Kohorte 1959-61 die ersten drei Übergänge im Mittel im gleichen Alter wie die Männer der Kohorte 1939-41 vollzogen, hat sich das mittlere Alter beim vierten Übergang in den jüngeren Kohorten deutlich verschoben. Bei den Frauen ist diese Tendenz deutlich weniger ausgeprägt. Damit ist festzuhalten, dass sich vor allem das Alter, in dem die Männer der Kohorte 1959-61 einen vierten signifikanten Schritt des Übergangs in das Erwachsenenalter bewältigten, verschoben hat. *Tabelle 2b* zeigt die Anteile, die im Alter von 20, 25 und 30 Jahren alle fünf untersuchten Teilübergänge vollzogen haben. Während dieser Anteil bei den Männern im Vergleich der Kohorten 1939-41 und 1959-61 im Alter von 25 und 30 Jahren stark zurückgegangen ist, existieren bei den Frauen im Alter von 25 Jahren kaum Unterschiede zwischen beiden Kohorten. Wie bereits betont, haben die Anteile, die bis zum Alter von 30 Jahren alle fünf Übergänge realisiert haben, bei den Frauen der Kohorte 1959-61 sogar deutlich zugenommen.

In Bezug auf das Kriterium der altersspezifischen Prävalenz von Statusübergängen ist also bei den Männern im Vergleich der Kohorten 1939-41 und 1959-61 ein Rückgang an Übergängen – und damit deren potenzielle Verschiebung hinter die Altersgrenze von 30 Jahren – festzustellen, während bei den Frauen eher der gegenteilige Prozess zu beobachten ist.

4.2 Übergangssequenzen im Kohortenvergleich

Die Reihenfolge von Ereignissen ist eine eigenständige Dimension der Strukturen des Übergangs in das Erwachsenenalter. Auch bei einer im Kohortenvergleich unveränderten Ereignisdichte können sich die Verknüpfungen zwischen Übergängen und deren diachrone Ordnung grundlegend verändern. Im Folgenden geht es zunächst um die Frage der *Synchronizität* und der *Sequenzialität* von Ereignissen, die unterschiedlichen Lebensbereichen zuzurechnen sind. Eine vollständige Beschreibung aller möglichen Kombinationen von Ereignissen, welche die fünf bislang betrachteten Teilübergänge einbezieht, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, zumal die Möglichkeit, dass Ereignisse aufgrund von miteinander verkoppelten Übergängen in den verschiedenen Lebensbereichen synchron auftreten, die Zahl möglicher Kombinationen weiter erhöht.

Vor diesem Hintergrund beschränken sich die folgenden Analysen auf die Reihenfolge, in der zwei bzw. drei ausgewählte Übergänge im Alter zwischen 14 und 30 Jahren auftreten. Betrachtet werden die relativen Anteile ausgewählter Kombinationen bzw. Sequenzen. In einem ersten Schritt wird jeweils paarweise die zeitliche Ordnung zwischen verschiedenen Statusübergängen untersucht. Die empirischen Analysen beschränken sich auf die Frage der Abfolge zwischen dem *Auszug aus dem Elternhaus* auf der einen Seite und der *Heirat*, der *Familiengründung*, dem *Ausbildungs-* und dem *Erwerbseintritt* auf der anderen Seite. Anschließend folgt eine systematische Betrachtung der möglichen Kombinationen von Auszug, Heirat und Erwerbsbeginn im Lebenslauf.

4.2.1 Die Reihenfolge von Übergängen im Lebenslauf

Wie stark ist der Auszug aus dem Elternhaus mit anderen Übergängen verknüpft, und in welchem Ausmaß hat sich die zeitliche Ordnung der Abfolge von Übergängen im Kohortenvergleich verschoben? *Tabelle 3* zeigt die kohortenspezifischen Anteile, die bis zum Alter von 30 Jahren den Auszug vor, zeitgleich mit oder nach den anderen Übergängen vollzogen haben. Als synchron bzw. verknüpft gelten Fälle, in denen beide Ereignisse im gleichen Monat oder in zwei aufeinander folgenden Monaten stattgefunden haben. Dies ist eine strenge Definition der Verknüpfung von Übergängen im Lebenslauf (Billari 2001, 133). Unter die Kategorie „Sonstige“ fallen Personen, die eines der beiden oder beide betrachteten Ereignisse bis zum Alter von 30 Jahren noch nicht erfahren haben.

Die Tabelle verweist auf einen charakteristischen Wandel der Reihenfolge der verschiedenen Ereignispaare und insbesondere des Grades ihrer Standardisierung im Lebenslauf. Die Heirat und der Auszug waren in der Kohorte 1919-21 nur in relativ geringem Ausmaß miteinander verknüpft. Vor allem bei den Frauen war der Anteil der nach der Heirat Ausziehenden mit einem Drittel der Fälle relativ hoch. Es liegt nahe, dies auf besondere Umstände in Folge des Zweiten Weltkriegs zurückzuführen, zumal das Ausmaß der Synchronizität beider Übergänge in den folgenden Kohorten 1929-31 bis 1949-51 sehr hoch war.

Das zeitliche Verhältnis von Familiengründung und Auszug war dagegen in fast allen Kohorten relativ klar konturiert. Die Familiengründung erfolgte in der Regel nach dem Auszug und der Gründung eines eigenen Haushalts. Der in den jüngeren Kohorten steigende Anteil der Kategorie der „Sonstigen“ dürfte hauptsächlich auf die zeitliche Verschiebung von Geburten im Lebenslauf von Frauen zurückzuführen sein.⁶ Ausgehend von einem Anteil von etwa 20 Prozent dauerhaft Kinderlosen in den Geburtsjahrgängen um 1960 (Kreyenfeld/Konietzka 2007) ist zu erwarten, dass der größere Teil der „Sonstigen“ ein erstes Kind im Alter von über 30 Jahren bekommen und damit ultimativ dem Muster „Familiengründung nach dem Auszug“ folgen wird.

Im Hinblick auf das Verhältnis von Auszug und Ausbildungsbeginn hat die Ordnung zugenommen, da immer größere Anteile der Männer und Frauen zunächst eine berufliche Ausbildung begonnen und später den Auszug vollzogen haben. Deutlich abgenommen haben dagegen die Anteile derjenigen, die eines der beiden Ereignisse nicht erfahren haben. Dahinter steht vor allem der im Kohortenvergleich sinkende Anteil derjenigen, die nach dem Ende der allgemeinbildenden Schule keine (berufliche) Erstausbildung aufgenommen haben (Konietzka 1999).

Auch in Bezug auf das Verhältnis von Erwerbseinstieg und Auszug ist ein klarer Wandel zu konstatieren. Vor allem bei den Frauen haben in den beiden jüngsten Kohorten die Anteile derer zugenommen, die vor dem Erwerbseinstieg das Elternhaus verlassen haben. Kaum zugenommen hat dagegen das Ausmaß der synchronen Ereignisse. Der Auszug fällt demnach nur selten mit der Aufnahme einer beruflichen bzw. Hochschulausbildung zusammen.

6 Das Medianalter der Familiengründung lag bei den 1960er Jahren geborenen Frauen bei annähernd 30 Jahren (Konietzka/Kreyenfeld 2009).

Tabelle 3: Die Reihenfolge des Auszugs aus dem Elternhaus und anderer Übergänge im Lebenslauf bis zum Alter von 30 Jahren (Angaben in Prozent)

Kohorte		1929- 21	1929 -31	1939- 41	1949 -51	1959- 61
Heirat und Auszug						
Männer	Auszug<Heirat	30	26	19	26	31
	Heirat<Auszug	19	12	14	13	5
	Heirat=Auszug	17	33	40	28	8
	Sonstige*	34	29	28	32	56
Frauen	Auszug<Heirat	21	21	22	26	43
	Heirat<Auszug	32	14	18	13	9
	Heirat=Auszug	19	42	46	47	13
	Sonstige	28	22	14	15	35
Familiengründung und Auszug						
Männer	Auszug<Familiengründung	35	42	54	41	26
	Familiengründung<Auszug	12	6	7	5	2
	Familiengründung=Auszug	3	3	2	2	1
	Sonstige	51	49	37	52	71
Frauen	Auszug<Familiengründung	39	55	64	61	48
	Familiengründung<Auszug	23	10	10	8	4
	Familiengründung=Auszug	2	1	3	1	1
	Sonstige	36	34	24	30	48
Ausbildungsbeginn und Auszug						
Männer	Ausbildung<Auszug	58	55	62	67	79
	Auszug<Ausbildung	6	6	6	6	6
	Ausbildung=Auszug	7	2	2	6	9
	Sonstige	28	37	31	21	7
Frauen	Ausbildung<Auszug	44	30	47	64	79
	Auszug<Ausbildung	4	2	2	3	8
	Ausbildung=Auszug	5	2	3	4	7
	Sonstige	47	66	48	29	6
Erwerbseinstieg und Auszug						
Männer	Erwerbseinstieg<Auszug	56	60	67	66	66
	Auszug<Erwerbseinstieg	17	11	8	13	17
	Erwerbseinstieg=Auszug	7	4	2	4	6
	Sonstige	20	26	23	17	10
Frauen	Erwerbseinstieg<Auszug	64	53	71	69	57
	Auszug<Erwerbseinstieg	7	9	7	14	32
	Erwerbseinstieg=Auszug	5	5	3	6	6
	Sonstige	24	34	19	11	5

Anm.: *: Mindestens eines der beiden Ereignisse hat nicht stattgefunden.

Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

Insgesamt können charakteristische Veränderungen der Anteile festgestellt werden, bei denen der Auszug mit den anderen betrachteten Übergängen synchron erfolgte. Im Kohortenvergleich dominieren zunächst eine Zunahme und anschließend ein Rückgang der Synchronizität von Heirat und Auszug. Diese erreichte bei den Männern der Kohorte 1939-41 und den Frauen der Kohorte 1949-51 das höchste Ausmaß. Fast die Hälfte der um 1940 und 1950 geborenen Frauen verließ das Elternhaus zeitgleich mit der Heirat. In der Kohorte 1959-61 traf dies nur noch auf 8 bzw. 13 Prozent zu. Nur gering gestiegen sind dagegen die Anteile derjenigen, die zeitgenau zum Erwerbseinstieg bzw. Ausbildungsbeginn ausgezogen sind. Diese Anteile bleiben allesamt unter 10 Prozent.

4.2.2 Sequenzen: Die Reihenfolge von Heirat, Auszug und Erwerbseinstieg

In diesem Abschnitt wird die Sequenz der Ereignisse Erwerbsbeginn, Auszug und Heirat bis zum Alter von 30 Jahren genauer betrachtet. Im Hinblick auf die Standardisierung der Verlaufsmuster der Statuspassage in das Erwachsenenleben stellt sich vor allem die Frage, ob die Vielfalt der Sequenzmuster im Kohortenvergleich im vorgegebenen Zeitfenster zugenommen hat. Betrachtet werden alle möglichen zeitlichen Kombinationen der drei genannten Ereignisse im individuellen Lebenslauf, wobei synchrone Ereignisse explizit ausgewiesen werden. Wiederum werden Ereignisse, die im Abstand von plus/minus einem Monat zum anderen Ereignis stattgefunden haben, als synchrone Ereignisse betrachtet. Die Individuen unterscheiden sich also nicht nur hinsichtlich der Abfolge der drei beobachteten Übergänge, sondern auch hinsichtlich der Zahl der Übergänge, die sie bislang erfahren haben.

Die Tabellen 4a und 4b zeigen für Männer und Frauen die 26 möglichen Kombinationen der Ereignisse (einschließlich der „Nichtereignisse“) auf. Alle Fälle des Datensatzes können eindeutig jeweils einem Muster zugeordnet werden. Die Tabellen zeigen eine große Vielfalt realisierter Ereignissequenzen. Jedes mögliche Sequenzmuster ist zumindest in einer der fünf Kohorten realisiert worden. Dennoch haben in fast allen Kohorten nur vier Kombinationsmuster einen Anteil von mehr als 10 Prozent erreicht. Die über alle Kohorten bedeutsamsten Sequenzen in den Lebensläufen der Männer und der Frauen sind erstens die Abfolge „Erwerbseinstieg vor Auszug“, zweitens die Abfolge „Erwerbseinstieg vor Auszug vor Heirat“, drittens die Abfolge „Erwerbseinstieg vor Heirat vor Auszug“ sowie viertens die Abfolge „Erwerbseinstieg vor Auszug und gleichzeitiger Heirat“.

Im Kohortenvergleich hat sich das Ausmaß der Konzentration der Sequenzmuster nur wenig geändert. Summiert man die Anteile der in einer Kohorte sechs häufigsten Sequenzen, wird eine große und anhaltende Standardisierung der Sequenzmuster erkennbar. Die sechs bei den Frauen der Kohorte 1919-21 häufigsten Muster repräsentierten zusammen 71 Prozent aller Übergangsmuster, in der Kohorte 1939-41 waren es 82 Prozent und in der Kohorte 1959-61 78 Prozent. Bei den Männern war der Grad der Konzentration der drei betrachteten Ereignisse in allen Kohorten ähnlich groß. 84 Prozent der Männer der Kohorte 1939-41 und 80 Prozent der Männer der Kohorte 1959-61 haben jeweils sechs von insgesamt 26 Mustern realisiert.

Tabelle 4a: Sequenzmuster von Auszug, Heirat und Erwerbseinstieg bis zum Alter von 30 Jahren – Männer (Angaben in Prozent)

	Kohorte				
	1919- 21	1929- 31	1939- 41	1949- 51	1959- 61
Erwerbseinstieg < Auszug	10	5	4	10	31
Erwerbseinstieg = Auszug	3	1	1	1	4
Erwerbseinstieg < Heirat	2	10	8	3	1
Erwerbseinstieg = Heirat	-	-	0	-	-
Erwerbseinstieg < Auszug < Heirat	17	13	13	17	23
Erwerbseinstieg<Heirat<Auszug	13	11	12	12	4
Erwerbseinstieg = Auszug < Heirat	3	2	1	2	2
Erwerbseinstieg < Auszug = Heirat	16	30	37	26	7
Erwerbseinstieg = Auszug = Heirat	0	0	-	1	0
Auszug < Erwerbseinstieg	7	2	3	4	11
Auszug < Heirat	4	2	1	0	0
Auszug = Heirat	1	2	2	0	0
Auszug < Erwerbseinstieg < Heirat	4	8	4	5	4
Auszug<Heirat<Erwerbseinstieg	3	1	0	2	2
Auszug = Heirat < Erwerbsein- stieg	0	1	1	1	0
Auszug < Erwerbseinstieg = Heirat	0	0	-	0	-
Heirat < Erwerbseinstieg	1	0	0	-	-
Heirat < Auszug	1	1	1	-	-
Heirat < Erwerbseinstieg < Auszug	1	-	-	0	0
Heirat < Auszug < Erwerbsein- stieg	3	-	-	1	0
Heirat = Erwerbseinstieg < Auszug	-	-	-	-	0
Heirat < Erwerbseinstieg = Auszug	1	-	0	0	0
Heirat	1	1	1	0	-
Auszug	3	1	--	2	4
Erwerbseinstieg	7	8	10	9	3
Kein Ereignis	1	0	0	1	1
<i>Summe der Anteile der 6 häufigsten Muster</i>	70	77	84	79	80
Gesamt	100	100	100	100	100

Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

Tabelle 4b: Sequenzmuster von Auszug, Heirat und Erwerbseinstieg bis zum Alter von 30 Jahren – Frauen (Angaben in Prozent)

	Kohorte				
	1919- 21	1929- 31	1939- 41	1949- 51	1959- 61
Erwerbseinstieg < Auszug	11	2	2	4	19
Erwerbseinstieg = Auszug	2	0	-	1	3
Erwerbseinstieg < Heirat	4	9	6	2	
Erwerbseinstieg = Heirat	-	-	-	0	-
Erwerbseinstieg < Auszug < Heirat	10	8	13	14	21
Erwerbseinstieg<Heirat<Auszug	26	11	15	11	6
Erwerbseinstieg = Auszug < Heirat	3	4	3	2	2
Erwerbseinstieg < Auszug = Heirat	15	32	39	39	9
Erwerbseinstieg = Auszug = Heirat	0	0	0	2	0
Auszug < Erwerbseinstieg	2	2	1	3	10
Auszug < Heirat	3	3	1	1	2
Auszug = Heirat	4	10	5	3	1
Auszug < Erwerbseinstieg < Heirat	4	5	4	5	13
Auszug<Heirat<Erwerbseinstieg	0	1	1	3	5
Auszug = Heirat < Erwerbsein- stieg	0	1	1	3	3
Auszug < Erwerbseinstieg = Heirat	0	0	-	1	1
Heirat < Erwerbseinstieg	0	0	-	-	-
Heirat < Auszug	5	2	3	1	0
Heirat < Erwerbseinstieg < Auszug	1	1	0	1	1
Heirat < Auszug < Erwerbsein- stieg	0	0	-	1	1
Heirat = Erwerbseinstieg < Auszug	0	-	0	0	0
Heirat < Erwerbseinstieg = Auszug	0	0	-	0	0
Heirat	1	3	1	1	-
Auszug	2	0	0	0	2
Erwerbseinstieg	4	5	3	3	0
Kein Ereignis	1	1	-	1	-
<i>Summe der Anteile der 6 häu- figsten Muster</i>	71	75	82	76	78
Gesamt	100	100	100	100	100

Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

Dessen ungeachtet hat sich die relative Bedeutung einzelner Übergangssequenzen beträchtlich gewandelt. Vor allem ist ein Aufstieg und anschließender dramatischer Rückgang der Kombination „Erwerbseinstieg vor Auszug und gleichzeitiger Heirat“ festzustellen. Außerdem hat die Bedeutung der Abfolge „Erwerbseinstieg vor Heirat vor Auszug“ abgenommen. Seit der Kohorte 1939-41 sind dagegen bei den Männern die Abfolgen „Erwerbseinstieg vor Auszug (ohne Heirat)“ und weniger deutlich „Erwerbseinstieg vor Auszug vor Heirat“ häufiger geworden. Beide Kombinationen gehörten bei den Frauen der Kohorte 1959-61 ebenfalls zu den häufigsten Sequenzen. Am dritthäufigsten war in dieser Kohorte die Sequenz „Auszug vor Erwerbseinstieg vor Heirat“ und bei den Männern die Sequenz „Auszug vor Erwerbseinstieg“.

Da die relative Häufigkeit der hier betrachteten Übergangsmuster nur bis zum Alter von 30 Jahren betrachtet wurde, besteht die Möglichkeit, dass die „unvollständigen“ Sequenzmuster später komplementiert werden. So liegt es nahe, dass die in der Kohorte 1959-61 sprunghaft an Verbreitung gewonnene Sequenz „Erwerbseinstieg vor Auszug“ in vielen Fällen zur Sequenz „Erwerbseinstieg vor Auszug vor Heirat“ erweitert wird. Entsprechend ist zu erwarten, dass sich das kohortenspezifische Ausmaß der Standardisierung von Sequenzmustern nach der Altersgrenze von 30 Jahren noch verändern wird.⁷

4.3 Die Dynamik der Ver- und Entkopplung von Übergängen

Im Anschluss an Tabelle 3 stellt sich die Frage der Dynamik der Ver- und Entkopplung zwischen zwei Ereignissen im Lebenslauf. Im Folgenden soll exemplarisch die zeitliche Nähe und Distanz zwischen dem Auszugsprozess auf der einen Seite und dem Heiratsprozess bzw. Übergang in die Erwerbstätigkeit auf der anderen Seite analysiert werden.

Das zeitliche Verhältnis von zwei Ereignissen – zum Beispiel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Erwerbseinstiegs – zueinander kann mit Hilfe der Methode der „gespiegelten Überlebensfunktion“ (Billari 2001) untersucht werden. Eine Berechnung der Funktion setzt voraus, dass eine Person zum Beobachtungszeitpunkt eines der beiden interessierenden Ereignisse erfahren hat. In diesem Fall können drei Teilpopulationen unterschieden werden: Personen, die vor dem Erwerbsbeginn, die nach dem Erwerbsbeginn und die zeitgleich mit dem Erwerbsbeginn ausgezogen sind. Für Personen, deren Auszug vor dem Erwerbsbeginn stattgefunden hat, wird die Überlebensfunktion des Übergangs in die Erwerbstätigkeit ab dem Zeitpunkt des Auszugs geschätzt (wie üblich können zusätzlich rechtszensierte Fälle berücksichtigt werden). Für Personen, deren Erwerbsbeginn vor dem Auszug stattgefunden hat, wird entsprechend die Überlebensfunktion des Auszugs ab dem Zeitpunkt des Erwerbsbe-

⁷ Der Umstand, dass alle Fälle mit Erreichen des Alters von 30 Jahren „rechtszensiert“ sind, impliziert, dass das Ausmaß der „endgültigen“ Standardisierung der kohortenspezifischen Sequenzmuster über dem im Alter 30 erreichten Niveau liegen kann. Möglicherweise hat sich unter dem Strich weniger die Abfolge der Sequenzmuster als vielmehr der Zeitraum verändert, in dem sich bestimmte Übergänge ereignen. Da für die Kohorten 1949-51 und 1959-61 der Lebensverlaufsstudie keine bzw. kaum Informationen über die Lebensläufe jenseits von 30 Jahren vorliegen, kann diese Frage aber mit den vorliegenden Daten nicht beantwortet werden. Dessen ungeachtet ist das empirische Ausmaß der Vielfalt der Sequenzmuster bis zum Alter von 30 Jahren ein eigenständiger Befund zur Struktur des frühen Erwachsenenalters.

ginn geschätzt. Beide Teilfunktionen werden anschließend zu einer gemeinsamen Funktion zusammengefügt (Billari 2001, Kley/Huinink 2006):

$$M(t) = \begin{cases} \frac{1 - n_E}{n \cdot G_E(-t)}, \text{ für } t < 0 \text{ (Auszug erfolgt vor Erwerbsbeginn)} \\ \frac{n_A}{n \cdot G_A(t)}, \text{ für } t \geq 0 \text{ (Auszug erfolgt nach Erwerbsbeginn)} \end{cases}$$

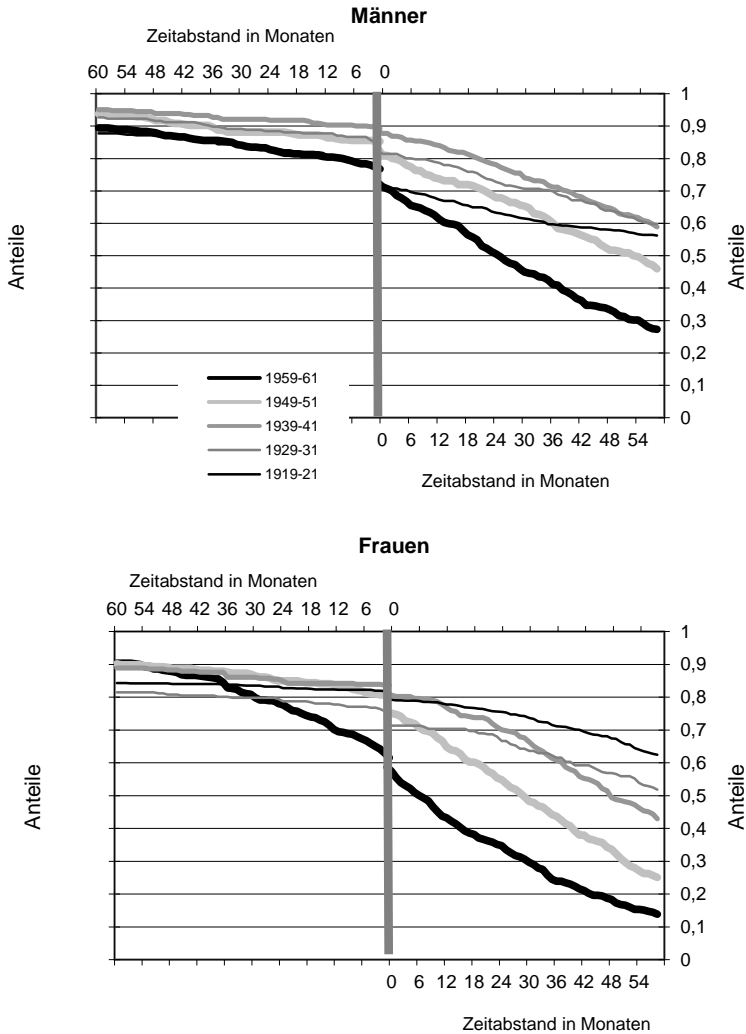
Die Funktion $M(t)$ gibt den Anteil der Personen an, die das Ereignis A mindestens t Perioden nach dem Eintritt von E erfahren haben (unter der Voraussetzung, dass die Zeitdifferenz $A - E$ positiv ist), sowie den Anteil derjenigen, die das Ereignis E mindestens t Perioden nach dem Eintritt von A erfahren haben, wiederum unter der Voraussetzung, dass E bereits eingetreten ist (und damit die Zeitdifferenz $A - E$ negativ ist). Die beiden Teilkurven schneiden die Y-Achse zum Zeitpunkt $t=0$. Die Größe des Sprungs auf der Y-Achse bei $t=0$ hängt vom Anteil der Personen ab, die beide Ereignisse simultan erfahren (Billari 2001: 128).

Wie *Abbildung 2* zeigt, sind Männer wie Frauen im Kohortenvergleich zunehmend vor dem Erwerbseinstieg ausgezogen. Das Ausmaß synchroner Ereignisse ist jedoch niedrig geblieben. Zudem hat sich bei beiden Geschlechtern mit der Kohorte 1949-51 der Auszugsprozess in den Jahren nach dem Erwerbseinstieg beschleunigt. Fünf Jahre nach diesem hatten mehr als 70 Prozent der Männer und 80 Prozent der Frauen der Kohorte 1959-61 das Elternhaus verlassen. In der Kohorte 1939-41 war dies nur bei 40 Prozent der Männer und 60 Prozent der Frauen der Fall. Im Kohortenvergleich ist die *zeitliche Distanz* zwischen dem Auszug aus dem Elternhaus und dem Erwerbseinstieg insgesamt *gesunken*. In diesem Sinne ist eine erhöhte zeitliche Nähe des Auszugs zum Arbeitsmarkteinstieg zu konstatieren. Aber auch, wenn der Auszug näher an den Erwerbseinstieg gerückt ist, blieb eine erhebliche Zeitdistanz zwischen beiden Übergängen bis zur jüngsten Kohorte bestehen. Es fördert demnach weniger der Erwerbseinstieg als *Ereignis*, sondern eher der *Status* der Arbeitsmarktintegration den Übergang aus dem elterlichen Haushalt (vgl. Konietzka/Huinink 2003).

Dagegen zeigt *Abbildung 3*, dass sich die Heirat und der Auszug in den jüngeren Kohorten sehr stark voneinander entkoppelt haben. Man kann gut erkennen, dass sich der Anteil, der vor oder spätestens mit der Heirat aus dem Elternhaus ausgezogen ist, mit jeder Kohorte erhöht hat. In der Kohorte 1959-61 hatten bereits 90 Prozent der Männer und Frauen das Elternhaus zu diesem Zeitpunkt verlassen. Die Darstellung der Survivorfunktionen zeigt zudem, dass die meisten derjenigen, die bei der Heirat noch im Elternhaus verblieben waren, *relativ rasch* nach der Heirat ausgezogen sind. Umgekehrt zeigt der Prozess der Eheschließung in Abhängigkeit vom Auszugszeitpunkt, dass im Kohortenvergleich drei Viertel bis zwei Drittel der Frauen der Kohorten 1919-21 bis 1949-51 vor oder zeitgleich mit dem Auszug geheiratet hatten. Der Übergang in die Ehe nach dem Auszug ist in diesen Kohorten in den folgenden Jahren zugleich *relativ langsam* verlaufen. In der Kohorte 1959-61 haben schließlich kaum mehr als 20 Prozent der Frauen vor oder mit dem Auszug geheiratet. Sie haben es zwar nach dem Auszug etwas schneller getan als die Frauen der älteren Kohorten, was aber nichts daran ändert, dass auch fünf Jahre nach dem Auszug noch fast die Hälfte der 1960 geborenen Frauen ledig war. Die gespiegelten Survivorkurven bestätigen damit die im kohortenspezifischen Vergleich beeindruckende Entkopplung der Ereignisse von Heirat und Auszug im frühen Erwachsenenalter. Dagegen hat sich

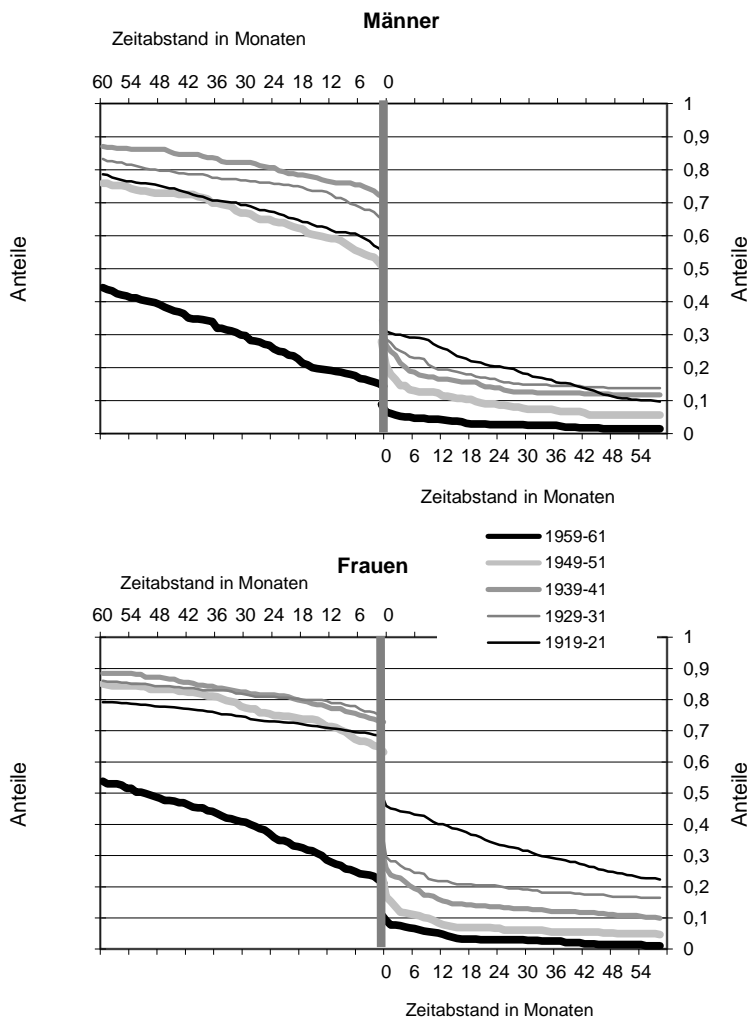
nicht so sehr die unmittelbare Kopplung von Erwerbseinstieg und Auszug verstärkt (vgl. Tabelle 3), sondern der Auszugsprozess hat sich sowohl vor als auch nach dem Berufseinstieg beschleunigt. Die zeitliche Distanz zwischen beiden Übergängen hat sich in der Tendenz verringert, ohne dass sich die Ereignisse als solche stärker miteinander verkoppelt hätten.

Abbildung 2: Der Auszugsprozess relativ zum Beginn der ersten Erwerbstätigkeit (gespiegelte Survivorfunktionen)



Anm.: Nur Personen, die mindestens einen der beiden Übergänge realisiert haben
 Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

Abbildung 3: Der Auszugsprozess relativ zum Zeitpunkt der Heirat (gespiegelte Survivalfunktionen)



Anm.: Nur Personen, die mindestens einen der beiden Übergänge realisiert haben
 Quelle: Eigene Berechnungen, Lebensverlaufsstudie des MPI für Bildungsforschung

Weitergehende Analysen zeigen, dass Männer und Frauen der Kohorte 1959-61 das Elternhaus häufiger anlässlich der Gründung einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft als anlässlich einer Heirat verlassen haben. So war für mehr als 20 Prozent der Frauen der Auszug unmittelbar mit dem Übergang in eine NEL verbunden (Konietzka 2010: 214, 220). Die entsprechenden Anteile sind bei den Anfang der 1970er Jahre Geborenen weiter gestiegen (Kley/Huinink 2006; Konietzka 2010).

5. Schlussfolgerungen

Gegenstand dieses Beitrags war der Wandel der Struktur des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. Die Analysen haben sich im Wesentlichen über die zeitgeschichtliche Epoche zwischen den 1940er Jahren und dem Vorabend des Falls der Berliner Mauer erstreckt. Zwar haben die empirischen Analysen Veränderungen nach der deutschen Einheit nicht erfassen können, dennoch bilden sie den für die Debatte um die Individualisierung und De-Standardisierung des Lebenslaufs relevanten sozialhistorischen Kontext hinreichend ab. Die These der Individualisierung des Lebenslaufs (Beck 1986) richtet sich schließlich in ihrem Kern auf den sozialen Wandel in der Bundesrepublik Deutschland zwischen den 1950er und 1980er Jahren.

Ausgehend von der These einer zunehmenden De-Standardisierung des Übergangs in das Erwachsenenalter habe ich die *Prävalenz* und Dichte von Ereignissen, die *Reihenfolge* und Sequenz sowie die *Verkopplung* von Ereignissen im Übergang in das Erwachsenenalter betrachtet. Die empirischen Vergleiche haben auf ambivalente Entwicklungen verwiesen.

Das Alter, bis zu dem bei Männern drei signifikante Ereignisse des Übergangs in das Erwachsenenalter stattgefunden haben, blieb in langfristiger Perspektive unverändert. Jedoch erfolgte der vierte Übergang in der Kohorte 1959-61 deutlich später. Die Frauen haben dagegen in dieser Kohorte in erhöhtem Maße bis zum Alter von 30 Jahren das ‚komplette‘ Programm durchlaufen. In Bezug auf die diachrone Ordnung des Übergangs in das Erwachsenenalter wurde deutlich, dass die Lebensphase bis zum Alter von 30 Jahren anhaltend durch eine begrenzte Anzahl an Ereigniskombinationen geprägt wurde. 70 bis 80 Prozent der Männer und Frauen in allen Kohorten haben sich auf jeweils nicht mehr als sechs verschiedene Sequenzmuster aufgeteilt. Gleichzeitig hat sich das relative Gewicht der einzelnen Sequenzen über die Kohorten stark verändert. Der bedeutendste Aspekt des Wandels der Ordnung von Ereignissen besteht darin, dass ein Großteil der Kohortenmitglieder in der jüngsten beobachteten Kohorte das Elternhaus weit vor einer Heirat und zunehmend auch vor dem Erwerbseinstieg verlassen hat. Eine vertiefte Analyse der Verkopplung von Übergängen erfolgte anhand der Methode gespiegelter Überlebensfunktionen (Billari 2001). Die Analysen haben gezeigt, dass der Auszug und die Eheschließung in den älteren Kohorten auf der Individualebene zeitlich eng miteinander verknüpft waren, in den jüngeren Kohorten jedoch Entkopplungstendenzen zugenommen haben. Zugleich hat sich die Distanz zwischen Auszug und Beginn des Erwerbslebens verringert. Obwohl sich der Auszug auf der Individualebene stärker mit dem Erwerbseinstieg verknüpft hat, blieb das Ausmaß der unmittelbaren Verknüpfung beider Übergänge gering.

Der Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter über die hier betrachteten Kohorten entspricht insgesamt nicht dem allgemein unterstellten Muster des Wandels von einer klar geordneten Statuspassage mit einer festen Abfolge von eng miteinander verknüpften Übergängen in verschiedenen Lebensbereichen hin zu einem weitgehend ungeordneten und stark diversifizierten Übergangsprozess. Damit relativieren die Analysen die Annahme der *De-Standardisierung* des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. Die Statuspassage in das Erwachsenenleben wurde demnach unter lebenszeitlichen Gesichtspunkten nicht einfach durch eine zunehmende Heterogenität und Entkopplung von Statusübergängen geprägt (vgl. Brückner/Mayer 2004; Elzinga/Liefbroer 2007).

Unter individualisierungstheoretischen Gesichtspunkten hervorzuheben sind jene empirischen Ergebnisse, die auf eine anhaltend hohe zeitliche Standardisierung der Sequenzmuster des Übergangs in das Erwachsenenalter verweisen. So legen die Entwicklungstendenzen im Übergang in das Erwachsenenalter nicht zuletzt den Schluss nahe, dass die unterstellte Zunahme individueller Gestaltungschancen des Lebenslaufs im Zuge des vielzitierten Individualisierungsprozesses allenfalls in spezifischer Hinsicht in abnehmende soziale Strukturregularitäten gemündet ist.

Die in diesem Beitrag präsentierten kohortenspezifischen Befunde sind nicht erschöpfend. Neben der zeitlichen Eingrenzung auf die vier westdeutschen Nachkriegsjahrzehnte ist eine Beschränkung auf die Übergänge berufliche Ausbildung, Erwerbseinstieg, Auszug aus dem Elternhaus, Heirat und Familiengründung erfolgt. Insbesondere der in der jüngsten Kohorte zunehmend relevante Übergang in eine nichteheliche Lebensgemeinschaft wurde in dem vorliegenden Beitrag nicht berücksichtigt. Trotz der sozialhistorischen und analytischen Begrenzungen legen die empirischen Befunde den Schluss nahe, dass der Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter in der Bundesrepublik durch die These einer De-Standardisierung von Lebensereignissen bzw. einer erhöhten Heterogenität von Zeitstrukturen unzureichend beschrieben wird. Stattdessen sind neben Tendenzen kohortenspezifischer De-Standardisierung zumindest partielle Entwicklungen zu konstatieren, die man auch als Aspekte einer Re-Standardisierung des Übergangs in das Erwachsenenalter betrachten könnte.

LITERATUR

- Anisef, Paul, Paul Axelrod, Etta Baichman-Anisef, Carl James und Anton Turriffin (2000): Opportunity and Uncertainty: Life Course Experiences of the Class of '73, Toronto.
- Beck, Ulrich, (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt/M.
- Berger, Peter A. und Peter Sopp (1992): Bewegtere Zeiten? Zur Differenzierung von Erwerbsverlaufsmustern in Westdeutschland. Zeitschrift für Soziologie 21, 166-185.
- Bien, Walter und Jan H. Marbach (2003): Vorwort. In: Walter Bien und Jan H. Marbach (Hg.): Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey. Reihe DJI: Familien-Survey 11, Opladen, 7-10.
- Billari, Francesco C. (2001): The Analysis of Early Life Courses: Complex Descriptions of the Transition to Adulthood. Journal of Population Research 18, 119-142.
- Blossfeld, Hans-Peter und Johannes Huinink (2001): Lebensverlaufsforschung als sozialwissenschaftliche Forschungsperspektive. Themen, Konzepte, Methoden und Probleme. BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 14. Jg., 5-31.
- Brose, Hanns-Georg (2003): Die Subversion der Institution - Über Riesters Rente, lebenslanges Lernen und andere Kleinigkeiten. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Opladen, 583-603.
- Brückner, Erika (1993): Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel: Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1919-21. Teile I-V, Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 44, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- Brückner, Hannah und Karl Ulrich Mayer (1995): Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel: Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1954-56 und 1959-61. Teile I-III, Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 44, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

- Brückner, Hannah und Karl Ulrich Mayer (2004): The De-Standardization of the Life Course: What it Might Mean and if it Means Anything whether it Actually Took Place? In: Ross Macmillan (Hg.): *The Structure of the Life Course: Standardized? Individualized? Differentiated? Advances in Life Course Research* 9, 27-54.
- Buchmann, Marlis (1989): *The Script of Life in Modern Society. Entry into Adulthood in a Changing World*, Chicago/London.
- Buchmann, Marlis und Stefan Sacchi (1995): Zur Differenzierung von Berufsverläufen. Ein mehrdimensionaler Kohortenvergleich. In: Peter A. Berger und Peter Sopp (Hg.): *Sozialstruktur und Lebenslauf*, Opladen, 49-64.
- Corijn, Martine (2001): Transitions to Adulthood in Europe for the 1950s and 1960s cohorts. In: Martine Corijn und Erik Klijzing (Hg.): *Transitions to Adulthood in Europe*, Dordrecht, 1-25.
- Dommermuth, Lars (2007): *Wege ins Erwachsenenalter in Europa. Italien, Westdeutschland und Schweden im Vergleich*, Wiesbaden.
- Elder, Glen H., Jr. (1985a): Perspectives on the Life Course. In: Glen H. Elder, Jr. (Hg.): *Life Course Dynamics: Trajectories and Transitions 1968-1980*, Ithaca, 23-49.
- Elder, Glen H., Jr. (1994): Time, Human Agency, and Social Change. *Perspectives on the Life Course. Social Psychology Quarterly* 57, 4-15.
- Elzinga, Cees H. und Aart C. Liefbroer (2007): De-Standardization of Family-Life Trajectories of Young Adults: A Cross-National Comparison Using Sequence Analysis. *European Journal of Population* 23, 225-250.
- Festy, Patrick (1980): On the new context of marriage in Western Europe. In: *Population and Development Review* 6, 311-315.
- Furstenberg, Frank F. Jr., Rubén G. Rumbaut und Richard A. Settersten, Jr. (2005): On the Frontier of Adulthood. *Emerging Themes and New Directions*. In: Richard A. Settersten, Jr., Frank F. Furstenberg, Jr. und Rubén G. Rumbaut, (Hg.): *On the Frontier of Adulthood: Theory, Research, and Public Policy*, Chicago, London, 3-25.
- Fussell, Elizabeth und Fran F. Furstenberg (2005): The Transition to Adulthood during the Twentieth Century: Race, Nativity, and Gender. In: Richard A. Settersten, Jr., Frank F. Furstenberg, Jr. und Rubén G. Rumbaut, (Hg.): *On the Frontier of Adulthood: Theory, Research, and Public Policy*, Chicago, London, 29-75.
- Huinink, Johannes (1995): *Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft*, Frankfurt/M.
- Iedema, Jurjen, Henk A. Becker und Karin Sanders (1997): Transitions into Independence. A Comparison of Cohorts Born Since 1930 in The Netherlands. *European Sociological Review* 13, 117-137.
- Kaa, Dirk J. van de (1987): Europe's Second Demographic Transition. *Population Bulletin* 42, 1-57.
- Kerckhoff, Alan C. (1990): *Getting Started. Transition to Adulthood in Great Britain*, Boulder.
- Klein, Thomas (1999): Verbreitung und Entwicklung Nichtehelicher Lebensgemeinschaften im Kontext des Wandels partnerschaftlicher Lebensformen. In Thomas Klein und Wolfgang Lauterbach (Hg.): *Nichteheliche Lebensgemeinschaften*, Opladen, 63-94.
- Kley, Stefanie und Johannes Huinink (2006): Die Gründung des eigenen Haushalts bei Ost- und Westdeutschen nach der Wiedervereinigung, in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 31, 127-154.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, 1-29.
- Kohli, Martin (1986): Social Organization and Subjective Construction of the Life Course. In: Aage B. Sørensen, Franz E. Weinert and Lonnie R. Sherrod (Hg.): *Human Development and the Life Course*, Hillsdale/London, 271-292.

- Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: Ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hg.): *Entstaatlichung und Soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Teil 1*, Opladen, 525-545.
- Konietzka, Dirk (1999): *Ausbildung und Beruf*, Wiesbaden.
- Konietzka, Dirk (2010): *Zeiten des Übergangs. Sozialer Wandel des Übergangs in das Erwachsenenalter*. Wiesbaden.
- Konietzka, Dirk und Johannes Huinink (2003): Die De-Standardisierung einer Statuspassage? Zum Wandel des Auszugs aus dem Elternhaus und des Übergangs in das Erwachsenenalter in Westdeutschland. *Soziale Welt*, 54, 285-311
- Konietzka, Dirk und Michaela Kreyenfeld (2009): Zwischen soziologischen Makrotheorien und demografischen Vorausberechnungen – Möglichkeiten und Grenzen des Blicks in die Zukunft der Familien- und Geburtenentwicklung. In: *Zeitschrift für Familienforschung Sonderheft 2009: Zukunft der Familie*, hg. von Günter Burkart, 51-71.
- Kreyenfeld, Michaela und Dirk Konietzka (2007): Kinderlosigkeit in Deutschland – theoretische Probleme und empirische Ergebnisse. In: Dirk Konietzka/Michaela Kreyenfeld (Hg.): *Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland*. Wiesbaden, 11-41.
- Liefbroer, Aart und Pearl Dykstra (2003): Long-Term Changes in the Transition into Adulthood in the Netherlands: Putting the Process of Destandardization into Perspective. Paper Presented at the EPC, August 2003, Warsaw.
- Mayer, Karl Ulrich (1988): German Survivors of World War II: The Impact on the Life Course of the Collective Experience of Birth Cohorts. In: Mathilda White Riley, Bettina J. Huber und Beth Hess (Hg.): *Social Structures and Human Lives. Social Change and the Life Course*, Newbury Park, 229-246.
- Mayer, Karl Ulrich (1995): Gesellschaftlicher Wandel, Kohortenungleichheit und Lebensverläufe. In: Peter A. Berger und Peter Sopp (Hg.): *Sozialstruktur und Lebenslauf*, Opladen, 27-47.
- Mayer, Karl Ulrich (1996): Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel. Eine Theoriekritik und eine Analyse zum Zusammenhang von Bildungs- und Geburtenentwicklung. In: Johann Behrens und Wolfgang Voges (Hg.): *Statuspassagen und sozialpolitische Institutionalisierungen*, Frankfurt/M., 43-72.
- Mayer, Karl Ulrich (2001): Lebensverlauf. In: B. Schäfers und W. Zapf (Hg.): *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Opladen, 446-460.
- Mayer, Karl Ulrich (2002): Zur Biografie der Lebensverlaufsforschung: ein Rückblick auf die letzten zwei Jahrzehnte. In: Günter Burkhardt und Jürgen Wolf (Hg.): *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Opladen, 41-61.
- Mayer, Karl Ulrich (2005): Life Courses and Life Chances in a Comparative Perspective. In: Stefan Svallfors (Hg.): *Analyzing Inequality: Life Chances and Social Mobility in Comparative Perspective*, Palo Alto, 17-55.
- Mayer, Karl Ulrich und Erika Brückner (1989): *Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel: Konzeption, Design und Methodik der Erhebung von Lebensverläufen der Geburtsjahrgänge 1929-31, 1939-41 und 1949-51. Teile I-III, Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 35*, Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- Mayer, Karl Ulrich und Steffen Hillmert (2004): Neue Flexibilitäten oder blockierte Gesellschaft? Sozialstruktur und Lebensverläufe in Deutschland 1960-2000. In: Robert Kecskes, Michael Wagner und Christof Wolf (Hg.): *Angewandte Soziologie*, Wiesbaden, 129-158.
- Meulemann, Heiner (1995): *Die Geschichte einer Jugend. Lebenserfolg und Erfolgsdeutung ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 15. und 30. Lebensjahr*. Opladen.
- Meulemann, Heiner, Klaus Birkelbach und Jörg-Otto Hellwig (Hg.) (2001): *Ankunft im Erwachsenenleben. Lebenserfolg und Erfolgsdeutung in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 16 und 43. Lebensjahr*. Opladen.

- Modell, John (1989): *Into One's Own: From Youth to Adulthood in the United States*. Berkeley.
- Modell, John, Frank Furstenberg und Theodore Hershberg (1976): Social Change and Transition to Adulthood in Historical Perspective. *Journal of Family History* 1, 7-32.
- Ravanera, Zenaida R., Fernando Rajulton und Thomas K. Burch (1998): Early Life Transitions of Canadian Women: A Cohort Analysis of Timing, Sequences, and Variations. *European Journal of Population* 14, 179-204.
- Rindfuss, Ronald R. (1991): The Young Adult Years: Diversity, Structural Change, and Fertility. *Demography* 28, 493-512.
- Rindfuss, Ronald R., C. Gray Swicegood und Rachel A. Rosenfeld (1987): Disorder in the Life Course: How Common and Does It Matter? *American Sociological Review* 52, 785-801.
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wingens (2001): Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf. In: Reinhold Sackmann und Matthias Wingens (Hg.): *Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf*, Weinheim, 17-48.
- Scherer, Stefani (2001): Early Career Patterns: A Comparison of Great Britain and West Germany. *European Sociological Review* 17, 119-144.
- Scherger, Simone (2007): *Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung. Westdeutsche Lebensläufe im Wandel*, Wiesbaden.
- Shanahan, Michael J. (2000): Pathways to Adulthood in Changing Societies, in: *Annual Sociological Review* 26, 667-692.
- Shulman, Shmuel und Elisheva Ben-Artzi (2003): Age-Related Differences in the Transition from Adolescence to Adulthood and Links with Family Relationships. *Journal of Adult Development* 10, 217-226.
- White, Lynn (1994): Coresidence and Leaving Home: Young Adults and Their Parents. In: *Annual review of sociology* 20, 81-102.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1992): Institutionalisation oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1-19.

Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien

Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von
Lebenslaufereignissen¹

Jochen Kade

1. Anderssein/Anderswerden

Bildung zielt – in einer Formulierung von Reinhart Koselleck – darauf, die „Einmaligkeit einer Individualität zu ermöglichen und zu generieren, ohne auf ihre Verschränkung mit der Gesellschaft zu verzichten“ (Koselleck 2010, 157), und dies – wie in der neueren Moderne sichtbar wird – nicht gleichsam in einem einmaligen und dann abgeschlossenen Akt, sondern in einem rekursiv sich stabilisierenden, vielfältig vernetzten, insgesamt kontinuierlich und diskontinuierlich zugleich verlaufenden Prozess. Das Ich, das sich in diesem Prozess bildet, hat immer eine Vergangenheit und eine Zukunft. Sie ist offen, aber nicht vollkommen unbestimmt ist. Im Kern ist qualitative Bildungsforschung daher immer zugleich Bildungsbiographieforschung. Sie analysiert Lehr-, Lern- und Bildungsprozesse in individuellen Lebensläufen und rekonstruiert die Veränderungen von Selbst- und Weltdeutungen in diesem Prozess. Die einzelnen Lebensereignisse und Lebenserfahrungen werden in einen inhaltlichen Zusammenhang gebracht, der das Werden des Ichs in den Mittelpunkt rückt (vgl. Alheit/Dausien 2000; Böhme 2010). Das Individuum ist „ganz und gar keine stabile, homogene Einheit (...), sondern, im Gegenteil, in einem ständigen Wandel begriffen“ (Kaufmann 2010, 11). „Denn *Ich* ist ein anderer“, so schon Rimbauds berühmte Formulierung 1871 im Brief an Paul Demeny. „Wenn Kupfer als Trompete erwacht, ist es nicht seine Schuld“ (Rimbaud 1991, 395). Und weniger freudig dann der Anfang von Franz Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ aus dem Jahre 1912: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeheuer verwandelt“.

Indes, nicht nur Künstler spitzen biographische Veränderungen eher angstvoll oder mit Humor zu, auch die qualitative Biographieforschung präferiert dramatische biographische Konstellationen, wenn sie Bildung auf die Transformation von subjektiven Strukturen zentriert (vgl. Koller 2010), die Analyse von Zustandsveränderungen innerhalb dieser Strukturen aber an die Lernforschung delegiert und sich damit zugleich die Möglichkeit nimmt, die keineswegs selten beobachtbaren, langsam, aus der

¹ Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag auf der Tagung „Qualitative Forschung und Bildungstheorie“ der DGfE-Kommission „Qualitative Bildungs- und Biographieforschung“ in Berlin/Schwanenwerder am 1.10.2010.

Stetigkeit heraus emergierenden unstetigen Übergänge zwischen Zustandsveränderungen und Strukturtransformationen bildungstheoretisch zu rekonstruieren. Zugleich geht die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, wenn auch eher implizit, davon aus, dass es dauerhafte biographische Strukturierungen im Leben jedes Einzelnen gibt. Sie hat es daher durchweg bei der Analyse von Einmalhebungen belassen und auf dieser Datenbasis generalisierte Aussagen über Bildungsbiographien von Individuen gemacht. Die diesem methodischen Design zugrunde liegende theoretische Stabilitätsannahme ist indes durch zeitdiagnostisch orientierte, vor allem soziologische Analysen in hohem Maße brüchig geworden. Diese Analysen fokussieren stärker die Prozesshaftigkeit sozialer Realität (vgl. Nassehi 2006; Luhmann 1996). So vertritt Richard Sennett (1998) die These von einem schnellen Veralten von Biographien. Individuen könnten keine über ihr ganzes Leben hinweg geltende Biographie erzählen. Sie änderten sich vielmehr inzwischen nach so kurzen Zeiträumen, dass sie in schneller Folge immer neue Biographien erzählen müssen, um sich ihres Selbst sozial zu vergewissern. Hartmut Rosa (2005) radikalisiert diese These noch einmal unter dem Leitgedanken der Beschleunigung aller Lebensverhältnisse in dem Sinne, dass es das Ich immer nur zu einem bestimmten Zeitpunkt gibt. Dies führe letztlich dazu, dass gar keine, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander beziehbaren biographischen Zusammenhänge mehr hergestellt werden können, also keine Biographien mehr erzählt werden können. An ihre Stelle würden gegenwartsfixierte Momentaufnahmen treten, die nur noch vage, rudimentär an Biographien erinnern.²

Wenn diese Thesen über die verlorene (Zeit-)Stabilität von Lebensläufen und Biographien sich als tragfähig erweisen, wird qualitative Bildungsforschung auf der Grundlage von Einmalhebungen in hohem Maße prekär. Ihr diesbezügliches Defizit ist daher inzwischen mehrfach – so etwa unlängst von Arnd-Michael Nohl (2006) und Sabine Reh (2008) – angemerkt und die Durchführung von Mehrfacherhebungen zum selben Fall angemahnt worden. Auch gibt es bereits erste qualitative Studien mit einem auf Mehrfacherhebungen angelegten Design (siehe für England Biesta/Tedder/Field 2010 und für Deutschland Hof/Kade/Fischer 2010). Das Projekt „Prekäre Bildungsgestalten“³ verdeutlicht schon jetzt, dass von der qualitativen Erforschung von Bildungsbiographien auf der Datengrundlage von Wiederholungserhebungen wichtige

-
- 2 Dem widerspricht nicht das große Interesse an Biographien und die wachsende Zahl der Publikation bereits von 20-Jährigen. Zugleich werden (Auto-)Biographien mehrfach im Lebenslauf geschrieben (vgl. in dieser Hinsicht auch schon die Untersuchungen von Frauenbiographien im 19. Jahrhundert von Heinritz 2000 und entsprechende Dokumentationen in Wedel 2010), wenn man meint, es gäbe etwas Erzählenswertes, und das heißt immer: gut Verkäufliches. Helge Schneider hat seine Biographie „Bonbon aus Wurst. Mein Leben. Originalausgabe“ im Klappentext daher gleich im Spannungsverhältnis von Endgültigkeit und Überholtheit ironisiert: „Mein Leben pur. Da nicht nur Hartmut Beck von der SPD Rheinland-Württemberg seine Memoiren noch einmal verändert hat, habe auch ich mich entschlossen, meinen Lebenslauf noch einmal zu überdenken. Ich habe 1992 bereits handgeschriebene Erinnerungen vorgelegt, die aber aufgrund meines damaligen Zeitmangels und meiner Beschränktheiten zum größten Teil auf erfundenen Lügenmärchen basierten. Jetzt ist es an der Zeit aufzuräumen.“ (Schneider 2009, Klappentext) Zur kulturtheoretischen Unterscheidung zwischen „kontinuierlichen Lebensläufen nach Art von Angestelltenbiographien“ und der „Routinisierung der Diskontinuität“ in Distanz dazu beim postmodernen Subjekt vgl. Reckwitz 2006, hier: 606 f.; zur Problematisierung der Instabilitätsthese am Fall von Berufsbiographien vgl. neuerdings auch Mayer/Grunow/Nitsche 2010.
 - 3 Das von der DFG (KA 642/4-2) geförderte Projekt trägt den Titel „Prekäre Kontinuitäten. Der Wandel von Bildungsgestalten im großstädtischen Raum unter den Bedingungen der forcierten Durchsetzung des Lebenslangen Lernens“. Projektleitung: Jochen Kade und Sigrid Nolda; Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter: Sascha Benedetti, Monika Fischer, Cornelia Maier-Gutheil und Silke Müller.

Anregungen für die Weiterentwicklung der Theorie der Bildungsbiographie zu erwarten sind. *Biographietheoretisch*, indem von der Fokussierung auf die einzelne Biographie als repräsentatives und abgeschlossenes Resultat auf Bildungsgestalten und den Prozess des Biographisierens umgestellt wird. Und *bildungstheoretisch*, indem das Subjekt als Prozess begriffen wird (vgl. Kaufmann 2010; Wigger 2004) und an die Stelle von eindimensional stabilen Subjektgestalten mehrdimensional dynamische Subjektmodelle treten, die nicht mehr ausschließlich auf Autonomie hin stilisiert sind, sondern etwa bereits auch wieder auf die Überziehung dieser (Selbst-)Erwartung mit verstärkten Orientierungen an Zielen wie Authentizität und Anerkennung reagieren (vgl. Honneth 2002).

Im Folgenden werden zunächst einige eher grundbegriffliche theoretische Vorklärungen zur Bildungstheorie und ihrer Dimensionierung getroffen (2.1), anschließend wird das Konzept des Biographisierens entfaltet (2.2). Diesen Teil abschließend, werden einige methodologisch-methodische Fragen qualitativer Forschung knapp erörtert (2.3). Auf diesem Hintergrund wird dann in einem Ausschnitt aus einer Fallanalyse der Biographisierungsprozess einer Person rekonstruiert, die nach 25 Jahren noch einmal interviewt wurde, zunächst im Blick auf differente Bildungsgestalten (3),⁴ dann unter dem Aspekt der im Prozess des Biographisierens sich verschiebenden Zeitverhältnisse, insbesondere Zukünfte (4). Den Abschluss bilden erste über Interviews als Datenquelle hinausführende Überlegungen zu den Möglichkeiten der Analyse von Biographisierungsprozessen etwa durch die Ausschöpfung des Potentials, das diesbezüglich die Literatur oder der Film enthalten (5).

2. Bildungsbiographieforschung

2.1 Bildungstheoretische Fundierung

Bildung bezeichnet, im Anschluss an Wilhelm von Humboldt und über ihn hinausgehend,⁵ den Prozess der subjektiven Aneignung von Welt, in dem der (einzelne) Mensch seine Individualität und zugleich seinen Bezug auf Gesellschaft entwickelt. Bildung zielt auf die „Verknüpfung unseres Ichs mit der Welt“. Sie verlange vom Menschen, „soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden“ (Humboldt 1969/1793, 235). Insofern die subjektive Aneignung von Welt immer *uno actu* ein Prozess der Konstitution von Subjektivität ist, ist Bildung im Kern Selbst(-neu-)schöpfung im Durchgang durch die Aneignung einer zunächst fremden, äußeren oder auch inneren Welt.

Dieses Bildungskonzept bedarf der Weiterentwicklung, um als theoretischer Rahmen für qualitative Bildungsforschung genutzt werden zu können, und zwar unter zumindest vier Aspekten. Unter normativen Gesichtspunkten ist von einem relativ offenen Subjektverständnis auszugehen. Moderne Gesellschaften, so lassen sich die

4 Jean-Claude Kaufmann betont, dass es weniger Ausdruck des wissenschaftlichen Narzissmus ist, wenn alte Daten später noch einmal zum Gegenstand der Analyse gemacht werden. Er begründet, dass es vielmehr Ausdruck „einer neuen Art der Produktion von Theorie“ ist. In ihrem Rahmen „erweist sich ein lineares Fortschreiten vom Konkreten hin zu allgemeineren Schlussfolgerungen als unmöglich“. Das einzige Mittel, um dies zu umgehen, sei, so vermutet er, „ein und dasselbe Material auf unterschiedliche Weise immer wieder neu zu bearbeiten, auf ältere Untersuchungen zurückzugreifen, indem man sie von einer anderen Seite angeht und theoretischere Werkzeuge verwendet“ (Kaufmann 2010, 11 f.).

5 Zur Aktualität des Humboldt'schen Bildungskonzepts vgl. Koller 2009; Kade 2011.

Befunde der neueren sozialwissenschaftlichen Literatur resümieren, bilden individuelle Subjektformationen auf drei Dimensionen strukturell ab. Als Ziele von Subjektbildung sind dies Autonomie (Selbstbestimmung, Freiheit, Gleichheit), Authentizität (Selbstverwirklichung, Unverwechselbarkeit, Einzigartigkeit) und soziale Anerkennung (insbesondere im Medium von beruflicher Arbeit, Familie und sozialem Engagement).⁶ Aus der Sicht der neueren Anthropologie wird das Bild des Menschen verkürzt, wenn dieser allein als Willens- und Entscheidungssubjekt verstanden wird. Der Mensch ist auch, so Christoph Menke ausgehend von Gottfried Herder, der Inbegriff des praktischen Vermögens bzw. des Könnens, um eine Praxis verwirklichen zu können.⁷ Autonomie, Authentizität und Anerkennung werden damit zu den Kriterien gelingenden Lebens. Individuell können die Akzente unterschiedlich gesetzt sein. Sie unterliegen dem historischen Wandel, aber auch lebensalterbestimmten individuellen Verschiebungen.

Inhaltlich sind Bildungsprozesse näher durch den jeweils angeeigneten Weltausschnitt zu bestimmen; und das heißt inzwischen, durch das Wissen, das sich individuell zu Eigen gemacht wird. Die für Bildungsprozesse prägende Wissensordnung zeigt heute ein breites Spektrum. Es reicht, in groben Umrissen, vom lebensweltlichen Wissen bis zum wissenschaftlichen Wissen, vom Weltwissen bis zum Selbstwissen, vom Handlungswissen bis zum Orientierungswissen.

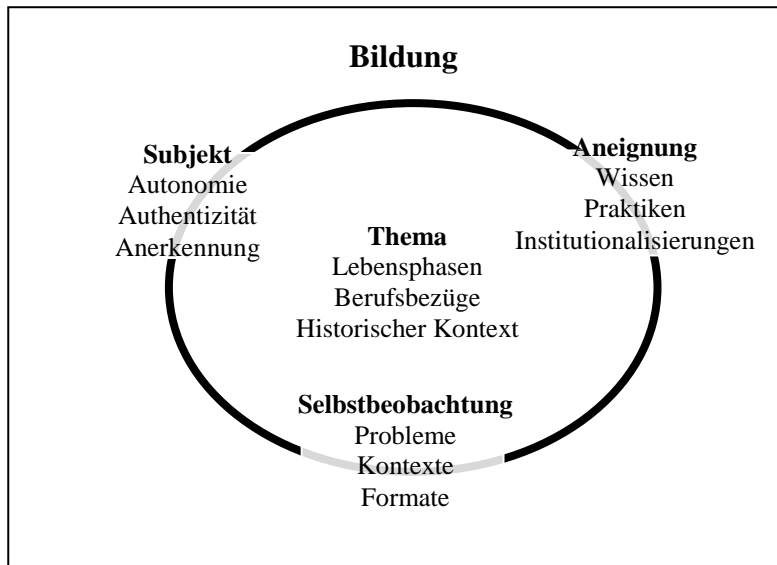
Darüber hinaus sind Bildungsprozesse in modernen Gesellschaften in hohem Maße durch (pädagogische) Lehr-Lernsettings strukturiert. Die diesen zu Grunde liegende Aneignungsordnung reicht von öffentlichen bis zu privaten Lehr-Lernsettings und Aneignungskontexten, von erfahrungsintegrierten Aneignungsprozessen bis zu institutionell ausdifferenzierten schulischen oder schulähnlichen Lehr-Lernprozessen, vom selbstorganisierten bis zum institutionell-professionell organisierten Lernen, vom non-formellen Lernen über das informelle Lernen bis zu formellem Lernen, von der Aneignung von Wissen bis zu seiner Anwendung.

Die wesentliche Beschränkung des Humboldt'schen Bildungskonzepts resultiert indes aus dem ihm zugrunde liegenden statischen, eher substantialistischen, auf Einheit der Person abhebenden Identitätsbegriff und der sich daraus ergebenden Vorstellung linearer-kumulativer, letztlich zeitloser Bildungsprozesse. Die neuere sozialwissenschaftliche Diskussion hat demgegenüber die Fragilität und damit dynamische Prozessualität moderner Identität aufgewiesen (vgl. Keupp/Hohl 2009; Kaufmann 2005). Der grundlegende Zweifel darüber, wer man ist, erzeugt ein kontinuierliches Interesse an Fixierung eines im Fluss sich befindlichen, nicht mit sich identischen Ichs, also an Selbstvergewisserung. Kontinuierliche Selbstbeobachtung wird damit zu einer in Bildungsprozessen immer mitlaufenden, sie erst ermöglichenden individuellen Praktik. Bildungsprozesse lassen sich entsprechend nur im Lichte eines Theoriemodells begreifen, das Subjektgestalten, Aneignungsgestalten und Selbstorganisationsgestalten integriert und auf Bildungsgehalte als thematische Kerne bezogen ist. Im Rahmen dieses Bildungsmodells steht Qualitative Bildungsforschung, insbesondere über das Moment Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung, in einem internen Zusammenhang mit der Biographieforschung.

6 Zur Anerkennung als Bildungsbedingung vgl. Stojanov 2006.

7 Vgl. Menke 2008; zum Menschen im „Modus des Könnens“ auch Loch 1998, 108.

Abbildung 1



2.2 Bildungsbiographien im Prozess des Biographisierens

Von der einzelnen Biographie zur seriellen Biographie

Bildungsbiographien sind eine auf Kommunikation angelegte Form der narrativen Zusammenhangsbildung im Gesamt individueller Bildungserfahrungen und darauf beziehbarer Lebensereignisse. Als solche sind sie eine spezifische, die Zeitlichkeit des Lebens akzentuierende Form der Selbstbeobachtung. Sie ziehen eine Verbindungslinie zwischen Vergangenheit und Zukunft, indem die vergangene Lebensgeschichte als ein mit der Zukunft im Moment der Gegenwart verbundener Bildungsprozess erzählt wird. Die je aktuelle Gegenwart bekommt dadurch einen Platz im gesamten Lebensgeschehen.

Die (erziehungswissenschaftliche) Biographieforschung hat trotz ihrer Aufmerksamkeit gerade auch für Bildungsprozesse im Lebenslauf ein Zeitdefizit. Was sie rekonstruiert, sind Bildungs- und Lernprozesse *innerhalb* von Biographien, die Prozesshaftigkeit und Zeitlichkeit von Bildungsbiographien selber, also ihre performatorische Dimension, damit das Selbstbeobachtungsformat Biographie kommt jedoch nicht in den Blick (vgl. Kade/Hof 2009). Als ein soziales Ereignis innerhalb desselben Lebenslaufs, der zugleich der Bezugspunkt dessen ist, wovon Bildungsbiographien inhaltlich handeln, haben diese aber prinzipiell einen Zeitindex. Sie werden zu einem bestimmten Zeitpunkt im Lebenslauf erzählt, sind ein jeweils temporäres Ereignis in diesem. Auf Grund dieser ihrer zeitlichen Indexikalität erlaubt eine einzelne Bildungsbiographie keine allgemeinen Aussagen über das Leben einer Person, etwa im Hinblick auf strukturelle, sich wiederholende, insofern individuell stabile Merkmale.

Das Ich drückt sich in Bildungsbiographien immer nur in seiner jeweils aktuellen Gegenwärtigkeit aus. Wenn soziale Realität also prinzipiell gegenwärtig existiert, dann ist „jede Gegenwart“, so hält Mead fest, „ebenso wesentlich wie jede Zukunft einer möglichen Revision unterworfen und ist deshalb lediglich eine Möglichkeit“ (Mead 1969, 226).

So vergänglich jede Gegenwart ist, so zwangsläufig sie zu einer vergangenen Gegenwart wird, so unvermeidlich wird mithin auch jede Bildungsbiographie zu einer Bildungsbiographie in der Vergangenheit. Eine 25 Jahre später in welcher Form auch immer erzählte Biographie ist also eine andere Biographie, und nicht nur weil das Leben inzwischen weiter gelaufen ist, sondern auch weil die Gegenwart sich verschoben hat, aus der heraus sie erzählt wird. Damit hat jeder Mensch nicht nur eine Bildungsbiographie. Er hat mehrere, die im Fortgang seines Lebenslaufs mitlaufen, in mehr oder weniger lockerer Verknüpfung damit. Bildungsbiographien gibt es nur im Plural. Jede einzelne ist nur eine Momentaufnahme. *Die* Bildungsbiographie eines Individuums gibt es – um es paradox zu formulieren – nur als Serie ihrer je gegenwärtigen bildungsbiographischen Gestalten.⁸

Von der seriellen Biographie zum Prozess des Biographisierens

Genauer lässt sich die Prozesshaftigkeit von Bildungsbiographien bestimmen, wenn man sie auf den, mit dem individuellen Lebenslauf notwendig mitlaufenden Prozess des *Biographisierens* bezieht. Während der Biographie das statische Verständnis einer einmalig erfolgten biographischen Selbstbeobachtung zugrunde liegt, bezeichnet das Konzept des Biographisierens den (permanenten) Prozess bedeutungsbildender biographischer Strukturierung individueller Lebensereignisse und Lebenserfahrungen. Dieser Prozess orientiert sich an Vorstellungen dynamischer Ordnungsbildung im Lebenslauf.

Biographisieren bedeutet, dass das Ich sich seinen Lebenslauf zu einem je gegenwärtigen Zeitpunkt aneignet, indem es diesen mit dem nunmehr vergangenen Ich durch dessen Fortschreibung, Umschreibung, Neuschreibung in einen lebensgeschichtlich stimmigen Zusammenhang bringt. Auf Grund dieser Aneignungsoperation ist das Biographisieren selbst in einem eminenten Sinne ein Bildungsprozess. Das den geordneten Zusammenhang von Bildungsbiographien erzeugende Kriterium ist dabei nicht die korrekte Darstellung des Lebenslaufs. Das Biographisieren muss sich weder am chronologischen Lebensalter orientieren noch müssen die Sequenzen von Lebenslaufereignissen in einer Reihenfolge erzählt werden, die sich mit der deckt, wie sie gesellschaftlich normalerweise erwartet werden kann.⁹ Die Moderne kennt kein Lebenslaufschema mehr, das für jeden einzelnen dauerhaft verbindlich festlegt und zugleich für ihn und von ihm erwartbar macht, wie und insbesondere in welchen Sequenzen sein Leben verlaufen wird bzw. verlaufen sollte. In modernen Gesellschaften

⁸ Zur Biographie als gegenwartsbezogene Serie in zeitdiagnostischer Hinsicht vgl. Sennett 1998.

⁹ Vgl. Stichweh zu den allgemeinen Merkmalen des Lebenslaufschemas. Dies ist zum einen seine sequenzielle Ordnung. Ereignisse innerhalb des Lebenslauf sind darin in eine wenn nicht irreversible, so doch jedenfalls nicht ohne weiteres umkehrbare Reihenfolge gebracht. Die Ereignisse in diesen Lebenslaufsequenzen sind darüber hinaus mit Zeitpunkten verknüpft, die insbesondere durch das chronologische Lebensalter der jeweiligen Individuen bestimmt sind. In der modernen Gesellschaft sind sie in ein „chronologisches Gerüst eingespannt“ (Stichweh 1998, 223 f).

ten könnte das individuelle Leben immer auch anders verlaufen.¹⁰ Das Kriterium des Biographisierens ist dementsprechend die individuelle Bedeutsamkeit von bildungsrelevanten Ereignissen im Lebenslauf und deren Verknüpfung.

Wenn Identität ihr Substantialität- und Gewissheitsversprechen verliert und zu einer Problemformel, damit letztlich zu einer Prozesskategorie wird (vgl. Kaufmann 2010; Zirfass/Jörissen 2007), stellt sich die Frage, wie Individuen unter diesen Bedingungen überhaupt noch Möglichkeiten finden können, „sich an sich selbst zu orientieren“ (Luhmann 1997, 17). Die Antwort ist: Indem sie ihren Lebenslauf mehr oder weniger kontinuierlich biographisieren.¹¹ Durch die Operation des Biographisierens wird eine biographisch tragfähige Einheit des gegenwärtigen Selbst im Horizont bisheriger Vergangenheiten und möglicher Zukünfte immer wieder aufs Neue festgelegt, wenn auch jeweils nur vorübergehend in einer Momentaufnahme. Im biographischen Rückblick erscheint das Ich als fixierbar, als gewiss auch im Hinblick auf die eigene Zukunft und kann so auch anderen in Gestalt von temporär abgeschlossenen Biographien kommuniziert werden.¹² Das Biographisieren ist mithin ein Modus der Gewissheitserzeugung, damit der Kontingenzbearbeitung. Es gehört notwendig zu zukunfts-offenen Lebensläufen.¹³ Der Prozess des Biographisierens begleitet den Lebenslauf somit keineswegs nur beiläufig. Er ergibt sich mit gewisser Zwangsläufigkeit aus der prinzipiellen Zukunfts-offenheit und Kontingenz jedes konkreten individuellen Lebenslaufes und damit aus seiner grundsätzlich „noch nicht geschriebene Seite“ (Luhmann 1997, 18). Er „legt eine ständige Wiederbeschreibung nahe mit jeweils neuen Kompromissen zwischen Kontinuität und Diskontinuität“ (ebd., 21). Das Konzept des Biographisierens wirft damit ein neues Licht auf das Verhältnis von Biographie und Lebenslauf. Aus diesem Blickwinkel sind Biographien weder nur eine (selektive), aber „realitätsgetreue Abbildung der Ereignisverkettung des Lebenslaufs“ (Wohlrab-Sahra 199, 492) noch nur eine diesem gegenüber unabhängige soziale Realität, wie aus konstruktivistischer Sicht angenommen wird (vgl. Koller 1993). Als Ereignisse innerhalb des Lebenslaufs wirken sie zugleich auch auf diesen zurück.

2.3 Methodologisch-methodische Dimensionen

Aus diesem theoretischen Bezugsrahmen folgt methodologisch die Anweisung, Bildungsbiographien nicht als einzelne in sich geschlossene, zeitlose Gestalten zu rekon-

10 Dieses Kontingentwerden des Lebenslaufs ist zunächst, ausgehend von Kohli (1985), unter der Frage Standardisierung versus Deinstitutionalisierung im Kontext der Individualisierungsthese diskutiert worden. Stärker den Aspekt der prinzipiellen Zukunfts-offenheit von Lebensläufen betonend, hat dies in der neueren Soziologie zu einem Lebenslaufverständnis geführt, das der offenen Zukunft einen hervorgehobenen Platz zuweist. Dazu wird der Ereignisbegriff wieder aufgegriffen. Um das Moment des Unerwarteten, des Überraschenden und damit der Diskontinuität, also der wie auch immer verschwindend kleinen Wendepunkte an Lebensläufen zu pointieren, werden diese als Abfolge von Ereignissen beschrieben (vgl. Luhmann 1997; Kaufmann 2010).

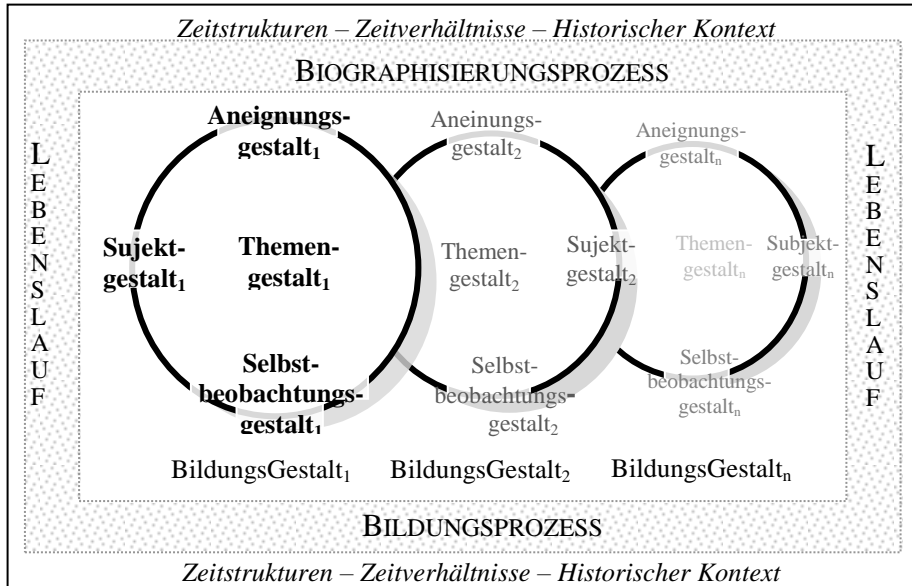
11 Der Lebenslauf, so formuliert Luhmann noch zurückhaltend, „mag, so kann man annehmen, zu einer ständigen Neubeschreibung der eigenen Biographie führen“ (Luhmann 1997, 18).

12 Bourdieu (1990) hatte daher bekanntlich von der „Biographie als Illusion“ gesprochen.

13 Die von Luhmann (1997, 18) zitierte Konjunktural-Biographie, so der Titel einer Erzählung von Jean Paul, ist ein poetischer Versuch einer Unmöglichkeit, einer Realisierung einer paradoxen Bewegung, nämlich die Biographie des eigenen zukünftigen Lebens zu schreiben, also letztlich Lebenslauf und Biographie (wieder) zur Deckung zu bringen, indem der Lebenslauf in die Biographie als eine Art Zeitschleife eingebaut wird.

struieren, sondern zunächst als zeitabhängige differente Gestalten und letztlich als Momentaufnahmen innerhalb von Prozessen des Biographisierens. Der theoretische Übergang von der ihrer Form nach statischen Biographie zum Biographisieren, also zu einem zeitabhängigen dynamischen Prozess entspricht dem vom einzelnen Foto zum Film als Folge bewegter Bilder.

Abbildung 2



Zur Rekonstruktion von Prozessen des Biographisierens sind dann mit einzelnen Personen nicht nur jeweils ein einziges auf bildungsbiographische Ereignisse fokussiertes Interview zu führen, sondern mehrere, und zwar zu signifikant unterschiedlichen Zeitpunkten. Es liegt nahe, den Zeitabstand nicht zu kurz anzusetzen, damit relevante Veränderungen von individuellen Bildungsgestalten erkennbar werden. In dem Projekt, dem die folgende Fallrekonstruktion entstammt, haben wir einen Abstand von 25 Jahren gewählt.¹⁴

Gegenüber Einmalbefragungen bringen bildungsbiographische Untersuchungen, die auf Wiederholungsinterviews als Datengrundlage aufbauen, einen erheblichen Erkenntnisgewinn (vgl. zu den folgenden Differenzierungen auch Koselleck 2003, 241 ff.). Erstens sind es Möglichkeiten der *Detaillierung*, *Facettierung*, *Erweiterung und Komplettierung* des Wissens über die zum Zeitpunkt des ersten Interviews vergangenen Lebenslaufereignisse. Zweitens wird die lebenslauforientierte *Fortschreibung* der Biographie über den Zeitpunkt des ersten Interviews hinaus möglich. Drit-

¹⁴ Damit stellt sich das Problem der Datensynchronisierung. Es ist davon auszugehen, dass jede Aussage auch noch eine über die direkte Verwendung hinausgehende Bedeutung hat, die zu einem späteren Zeitpunkt fokussiert werden kann und an die ein zweites Interview anschließt. Im Grunde handelt es sich somit um einen Fall von Sekundärauswertung (vgl. Medjedovic/Witzel 2010).

tens können so *Umschreibungen* von Bildungsbiographien analysiert werden und viertens *Neuschreibungen*. Auf dieser Datenbasis lassen sich fünftens auch vergangene Bildungsbiographien rekonstruieren, die durch *Überschreibungen* in der aktuellen Gegenwart einer späteren Bildungsbiographie unsichtbar geworden sind. Generell schärfen die Differenzen zwischen mehreren Biographien den Blick für die je spezifische gegenwärtige Gestalt von Bildungsbiographien.

Je weiter die Zeitpunkte im Lebenslauf auseinander liegen, je größer der zeitliche Abstand also zwischen bildungsbiographischen Interviews ist, desto eher ist zu vermuten, dass sich die auf dieser Datengrundlage rekonstruierten Bildungsbiographien nicht nur inhaltlich, d.h. im Blick auf die erfassten Lebenslaufereignisse, unterscheiden, sondern auch strukturell, d.h. was die Gesamtordnung der jeweiligen Bildungsbiographien angeht. Der wiederholte Zugang ermöglicht es nicht nur, bildungsbiographische Erzählungen aus mehreren Interviews zu vergleichen und in einer Prozessperspektive zu relationieren. Es lassen sich auch die innerhalb des Lebenslaufs mitlaufenden (internen und externen) Kontexte rekonstruieren, aus denen heraus Bildungsbiographien jeweils erzählt werden, wie insbesondere das Lebensalter der analysierten Personen, die historisch-kulturellen Situationen, die pädagogisch-erziehungswissenschaftlichen Praxisdiskurse und auch die Interviewprozesse, die den Kontext der bildungsbiographischen Erzählungen strukturieren.

3. Bildungsbiographische Fallrekonstruktion

3.1 ‚Diffuse Zielgerichtetheit‘ revisited

Im zweiten Band der von Dieter Baacke und Theodor Schulze herausgegebenen Gründungsschriften zur erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung erschien 1985 eine kleinere Fallrekonstruktion unter dem Titel ‚Diffuse Zielgerichtetheit. Rekonstruktion einer un abgeschlossenen Bildungsbiographie‘ (Kade 1985).¹⁵ Die Titel gebende Bildungsfigur ‚Diffuse Zielgerichtetheit‘ rekurriert auf ein Handlungsmodell, das im Rahmen der Handlungstheorie des Pragmatismus einen zentralen Stellenwert hat (vgl. Joas 1996). Sie ist gegenüber Vorstellungen von Bildungsprozessen profiliert, die sich an linearen Modellen intentionalen Handelns orientieren. Bildungsprozesse werden daher als Suchbewegungen fokussiert. Es wird davon ausgegangen, dass bildungsbiographische Prozesse einer anderen Bewegungslogik folgen als der des zielgerichteten Handelns. Die Analyse betonte damals eher die strukturelle Geschlossenheit und den Abschluss des bildungsbiographischen Prozesses als dessen offene Zukunft. Diese Favorisierung von Geschlossenheit und Abschluss stellt indes keinen Einzelfall dar. Man kann diesen Gestus der Theoriebildung auch sonst in der (Bildungs-)Biographieforschung bemerken, so etwa noch in der Studie von Arnd-Michael Nohl (2006). Dieser Abgeschlossenheitsgestus dürfte also auch etwas mit dem nur partiell eingelösten Anspruch der Bildungsbiographieforschung auf ein prozessbezogenes Verständnis ihres Gegenstands zu tun haben und mit ihrer bisherigen Präferenz für Einmalerhebungen als empirischer Grundlage von Fallrekonstruktionen.

Was sieht man nun, wenn man bildungsbiographische Analysen auf wiederholte Interviews mit einer Person ausdehnt? Qualitative Bildungsforschung hat es im Falle von Wiederholungsinterviews und später dann von Längsschnittstudien mit einer

¹⁵ Zur Rezeption der Bildungsfigur ‚Diffuse Zielgerichtetheit‘ vgl. Benedetti/Kade 2011.

äußerst komplexen Methodologie und methodischen Umsetzung zu tun (vgl. Fischer/Kade 2011). Dabei sind zwei Hauptschritte methodologisch strikt zu unterscheiden. Im ersten geht es darum, mehrere, zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit einer Person geführte Interviews als Erzählung einer *einzig*en Bildungsbiographie zu analysieren. Im zweiten Schritt geht es dann darum, diese Interviews als differente bildungsbiographische Gestalten und damit als Momentaufnahmen im Prozess des Biographisierens von Lebenslaufereignissen zu rekonstruieren. Die Fallrekonstruktion kann in diesem Zusammenhang hier nicht in all ihren Schritten detailliert dargestellt werden. Sie fokussiert im Folgenden auf den Schritt der Analyse von Interviews als Quelle einer Serie differenter bildungsbiographischer Gestalten.

3.2 *Differente bildungsbiographische Gestalten*

So aufschlussreich prozessbezogene Analysen einer einzigen Bildungsbiographie unter Nutzung von Wiederholungsinterviews auch sein mögen, theoretisch und methodologisch können sie nicht überzeugen. Sie gehen wie selbstverständlich von der Prämisse aus, in den Fällen wiederholter Interviews, denen die bildungsbiographischen Informationen entstammen, handele es sich um eine und dieselbe Biographie. Geht man demgegenüber von deren Andersartigkeit aus, so steht nicht mehr die direkte Analyse der Prozesshaftigkeit einer ganzen Bildungsbiographie im Mittelpunkt, sondern erstens die Rekonstruktion von mehreren bildungsbiographischen (Zeit-)Gestalten und zweitens auf der Grundlage solcher Momentaufnahmen die Rekonstruktion von Prozessen des Biographisierens von Lebenslaufereignissen. Die folgende Analyse der differenten Bildungsgestalten von TN50¹⁶ geht in drei Schritten vor. Der erste Zugang (3.2.1) geschieht über die vergleichende Analyse von Sequenzen, die in den beiden geführten Interviews dasselbe Lebensereignis zum Thema haben. Darauf folgend geht es zunächst um die Analyse semantischer Bedeutungsverdichtungen (3.2.2) und anschließend um die Analyse der narrativen Detaillierungen, die die Bildungsgestalten in beiden Interviewerzählungen erfahren (3.2.3).

3.2.1 Vergleichende Analyse thematischer Foki

TN50 ist zum Zeitpunkt des ersten Interviews (1984) 42 Jahre, verheiratet und hat drei Kinder zwischen 13 und 15 Jahren. Nach vorzeitigem Abgang vom Gymnasium hat sie eine Ausbildung zur Steuergelhilfin gemacht. Seit etwa zwei Jahren besucht sie Kurse an der Volkshochschule zu den Themen Fremdsprachen, Lernen lernen, Kommunikation, Kochen, Yoga, Bioenergetik, Töpfern. Sie plant eine Ausbildung zur Atemtherapeutin. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews (2008) lebt sie mit ihrem Mann nahe dem alten Wohnort in der Nähe der Kinder und auch schon Enkelkinder. Vor etwa fünf Jahren ist sie schwerer erkrankt. In der Zeit nach dem ersten Interview hat sie Kurse in Thai-Chi, Qui Gong, Yoga, Mediation, Chinesiologie, Familienstellen und Schamanismus besucht sowie eine Ausbildung in Shiatsu gemacht. Bis zu ihrer Erkrankung hatte sie eine kleine Praxis.

Die Daten wurden mit Hilfe thematisch offener Interviews erhoben, die auf das Thema Lernerfahrungen hin fokussiert und zugleich biographisch akzentuiert waren.

¹⁶ Die Nummerierung bezieht sich auf das Sample der ersten Erhebungswelle von 1983/84 mit insgesamt 85 Fällen. In der zweiten Erhebungswelle, begonnen 2008, sind bislang 30 Interviews geführt worden.

Sie dauerten jeweils etwas über zwei Stunden. Die Interviewerin des zweiten Interviews war über den Inhalt des ersten Interviews nicht genauer informiert.

Unter dem Gesichtspunkt thematisch bestimmter Vergleichshorizonte haben im Fall von TN50 die Ereigniskomplexe Eltern/Vater/Mutter, Schulzeit, Erziehungsberatung, Wandern und Kurse ein besonderes Gewicht. Ich übergehe letzteren, da er in den folgenden Kapiteln mehrfach angesprochen wird und eine ausführlichere eigene Analyse erforderte.

(1) *Eltern/Vater/Mutter.* Die Erzählungen über den Vater, die Mutter, überhaupt die Eltern sind in beiden Interviews von TN50 spärlich, weil diese Themen nicht eigens erfragt wurden. Wenn sie in den Interviews zur Sprache kommen, ist das also bildungsbiographisch umso bedeutsamer. Es ist die Interviewte selbst, die ihre Vergangenheit in spezifischen Interviewkontexten als relevant ansieht. Über den Vater wird nur im zweiten Interview erzählt. Im Zusammenhang mit Erzählungen über den Schamanismus wird erzählt, er sei im Krieg gewesen und habe, wie viele andere auch, immer der verlorenen Heimat nachgetrauert. Gestorben ist er, als TN50 15 Jahre war, deswegen habe er keinen Einfluss auf ihren Bildungsprozess gehabt. Auf die Mutter wird schon im ersten Interview eingegangen. Sie spricht sich dagegen aus, dass TN50 nach der Schule eine Schauspielausbildung macht. Zunächst müsse die Tochter für einen Beruf sorgen, der ihr finanzielle Unabhängigkeit garantiere. Das wird im zweiten Interview nicht mehr erwähnt. In ihm kommt die Mutter nicht mehr in den Blick als jemand, der TN50 daran gehindert hat, ihren eigenen Weg zu gehen. Von ihr wird vielmehr unter dem erst im zweiten Interview auftretenden Gesichtspunkt des Generationenverhältnisses erzählt, in das TN50 ihr Leben einordnet. Die Mutter erscheint in diesem Zusammenhang als Vorbild, als jemand, in deren Fußstapfen TN50 in einer Gesellschaft getreten ist, die sich unter dem Gesichtspunkt beruflicher Selbständigkeit von Frauen erheblich weiter entwickelt habe. Wenn TN50 sich aus den engen Bahnen der Familie befreit hat und einen eigenen, im traditionellen Sinne noch nicht allgemein als berufsgemäß anerkannten Weg im Feld alternativer Heil- und Therapieverfahren gegangen ist, kann sie sich somit immer auf den mutigen Schritt berufen, den ihre Mutter in Abweichung von dem zu ihrer Zeit Üblichen beschritten hat. TN50 ist mithin quasi familiär vorbelastet. Ihre Mutter war zwar, kennzeichnend für ihre Zeit, selber noch nicht berufstätig, aber ihr Handlungsfeld ging bereits über den engen familiären Rahmen hinaus.

Die war nicht berufstätig. Aber sie hat zum Beispiel ähm so soziale Arbeiten übernommen. /Ach so/ Zum Beispiel hat sie'n Altenclub geleitet und hat dann /Ah ja/ Vorträge organisiert, Reisen organisiert. Da war sie schon über achtzig. Und dann hat sie gesagt, „Ja, meine Alten“, die sie da betreut (Interviewer und Interviewte lachen).... ich kenne keinen, der da berufstätig war von den Frauen Genau, man ist einfach Mutter und Frau und /Hmhm/ hat dafür zu sorgen, dass es den anderen gut geht.

(2) *Schulzeit.* Während TN50 im ersten Interview die Schulzeit ausschließlich als eine Zeit des Nicht-Lernens, der Lernverweigerung, der Nichtanerkennung ihres individuellen Willens durch die Schulpflicht beschreibt, bringt sie im zweiten Interview im Zusammenhang mit Erzählungen über den Schulbesuch und das Studium ihrer Töchter auch zur Sprache, dass sie sich schon in der Schule sehr für Physik begeistern

konnte, die Schulzeit also nicht nur fremdbestimmt war. Die Schule hätte also inhaltlich durchaus positive Anknüpfungspunkte für ihren weiteren Bildungsweg geben können. Dass TN50 diese nicht aufgreift, erklärt sie damit, dass sie wegen ihrer schlechten Noten – wie sie nun präziser sagt als im ersten Interview – von der Schule abgehen musste und kein Abitur machen konnte, ihr daher also die formalen Voraussetzungen für ein Studium fehlten. Es liegt wieder auf der für das zweite Interview kennzeichnenden, überhaupt erst hier angesprochenen Linie der Einordnung ihres individuellen Lebens in einen größeren, an dieser Stelle familiär spezifizierten generationenübergreifenden Zusammenhang, dass sie im Bildungs- und Lebensweg ihrer Töchter ihren eigenen, über eine personelle Diskontinuität hinweg sich fortsetzend, sieht. „Die Töchter“ – so sagt sie – hatten „wohl unbewusst ihre Interessen verwirklicht“, die sie auf Grund ihrer schulischen Leistungen nicht verwirklichen konnte.

(3) *Erziehungsberatung.* Dass TN50 zu einer Erziehungsberatung gegangen ist, bevor sie eine Therapie gemacht und dann zahlreiche Kurse an der Volkshochschule besucht hat, wird im ersten Interview nur knapp angesprochen. Im zweiten Interview geht TN50 näher auf die Erziehungsberatung ein. Dort hatte sie Hilfe erhofft bei der Bewältigung der Probleme im Umgang mit ihren Kindern, die gerade in der Pubertät waren. Aus den Gesprächen bei der Erziehungsberatung „entstand auch der Impuls: Ich muss was für mich machen“. TN50 erfährt also – so im zweiten Interview – in der Erziehungsberatung, dass ihre Probleme weniger bei den Kindern lagen als in ihrer eigenen Person und dass sie diesbezüglich etwas machen müsste. Insbesondere müsste sie aus ihrer häuslichen Isolierung heraustreten und Kontakt zu anderen Menschen suchen und damit von ihrer Fixierung auf die Kinder ablassen. Demgegenüber sind Erziehungsprobleme im ersten Interview nicht der Anlass dafür, aus der familialen Isolation auszubrechen, sondern, davon losgelöst, ist es das eigene Identitätsproblem, das TN50 dazu führt, sich einen eigenen Lebensinhalt außerhalb der Familie zu suchen. Damit hat sich der Problemfokus verschoben von dem (inzwischen gesellschaftlich auch nicht mehr so virulenten) Thema der Frauenemanzipation, der individuellen Freiheit, in dem sie zum Zeitpunkt des ersten Interviews noch mittendrin war, zu einem eher über die Zeiten, Individualitäten und Generationen hinweg bestehenden Problem bei der Erziehung der Kinder, das sich in Phasen aufkommender Pubertät immer wieder ergibt. Das Lebensthema, von dem TN50 erzählt, ist somit nicht mehr ihre individuelle Emanzipation, sondern nunmehr die soziale Verantwortung von Eltern, speziell Müttern. „Im Grunde waren es Schwierigkeiten mit den Kindern“, die TN50 in den 1980er Jahren hilflos und unzufrieden machten und aufbegehren ließen, wie sie im zweiten Interview im Rückblick nach 25 Jahren, eher abgeklärt sozialwissenschaftlich und pädagogisch informiert, diagnostiziert. Im ersten Interview erzählt TN50 noch von ihren Identitätsproblemen, ihrer Sinnsuche, nachdem die Kinder älter geworden sind, noch nicht von Problemen bei der Erziehung ihrer Kinder. Die sind erst Themen des zweiten Interviews. Und dort kommen sie im Zusammenhang mit Erfahrungen und Problemen zur Sprache, die ihre eigenen Töchter nunmehr mit ihren Kindern, also den Enkelkindern von TN50, haben.

(4) *Wandern.* Das Wandern wird erst im zweiten Interview zum Thema, wobei es in dem Zeitraum nach dem ersten Interview (1984) weniger um das Wandern als um Bildungserfahrungen geht, die TN50 auf Reisen nach Indien und Frankreich macht. Bezogen auf den Zeitraum vor 1984 erzählt sie im zweiten Interview davon, wie sie regelmäßig mittwochs in einer Gruppe mit Freundinnen zum Wandern in die Berge

gegangen sei, um einmal aus der Enge des Hauses raus zu kommen, die Weite der Berge zu erleben und sich mit anderen verheirateten Frauen über ihre, meist ähnlichen Probleme auszutauschen. Mit großer Klarheit und ausgeprägtem Verständnis für die Situation der Männer beschreibt TN50 im zweiten Interview, ähnlich distanziert und problembezogen, wie schon am Thema Kinder erläutert wurde, ihre eigene damalige Situation: Die Männer arbeiteten hart und waren am Wochenende zu erschöpft, um noch etwas unternehmen zu wollen und zu können. Sie wollten vor allem Ruhe und die Familie um sich. Wenn sie selbst aber mittwochs mit anderen Frauen in die Berge zum Wandern gegangen war, war sie am Wochenende nicht mehr unruhig. Mit dem Bergwandern sei für sie die „ganze Woche erfüllt“ gewesen. So wie im Zusammenhang mit der Erziehungsberatung bringt TN50 auch in diesem Fall eine verständnisvolle Lösung zur Sprache, mit der sie das Problem der von ihr erfahrenen Enge in der Familie individuell so behandeln konnte, dass die Lösung allen, insbesondere auch dem Ehemann in der Familiensituation gerecht wird. Die Lösung hat damit den Charakter eines individuellen Ausbruchs verloren, eines Ausbruchs, mit dem TN50 im ersten Interview noch ihre Identitätssuche absolut setzte. Aus der ihr vergangenen Ich relativierenden Rückblickshaltung des zweiten Interviews heraus setzt sich TN50 von einer Phase in ihrem Leben ab, in der sie von einem Extrem ins andere gefallen sei, von einer Haltung des Alles-bestimmen-Wollens in eine Haltung des Alles-Loslassens. Später habe sie gelernt, beide Haltungen besser auszutarieren und in ein abgewogenes und flexibles Verhältnis zu setzen.

3.2.2 Semantische Verdichtungen

„Es gibt – feste, von Mund zu Mund weitergegebene – Redewendungen, die für das Denken einer Epoche tonangebend sind. Man muss nur die Ohren spitzen, und schon hört man sie, sie werden um die Wette in immer gleichen Worten wiederholt. ‚Man selbst sein‘ (oder ‚man selbst bleiben‘) zum Beispiel, eine ‚Beschwörungen der Authentizität‘ die für die Ideologie unserer Zeit charakteristisch“ ist (vgl. Messu 2006, 149). Diese Redewendungen haben weniger die Funktion präziser Deskription von Subjektzuständen, als dass sie eine „Angst zum Ausdruck“ bringen und einen „imaginären Anker angesichts des Schwindels (bieten), der einem bei der Vorstellung eines intuitiv empfundenen inneren Wirbels (der Identität; J.K.) befallen“ könnte (Kaufmann 2010, 153). Solche historisch und individuell signifikanten Formulierungen, die wiederholt vorkommen und auf Schlüsselerfahrungen verweisen (vgl. Koller 1994), finden sich auch in den bildungsbiographischen Erzählungen der beiden Interviews mit TN50. Deren biographische Gestalten zu den Zeitpunkten 1984 und 2009 verdichten sich vor allen in zwei Redewendungen. Im Falle der Bildungsgestalt I (von 1984) ist es die Redewendung des „Findens eines roten Fadens“, im Falle der Bildungsgestalt II (von 2009) ist es die Redewendung von der „Stimmigkeit“. Die genauere Analyse der verschiedenen Verwendungen zeigt, dass hinter der Redewendung vom „roten Faden finden“ ein Ich steht, das sich durch einen abrupten Emanzipationsprozess als entwurzelt und orientierungslos erfahren hat. Seine Identität ist zunächst nur negativ durch das bestimmt, wovon sich befreit werden soll. Positiv hat indessen noch keine Festlegung auf eine neue Identität stattgefunden. Zum Zeitpunkt 1984 ist der Identitätszustand von TN50 daher noch durch eine orientierungslose Suchbewegung gekennzeichnet, in der das einzig feste die Suchbewegung selber ist. Die für die Bildungsgestalt I signifikante Rede vom „roten Faden finden“ reflektiert die Erwartung,

ein autonomes Leben führen zu wollen, ohne aber bereits eine bestimmte neue, zugleich sozial anerkannte Form für sein Leben gefunden zu haben. Hinter der Rede vom „Finden eines roten Fadens“ stehen die konfliktreichen Erfahrungen, die mit der Umorientierung des Lebens auf individuelle Autonomie hin verbunden sind, steht mithin eine noch problematische, sozial ungefestigte Autonomie.

Demgegenüber verweist die für Bildungsgestalt II signifikante Rede von der „Stimmigkeit“ des eigenen Lebens auf das Authentizitätsproblem, genauer: eine als problematisch erfahrene Authentizität. Diese Rede von der „Stimmigkeit“ ihres Lebens findet sich insbesondere in Kontexten, in denen TN50 aus dem Erzähl- oder Interviewfluss heraus eher unfreiwillig auf Ereignisse in ihrem Leben zu sprechen kommt, die darauf hinweisen, dass sie etwas nicht gemacht hat, wie etwa das nicht gemachte Abitur, oder auch nicht mehr machen kann, nämlich auf Grund einer schweren Erkrankung. Mit der Rede von der „Stimmigkeit“ ihres Lebens betont TN50 das Einverständnis mit sich selbst angesichts von Misserfolgen, Schicksalsschlägen, erfahrener Entwicklungsgrenzen und Grenzen der Verwirklichung des eigenen Könnens.

3.2.3 Narrative Detaillierungen

Durch den interviewübergreifenden inhaltlichen Vergleich von signifikanten Lebensereignissen und die interviewfokussierte semantische Analyse von Formulierungen, die für die jeweiligen Subjektformationen signifikant sind, lassen sich erste Konturen einer strukturellen Unterscheidung zwischen den Bildungsgestalten I und II rekonstruieren. Deren individuell, historisch, pädagogisch und erziehungswissenschaftlich gleichermaßen bedeutungsvolle Facetten müssten näher ausgearbeitet werden. Die bildungstheoretische Unterscheidung zwischen den Subjektformationen Autonomie, Authentizität und Anerkennung kann dabei als Strukturthese über die in beiden Bildungsgestalten synthetisierten differenten Bildungsbiographien von TN50 fungieren. Im Folgenden sollen sie durch die Rekonstruktion ihrer narrativ detaillierteren bildungsbiographischen Gestalten ausgeführt werden.

(1) *Entdeckung und Bestimmung des eigenen Willens: Bildungsbiographie als individuelle Emanzipation aus familiär bedingter sozialer Unmündigkeit.* Im ersten, 1984 geführten Interview mit TN50 – sie ist 42 Jahre – erzählt sie ihr Leben als einen im Medium von Bildungsprozessen verlaufenden individuellen Emanzipationsprozess, der in einer selbstbestimmten (neuen) Berufsperspektive mündet. Den Ausgangspunkt dieser Bildungsbiographie bilden Erfahrungen der Unmündigkeit und der Fremdbestimmung in der Schulzeit, bei der Wahl der Ausbildung, beim gleichsam automatischen Übergang von dieser in eine Ehe und in deren Verlauf selbst. Die Ehe wird zum Ort der Zuspitzung ihres fremdbestimmten Lebens bis zur Auslöschung jedes eigenen, von ihrer Familienexistenz unabhängigen individuellen Ichs. Dies löst sich im Familien-Wir restlos auf (vgl. zum Wir-Ich Honneth 2010). Zugleich wird die Familie zum Ort des Ausbruchs, als die Kinder in einem Alter sind, in dem sie der Fürsorge der Mutter nicht mehr bedürfen, TN50 erleidet dadurch einen Aufgabenverlust und kommt in eine biographische Krise. Außerhalb der Familie wird sie sich in einem langen Suchprozess, der über unterschiedlichste Bildungsveranstaltungen in therapeutischen Settings und vor allem in einer Vielzahl von Kursen der Volkshochschule mit Themen, die vom Lernen des Lernens über das Töpfern und das biologische Kochen bis zur Selbsterfahrung und Selbstbehauptung reichen, bewusst, dass sie

den Mut haben müsse, sich einen eigenen Weg zu suchen, auch ohne bereits vorab genau zu wissen, in welche Richtung dieser weist. Dieser Bildungsprozess ist durch institutionelle und personelle, in beiden Fällen kontingente Ereignisse bestimmt, nicht jedoch durch eine gleichsam curriculare Ausrichtung auf ein zu erreichendes Ziel. Sein Fokus besteht nicht nur in der eher Angst machenden Selbsterkenntnis für TN50, sie möge ihr Leben radikal ändern. In diesem Bildungsprozess emergiert für sie auch eine von ihr gewollte und zugleich sozial anerkannte Berufsperspektive als neuer Lebensinhalt. TN50 erzählt ihren Bildungsweg als Prozess der Entdeckung des eigenen Willens, damit der Willensbildung. Der Bildungsprozess entspricht daher dem Handlungsmodell, das mit dem Begriff ‚Diffuse Zielgerichtetheit‘ (vgl. Kade 1985) oder auch ‚Diffuse Teleologie‘ (vgl. Joas 1996) beschrieben wird.

(2) *Entwicklung des Selbst: Bildungsbiographie als persönlich-berufliche Könnens-Entwicklung, sozio-kulturelle Einbettung in einen Mehrgenerationenzusammenhang und Rückkehr in die eigene Kindheit, zugleich den Urzustand der Menschheit.* Im 2009 geführten Interview erzählt TN50 von ihren Lern- und Bildungsprozessen seit Mitte der 1980er Jahre insbesondere in den Bereichen Yoga, den chinesischen Gesundheitsübungen Shiatsu und Qi Jong sowie dem gruppentherapeutischen Ansatz des Familienstellens. Sie bekommt dadurch schrittweise einen eigenen authentischen Zugang zum Feld esoterischer Heil- und Therapieverfahren und erwirbt ein – aus ihrer Sicht – umfassendes, alternativ medizinisch-therapeutisches Handlungswissen. Sie wendet dies mit dem Schwerpunkt auf Shiatsu und Yoga, zunächst begleitend und nach einigen Jahren dann mit einer Akzentverlagerung von Lernen auf Lehren, in einer eigenen Praxis im häuslich-familiären Bereich beruflich an. Man könnte in diesem Bildungsprozess eine bloß horizontale Ausführung der 1984 erzählten Bildungsgestalt sehen.¹⁷ Diese würde an dem Punkt fortgeführt, an dem sie vor 25 Jahren geendet hatte, nämlich im Moment der Entdeckung einer selbstbestimmten, von persönlichen Motiven getragenen neuen beruflichen, eher therapeutischen Perspektive. Die Fallrekonstruktion zeigt jedoch, dass die Bildungsbiographie von TN50 viel komplexer ist, als dass sie mit einer einfachen, weil bloß eindimensional-linearen Kontinuitätsthese angemessen beschrieben werden könnte.

Zunächst einmal wird ja nicht der Plan einer Atemtherapieausbildung weiter verfolgt, in den die Bildungsgestalt von 1984 mündet. Der berufliche Bildungsweg geht vielmehr in den eher alternativ-esoterischen Bereich von Shiatsu und Yoga. Auch schließt dieser Bildungsprozess nicht unmittelbar an den Plan der Atemtherapieausbildung an; ja, er steht zunächst überhaupt nicht im Zeichen beruflicher Bildung, sondern eher im Zeichen therapeutisch orientierter persönlicher Bildung. Wichtiger noch für das Verständnis der Spezifik der 2009 erzählten Bildungsgestalt ist indes der Umstand, dass die Bildungsbewegung nunmehr jenseits traditioneller, gesellschaftlich etablierter Bahnen und Berufsperspektiven verläuft. TN50 lernt im Rahmen von privaten Bildungsinstituten der Alternativkultur und in informellen Formen der Institutionalisierung von Bildung, wie insbesondere im Feld des Reisens zu Orten, an denen sie die Ursprünge und Praktiken alternativer, ganzheitlicher medizinisch-therapeutischer Lebens- und Berufsweisen authentisch kennenlernen kann. Eine wichtige Differenz markiert auch, dass dieser Bildungsprozess nicht mehr im Zeichen des

¹⁷ Zur Unterscheidung zwischen horizontalen und vertikalen Bildungsbewegungen vgl. Fischer/Kade/Benedetti 2010 im Anschluss an Binswanger (1949).

Ausbruchs aus der Familie, der Absetzung von dieser und des Gewinns individueller Autonomie steht. In ihm verbindet sich vielmehr der individuelle Lebensweg harmonisch mit einer neuen Lebensorientierung, nämlich einer Orientierung an sozialer Einbettung und Anerkennung. Diese betrifft sowohl die Einbettung in die Familie und die wieder gewonnene gemeinsame Perspektive mit dem Ehemann, also auch die Anerkennung im kulturell-beruflichen Kontext alternativ-esoterischer Heilverfahren und die darüber hinaus gänzlich neue Erfahrung der Einbindung in die individuelle Existenz übergreifende Generationenverhältnisse.

Die strukturell zentrale Differenz der Bildungsgestalt von 2009 gegenüber der von 1984 hängt jedoch mit einer schweren Erkrankung zusammen. Sie führt dazu, dass TN50 fünf Jahre vor dem zweiten Interview ihre kleine Beratungs- und Therapiepraxis nicht mehr weiterführen kann. Diese Erkrankung bedeutet dabei nicht nur lebenspraktisch einen entscheidenden Einschnitt, insofern dadurch die Berufspraxis von TN50 beendet wird. Zugleich wird mit der Beendigung einer auf die Ausübung eines Berufs gerichteten Zukunftsbewegung ein Umschlag der Bildungsbewegung forciert. Die zunächst linear vorwärts gerichtete Bildungsbewegung geht in eine zirkulär-rekursive Bildungsbewegung des Rückblicks über. Dieser Umschlag ist bereits im alternativ-kulturellen Selbst- und Weltverhältnis angelegt, das TN50 sich zu Eigen gemacht hat. Nach der Erkrankung aber wird die Bildungsbewegung als Rückkehr zur Natur und zu sich selbst näher beschrieben, als Bewegung des Nach-Hause-Kommens, des seine Heimat-Findens.

Damit öffnet TN50 ihre Bildungsbewegung einerseits für den Rückbezug auf ihre eigene Kindheit. Nur im zweiten Interview bringt sie aus diesem, vom Lebenslauf her gesehen, weit zurückliegendem Zeitraum bildungsbiographisch bedeutsame Erfahrungen zur Sprache. Die eigene Kindheit erscheint als utopischer Ort harmonischen Einklangs mit der Natur und mit sich selbst, des Bei-sich-selbst-Seins. Entwicklung erscheint als Verlust, als Entfremdung. Andererseits eröffnet TN50 damit eine ihr individuelles Leben übersteigende kulturkritische Perspektive. Mit ihrer individuellen Rückkehrbewegung befindet sie sich im Einklang mit einer allgemeinen Rückkehrbewegung der Menschheit zu ihren Ursprüngen, zu ihrer Kindheit. Sie selbst hat dieses Ziel bereits erreicht wie all diejenigen, die sich der alternativen Kultur zugehörig wissen, während andere erst noch diesen Weg finden müssen.

In der ersten Bildungsgestalt steht die familiäre Vergangenheit noch für die Erfahrung von Fremdbestimmung. Von ihr muss TN50 sich emanzipieren, um ihre individuelle Autonomie für ihr zukünftiges eigenes Leben zu gewinnen. Bildung erscheint als linear in eine offene Zukunft gerichtete Willensbestimmung. In der zweiten Bildungsgestalt stellt sich die individuelle Vergangenheit und auch allgemeiner: die Menschheitsvergangenheit als ein (Sehnsuchts-)Ort der Harmonie dar, zu dem zurückgekommen werden muss, um ein authentisches, kulturell, professionell und familiär anerkanntes Leben zu führen. Bildung erscheint als rekursiv-zirkuläre Entfaltung eines Selbst, das sich über das individuelle Können und die Identifizierung mit der Entwicklung der Menschheit bestimmt.

4. Zukünfte im Prozess des Biographisierens

Diese in groben Zügen analysierten Bildungsgestalten von TN50 sind Momentaufnahmen in einem stetig-unstetigen Prozess des Biographisierens von Lebensläufer-

eignissen. Ihre Gegenwärtigkeit¹⁸ prozessiert auf verschiedenen Ebenen, der des individuellen Lebensalters, der (historischen Ebene) kollektiver Ereignisse, der (kulturellen Ebene) pädagogischer Institutionalisierungsformen und Praktiken sowie und auf der Ebene erziehungswissenschaftlicher Diskurse. Darüber hinaus ereignet sich die Gegenwart des Biographisierungsprozesses auch auf der aktuell konkreten Ebene der geführten Interviews.

In beiden Interviews erzählt TN50 von einem Lebensereignis, bezogen auf das die Interviewgegenwart eine Übergangssituation zwischen Vergangenheit und Zukunft darstellt. Die Interviews stehen mitten in einem Prozess, in denen sich die gegenwärtig jeweils bedeutsamen Lebensereignisse realisieren. Im ersten Interview sind es die bereits angegangenen, aber noch nicht erfolgreich zu Ende geführten Vorbereitungen für eine Atemtherapieausbildung. Erst nach der Interviewgegenwart wird dieses Ereignis weiterprozessiert. Die bildungsbiographische Erzählung prozessiert also den Übergang in eine (neue) berufliche Zukunftsperspektive. Zukunft ist damit zum Zeitpunkt der ersten bildungsbiographischen Erzählung als eine noch zu erfüllende gegenwärtig. Auch im zweiten Interview erzählt TN50 von einem Prozess, in dem sie sich zum Zeitpunkt der Interviewgegenwart mittendrin befindet. In diesem Fall ist es ein Horoskop über ihre Zukunft, das ihr von einer befreundeten Astrologin vor kurzem, also in der gerade eben vergangenen Gegenwart, angekündigt worden ist. TN50 kennt zwar noch nicht den Inhalt des Horoskops, es ist ja noch nicht gemacht. Aber die Freundin hat, wohl auf Grund der Geburtsdaten, bereits in die Zukunft gesehen, zumindest so weit, dass sie sagen kann, diese werde für TN50 spannend werden und ihr noch Neues bringen, das sie nicht erwartet habe. Ihre Zukunft sei also nicht voraussehbar, ihre gegenwärtige Existenz setze sich gerade nicht antizipierbar in die Zukunft hinein kontinuierlich fort. Sie ist aber offenbar von ‚Horoskopkundigen‘ vorhersagbar.¹⁹

Beide Ereignisse haben innerhalb des Biographisierungsprozesses von TN50 eine gegenläufige Bedeutung. Die für die Zukunft ins Auge gefasste Atemtherapieausbildung ist im ersten Interview ein Ereignis, das an einen längeren Prozess des Suchens nach dem eigenen Ich im Rahmen vielfältiger, kaum miteinander verknüpfter Volkshochschulkurse anschließt. Die Erzählung von TN50 lässt eine bildungsbiographische Gestalt emergieren, in der der Bildungsprozess in der Volkshochschule zu einer Phase des Übergangs wird von einer länger andauernden Erfahrung der familiären Fremdbestimmung des eigenen personalen und beruflichen Bildungswegs zu einer selbstbestimmten Berufsperspektive. Dadurch schließt TN50 die Phase einer zwar selbstbestimmten, aber noch diffus suchenden Bildungsbewegung ab. Mit der geplanten Atemtherapieausbildung hat die Bildungsbewegung von TN50 indes nicht jede Zukunftsperspektive eingebüßt. Es ist jedoch eine andere Zukunft, auf die ihr Bildungsprozess hingeht. Es ist eine bestimmte und als diese gewusste Zukunft. An sie kann sich TN50 aus der Gegenwart heraus nunmehr überlegt und zielstrebig, mithin nicht experimentell, sondern konzeptuell annähern. Sie muss jetzt nur noch schrittweise realisiert werden.

Die Erzählung über eine zukünftige astrologische Voraussage – im zweiten Interview – hat innerhalb des Biographisierungsprozesses von TN50 eine andere Bedeu-

18 Zum Konzept der ‚Gegenwartsschwelle‘ vgl. Fischer-Rosenthal 1995.

19 Auf diese interessante Paradoxie hat mich Charlotte Heinritz aufmerksam gemacht.

tung. Sie ist invers zu der Bedeutung, die die Erzählung über die geplante Atemtherapieausbildung hat. Diese diente dazu, den Abschluss eines ziellosen, offenen und ungewissen Suchprozesses zu markieren und damit die Erfahrung von Zukunftsge-
wissheit in einen bis in hohem Maße durch Ungewissheit gekennzeichneten Bil-
dungsprozess einzuführen. Die astrologische Prophezeiung pointiert demgegenüber
die Absetzung von einer Bildungsbewegung, die durch eine gravierende Erkrankung
gerade als vorzeitig abgeschlossen erfahren wird. Im Rahmen dieser Bildungsbewe-
gung existiert Zukunft für TN50 zunächst nur noch als eine im Rückblick auf das
vergangene Leben abgeschlossene Zukunft. Die bildungsbiographische Bedeutung
der astrologischen Prophezeiung liegt in dieser Hinsicht darin, dass das Leben von
TN50 damit wieder für die individuelle Erfahrung einer neuen, noch unbekannt
Zukunft geöffnet wird.

Zwar ist die Bildungsbiographie von TN50 auch unabhängig von der Erzählung
über die zukünftige astrologische Prophezeiung auf die Zukunft bezogen. Hierbei
handelt es sich indes um eine menscheitsgeschichtliche Zukunftsperspektive. In
ihrem Lichte transzendiert TN50 ihr Leben. Sie macht sich die gesellschaftliche Visi-
on einer besseren Welt zu Eigen, in der sich der Mensch in der Einheit mit der Natur
und mit sich selbst weiß. Zugleich gibt TN50 dieses unabgeschlossene Projekt auch
an die nächste Generation weiter, gewissermaßen als ihr Vermächtnis bereits zu Leb-
zeiten. Demgegenüber verspricht die astrologische Prophezeiung der Freundin TN50,
dass sie auch noch individuell eine offene und spannende Zukunft habe, ganz anders
als es die nach der Erkrankung dominierende Erfahrung der Abgeschlossenheit ihres
Lebens erwarten lässt.

Im Falle von TN50 ist die Orientierung auf Zukunft hin also ein durchgehender
Bezugspunkt im Prozess des Biographisierens, bei allen durch unterschiedliche Ge-
genwarten bedingten Differenzen der auf der Höhe der durch die Wiederholungsbe-
fragung zugänglich gewordenen biographischen Momentaufnahmen. In dieser Hin-
sicht erscheinen Bildungsprozesse im Prozess des Biographisierens einerseits als
Rahmen und Katalysatoren für Neuerfindungen eines auf offene Zukünfte setzenden
individuellen Subjekts, die in eher spontan-unstetigen, vertikalen Bildungsbewegun-
gen emergieren, andererseits als Bedingungen für eher intentional-stetige, horizontal
verlaufende Entwicklungen individueller Subjekte, die sich an bildungsbiographi-
schen Kontinuitäten orientieren.

Dabei prägt das Merkmal der fast kontingenten, gleichsam aus dem Nichts kom-
menden Neuschöpfung die erste Bildungsgestalt von TN50, die im Zeichen individu-
eller Autonomie steht, erheblich stärker als ihre zweite Bildungsgestalt, der das Kon-
tinuitäten sichernde Leitbild der Authentizität und Anerkennung zugrunde liegt. Sol-
che Veränderungen und Unterschiede sind sicher nicht nur im Zusammenhang zu
sehen mit dem fortschreitenden individuellen Lebensalter von TN50, sondern stehen
auch im Kontext des Wandels der kulturellen Zeitstimmung seit den späten 1980er
Jahren. Seitdem gehören individuelle Emanzipation und risikoreiche Autonomiemoti-
ve nicht mehr zu den aktuell virulenten Konzepten individueller Lebensführung, die
die Vorstellungen von Zukunft prägen. Es sind eher stabilitätsorientierte Konzepte,
die von Ideen der Vergemeinschaftung und der individuellen Integration geprägt
werden. Man spricht daher auch bereits von einer in der Vergangenheit stattgefundenen
Überdehnung und Erschöpfung individueller Autonomievorstellungen (vgl. etwa
Ehrenburg 2004; Honneth 2003). Neben das Prinzip der Steigerung individueller

Entwicklung tritt die Idee der Ankunft und damit der Anerkennung (vgl. Schulze 2003).

5. Literarisches Biographisieren

Die Literatur ist eine entwickelte Form des Biographisierens in modernen Gesellschaften.²⁰ Sie kann von der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zur Steigerung ihrer Sensibilität für die Zeitlichkeit, Pluralität und Komplexität von dynamischen Subjektbildungsprozessen in einem eher disharmonischen als harmonischen, eher diskontinuierlichen als kontinuierlichen Spannungsfeld von Autonomie, Authentizität und Anerkennung genutzt werden. Denn für die Literatur ist das Aufbrechen linearer Zeitvorstellungen und die Verschränkung gegenwarts-, vergangenheits- und zukunftsgebundener Perspektiven in der Moderne längst eine erzählerische Selbstverständlichkeit.²¹ Wie auch der Film ist die Literatur für die Biographieforschung darüber hinaus eine Herausforderung. In ihnen bilden Erfahrungen verlorener, aber inzwischen wieder behaupteter, vielleicht auch eher ersehnter (Zeit-)Stabilität von Biographien und Lebensläufen längst schon wieder ein, auch formal äußerst folgenreiches thematisches Motiv im Zusammenhang der Darstellung einer prinzipiellen Gegenwärtigkeit, Momenthaftigkeit, Serialität und damit auch geschichtlichen Tiefenschärfe von modernen (Bildungs-)Biographien.²²

In seinem neuen Roman „Freiheit“ zeichnet Jonathan Franzen (2010) ein amerikanisches Familienpanorama der letzten etwas mehr als 25 Jahre. Er nutzt die für moderne Biographien kennzeichnende Verschränkung unterschiedlicher Zeitperspektiven, um die Vielfältigkeit und den Wandel nicht nur der Freiheitssehnsüchte der Menschen sichtbar zu machen, sondern auch der damit nur selten harmonisch zusammenlaufenden Sehnsüchte nach Glück und Gemeinschaft und zugleich die enorme individuelle Anpassungsfähigkeit an den Wandel der Zeiten und der Lebensverhältnisse. Fast alle Romanpersonen haben, wenn auch nicht unbedingt den Willen, so doch die Bereitschaft, „Korrekturen“²³ am eigenen Leben vorzunehmen. Die Biographien in Franzens Romanen bekommen ihre spezifische Zeitlichkeit durch einen Blick auf vergangene Lebensereignisse als vergangene Gegenwarten einerseits und als aktuell gegenwärtige Gegenwarten andererseits sowie die damit verbundene Aufwertung der Gegenwärtigkeit zum „Gegenwartshof“ (vgl. Blumenberg 2006). Sie verlaufen nicht linear voran, sondern prozessieren gleichsam im Krebsgang. Ihr Fortschreiten ist an rekursive Bewegungen gebunden, Handeln an Erinnern, Selbstbe-

20 Hamacher (2010) spricht von Goethe als einer „Biographiemaschine“.

21 Als erstes Experiment mit modernen Erzählstrukturen gilt „Manhattan Transfer“ von John Dos Passos aus dem Jahre 1925. Kurze Portraits und simultane Momentaufnahmen in einer Großstadt bestimmen die Darstellung.

22 Es fällt auf, dass die Frage nach der Bedeutung der Vergangenheit in der Gegenwart offenbar aktuell eine gewisse Konjunktur hat. So geht es nicht nur in dem neuen Film des Oscar-Preisträgers Juan José Campanella „In ihren Augen“ um das Gegenwärtigwerden einer 25 Jahre zurückliegenden Vergangenheit. Auch der Fernsehfilm „Wie einst Lilly“, der „Tatort“ zum 40-jährigen Jubiläum dieser Serie, macht eine Vergangenheit vor 25 Jahren zum Thema, die den gerade neu beginnenden Kommissar in der Gegenwart nicht loslässt. In beiden Fällen verändert sich im Prozess des filmischen, mit Rückblenden, Montagen und Erinnerungen arbeitenden Biographisierens nicht nur die Sicht auf das Vergangene, auch die Zukunft wird neu geschrieben.

23 So der Titel des vorangegangenen Romans.

obachten und Operationen des Biographisierens. Dabei kann das Biographisieren zur distanzierten Erhellung einer individuellen Entwicklungsgeschichte dienen. So ist Patty, die weibliche Hauptperson des Romans „Freiheit“, eine leidenschaftliche Leserin von Tolstoj's „Krieg und Frieden“. Mit Sinn für die Kontingenzen des Lebenslaufs, fragt sie sich, ob sich die „Dinge vielleicht anders entwickelt“ hätten, wenn sie zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens nicht ausgerechnet an die Stelle gekommen wäre, wo sich Natascha Rostowa, die offenbar für den trotteligen und braven Pierre bestimmt war, in dessen großartigen, lässigen Freund Fürst Andrej verliebt. Aktuelle Gegenwärtigkeit innerhalb des Romans bekommt auch Pattys eigene Vergangenheit. Kunstvoll eingewebt in die Textur des Romans ist der „Manuskriptstapel“ ihrer Autobiographie. Sie trägt die Aufschrift „Es wurden Fehler gemacht – Patty Berglunds Autobiographie, verfasst auf Vorschlag ihres Therapeuten“. Die Autobiographie bestimmt entscheidend die Lebensschicksale der zentralen Akteure und auch die Dramaturgie des Romans. Zuerst, als Patty von ihrem Mann aus der gemeinsamen Wohnung vertrieben wird, nachdem er das Manuskript auf seinem Schreibtisch gefunden hat, dort hingelegt von seinem Freund Richard. Und später dann, als Patty es in Walters einsame Waldhütte zusammen mit sich legt – wie das Käthchen in Kleists „Prinz von Homburg“.

Die Freiheit, die das Biographisieren gegenüber dem Lebenslauf gibt, auch in der Weise, dass mit der Zukunft verbundene Veränderungserwartungen dementiert werden, bringt Lalitha, Pattys Rivalin zur Sprache, die sich am radikalsten gegen die Überbevölkerung auf der Erde engagiert. Als ihr Chef Walter Berglund in einem Motel zu bedenken gibt, sie könne vielleicht später ihre unbedingte Entscheidung, keine Kinder haben zu wollen, bereuen, will sie von einer solchen, sie verunsichernden Instabilität ihres Lebens nichts wissen. „Die Menschen ändern in solchen Dingen ihre Meinung. Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn du dir alle Möglichkeiten offenlässt. – Aber was ist, wenn ich nun mal *weiß*, dass ich jetzt schon richtig liege und meinem künftigen Ich nicht traue? – Na, in der Zukunft bist du eben nicht mehr dein altes Ich. Dann bist du dein neues. Und dein neues Ich könnte etwas anderes wollen. – Dann *scheiß* ich auf mein künftiges Ich, sagte Lalitha und beugte sich vor. Wenn es sich fortpflanzen will, halte ich schon jetzt nichts davon“ (Franzen 2010, 404; Kursivierung im Orig.).²⁴

24 Dieser Disput – Franzen wird im Feuilleton als neuer Tolstoj bezeichnet – verweist auf einen Dialog zwischen Wronski und seinem erfolgreichen Jugendfreund Serpuchowskoi in Tolstoj's 1878 erschienenen Roman „Anna Karenina“. Wronski konstatiert bei sich das Fehlen eines Strebens nach Macht. „Das war einmal, doch ist es vorbei. – Entschuldige, aber das ist nicht wahr, sagte Serpuchowskoi lächelnd. – Doch, es ist wahr – ist jetzt wahr, fügte Wronski an, um aufrichtig zu sein. – Ja, jetzt, das ist etwas anderes, aber dieses Jetzt gilt nicht für immer. – Vielleicht, erwiderte Wronski – Du sagst vielleicht, fuhr Serpuchowskoi fort, als hätte er seine Gedanken erraten, ich aber sage dir, ganz bestimmt.“ (Tolstoj 2010, 472 f.) Der intertextuelle Vergleich zeigt, wie erst Anfang des 21. Jahrhunderts das Freiheitspotential des Biographisierens genutzt wird, um eine Zukunftsvorstellung zu ermöglichen, die eher traditionelle, die Stabilität des Lebens betonende, durch Kontinuität bestimmte Zeitperspektiven mit (post-)modernen Zukunftsbildern zusammenführt, welchen jeder Glaube an feste Gewissheiten fehlt. Es markiert eine neue Phase des Biographisierens, dass die Thematisierung der Differenz zwischen Biographisieren und Lebenslauf innerhalb des Lebenslaufs selber als ein Ereignis beobachtbar wird. Man kann in dieser Ausdifferenzierung und Verselbständigung eine Lösung sehen, dem Lebenslauf in seinen je aktuellen Gegenwärtigkeiten trotz entgleitender Grundlagen noch einmal eine biographische Grundlegung zu geben. Es fällt auf, dass Franzen dazu eine Frau indischer Herkunft in seinen Roman einführt, also aus einer – im Kontrast zur amerikanischen Gesellschaft – eher traditionellen Gesellschaft.

Das Konzept des Biographisierens weist der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung eine Perspektive, die theoretische, empirische und auch methodologisch-methodische Ansprüche erzeugt, die weder mit diesem Beitrag noch in dem Projekt, dessen Zusammenhang er entstammt, auch nur annähernd eingelöst werden konnten bzw. können. Insofern bieten die Analysen dieses Beitrags höchstens eine Probebohrung, eine Momentaufnahme in einem Forschungsprozess. Diese ist von dem Gedanken geleitet, die Zeitlichkeit, Prozesshaftigkeit und damit das Fragmentarische an Bildungsbiographien zu akzentuieren, nicht aber eine als geschlossen behandelte, auf Einheit hin konstruierte einzelne Biographie (vgl. auch Weigel 2006, insbes. 163 ff.). Die immer zeitabhängige Kontinuität serieller, in den Prozess des Biographisierens eingebetteter Biographien folgt Modellen dynamischer Ordnungsbildung, die durch „diskontinuierliche Kontinuitäten“ gekennzeichnet sind (Nassehi 2006, 244). Diese sind Ausdruck dessen, dass den Individuen in einer „späten“ Moderne „zunehmend kompliziertere Verknüpfungs- und Verarbeitungsleistungen“ abverlangt werden, die eine „neue Qualität individueller und kollektiver Sinnkonstruktion“ (Alheit/Dausien 2002, 58) erfordern.²⁵ Das Konzept des Biographisierens von Lebenslaufereignissen eröffnet eine Perspektive, die den bisher dominierenden Blick der Biographieforschung umgekehrt. Fokussiert wird nicht mehr die Frage, ob und wie der Lebenslauf die Biographie bestimmt, ob sie ihn eher abbildet oder ihm gegenüber eher eine selbständige soziale Realität ist.²⁶ Der Blick richtet sich nunmehr darauf, wie Biographien als Lebensereignisse in den Lebenslauf eingebettet sind, mit ihm locker verknüpft sind, aus ihm heraus ihre Bedeutung bekommen und auf ihn auch wiederum Einfluss nehmen. In größeren Zeitabständen wiederholte Erhebungen biographisch akzentuierter Erzählungen etablieren eine Ebene, auf der (Bildungs-) Biographien im Lichte der Differenz Schema/Variation miteinander verglichen und in ihren auf diese Weise spezifizierten Zeitgestalten mit Positionen im Lebenslauf relativiert werden können, aus deren je aktuellen Gegenwarten heraus sie entstehen. Interviews können dann als soziale Prozesse ernst genommen werden, über die strukturell oder im Bewusstsein der Akteure²⁷ einzelne Episoden des Biographisierens und Verkettungen zwischen ihnen empirisch zugänglich werden. Die Aufmerksamkeit verschiebt sich damit von der Biographie als quasi fertiges kulturelles Artefakt zu einer Art *Making of Biographie*.²⁸

25 Vgl. in diesem Sinne auch das Konzept der „Biographizität“ (Alheit/Dausien 2000).

26 In diesem Sinne hatte Wohrab-Sahr für eine Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus die „Beschäftigung mit der Struktur der Konstruktion und der Logik der Darstellung“ (1999, 488) reserviert.

27 Damit ergeben sich u.a. Fragen nach der biographischen Bedeutung von Interviews und deren Reflexion in späteren Interviews. Das erste Interview mit TN50 war in dieser Hinsicht dadurch ein Medium angeleiteter Selbstaufklärung und Selbstidentifizierung, dass vom Interviewer Worte ins Gespräch gebracht wurden, mit denen die Interviewte sich ihre Situation ein wenig anders als bisher deuten konnte. Auf Grund des damit strukturierten Biographisierungsprozesses fungierte das Interview als ein befreiendes Moment im Lebenslauf. An diesen Biographisierungsprozess erinnerte sich TN50 nach 25 Jahren im zweiten Interview nicht mehr. Sie wurde von der Interviewerin auch nicht darauf angesprochen. Ja, darüber hinaus erinnerte sich TN50 bei der Anbahnung des zweiten Interviews überhaupt nicht mehr daran, dass mit ihr schon einmal ein Interview geführt worden war. Dies war so überzeugend, dass die Interviewerin zunächst davon ausging, sie hätte mit einer nicht in Frage kommenden Person telefoniert. Die Identität klärte sich erst nach einem längeren umwegreichen Suchprozess auf.

28 Biographie und Biographisierungsprozess stehen nicht alternativ zueinander. Inzwischen hat es eine erste Doppelpublikation gegeben. Benoit Peeters hat eine Biographie über Jacques Derrida (!) veröffent-

LITERATUR

- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2000): Die ‚biographische Konstruktion‘ der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius&Lucius, 257-283.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2002): Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen. In: Rudolf Tippelt (Hg.): *Handbuch Bildungsforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 565-585.
- Benedetti, Sascha und Jochen Kade (2011): *Biographieforschung*. In: Olaf Dörner und Burkhard Schäffer (Hg.): *Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung*, Opladen&Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen).
- Biesta, Gert, John Field and Michael Tedder (2010): A time for learning: Representations of time and the temporal dimensions of learning through the lifecourse. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 56, H. 3. 317-327.
- Blumenberg, Hans (2006): *Beschreibung des Menschen*. Aus dem Nachlass herausgegeben von M. Sommer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2009): *Biographie als Gestaltwandel*. Essay. In: BIOS. *Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, Jg. 22, 3-11.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS. *Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, Jg. 3, 75-82.
- Ehrenburg, Ilja (2004): *Das erschöpfte Selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fischer, Monika E. und Jochen Kade (2011): *Qualitative Längsschnittstudien in der Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung*. In: Olaf Dörner und Burkhard Schäffer (Hg.): *Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung*, Opladen&Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen).
- Fischer, Monika E., Jochen Kade und Sascha Benedetti (2010): *Chronographien – Bildungsbiographische Bewegungen im Raum*. In: Rudolf Egger und Bernd Hackl (Hg.): *Sinnliche Bildung? Pädagogische Prozesse zwischen vorprädikativer Situierung und reflexivem Anspruch*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 253-268.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): *Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben*. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: ders. und Peter Alheit (Hg.): *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen: S. Westdeutscher Verlag, 43-86.
- Franzen, Jonathan (2010): *Freiheit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hamacher, Bernd (2010): *Johann Wolfgang von Goethe. Entwürfe eines Lebens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Heinritz, Charlotte (2000): *Auf ungebahnten Wegen*. Frauenautobiographien um 1900. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer.
- Hof, Christiane, Jochen Kade und Monika E. Fischer (2010): *Serielle Bildungsbiographien – Auf dem Weg zu einem qualitativen Bildungspanel zum Lebenslangen Lernen*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 56, H. 3. 328-339.
- Honneth, Axel (2002) (Hg.): *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt/New York: Campus.
- Honneth, Axel (2010): *Anerkennung als Triebkraft von Gruppen*. In: ders.: *Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie*. Berlin: Suhrkamp, 261-279.
- Joas, Hans (1996): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

licht und gleichzeitig eine Art Tagebuch über den Prozess des Schreibens dieser Biographie (vgl. Peeters 2010 a; 2010 b).

- Kade, Jochen (1985): Diffuse Zielgerichtetheit. Rekonstruktion einer un abgeschlossenen Bildungsbiographie. In: Dieter Baacke und Theodor Schulze (Hg.): Pädagogische Biographieforschung. Orientierungen, Probleme, Beispiele. Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 124-141.
- Kade, Jochen (2011): Bildungstheorie und Bildungsforschung. In: Olaf Dörner und Burkhard Schäffer (Hg.): Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung. Opladen&Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen)
- Kade, Jochen und Christiane Hof (2009): Die Zeit der (erziehungswissenschaftlichen) Biographieforschung. Theoretische, methodologische und empirische Aspekte ihrer Fortschreibung. In: Jutta Ecarius und Burkhard Schäffer (Hg.): Typenbildung und Theoriegenerierung. Perspektiven qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 145-167.
- Kaufmann, Jean-Claude (2005): Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Kaufmann, Jean-Claude (2010): Wenn Ich ein anderer ist. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Keupp, Heiner und Joachim Hohl (Hg.) (2006): Subjektdiskurse im gesellschaftlichen Wandel. Zur Theorie des Subjekts in der Spätmoderne. Bielefeld: transkript.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 27, 1-29.
- Koller, Hans-Christian (1993): Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Jg. 6. 33-45.
- Koller, Hans-Christian (1994): Schlüsselerlebnisse. Zur Rhetorik autobiographischer Erzählungen und ihrer Bedeutung für Bildungsprozesse. In: Annette Sabban und Christian Schmitt (Hg.). Sprachlicher Alltag. Linguistik – Rhetorik – Literaturwissenschaft. Tübingen: Niemeyer, 245-263.
- Koller, Hans-Christian (2009): Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer, 4. Aufl.
- Koller, Hans-Christian (2009): Zur Zeitstruktur biographischer Bildungsprozesse. In: Vera King und Benigna Gerisch (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung. Frankfurt/New York: Campus, 183-201.
- Koller, Hans-Christian (2010): Grundzüge einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: Andrea Liesner und Ingrid Lohmann (Hg.): Gesellschaftliche Bedingungen von Bildung und Erziehung. Eine Einführung. Kohlhammer: Stuttgart, 288-300.
- Koselleck, Reinhart (2003): Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze. In: ders.: Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 27-77.
- Koselleck, Reinhart (2010): Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung. In: ders.: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 105-158.
- Loch, Werner (1998): Entwicklungsstufen der Lernfähigkeit im Lebenslauf. In: Rainer Brödel (Hg.): Lebenslanges Lernen – lebensbegleitende Bildung. Neuwied: Luchterhand, 91-109.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997b): Erziehung als Formung des Lebenslaufs. In: Dieter Lenzen und Niklas Luhmann (Hg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 11-29.
- Mayer, Karl Ulrich, Dieter Grunow und Natalie Nitsche (2010): Mythos Flexibilisierung? Wie stabil sind Berufsbiographien wirklich und als wie instabil werden sie wahrgenommen? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 62, 369-402.

- Mead, Georg Herbert (1969): Die objektive Realität von Perspektiven. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie. In: ders.: Philosophie der Sozialität. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 213-228.
- Medjedovic, Irena und Andreas Witzel (2010): Wiederverwendung qualitativer Daten: Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewtranskripte. Wiesbaden: VS Verlag.
- Menke, Christoph (2008): Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Messu, Michel (2006): Des racines et des ailes. Essai sur la construction du mythe identitaire. Paris.
- Nassehi, Armin. (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern. Opladen: Barbara Budrich.
- Peeters, B. (2010a): Derrida. Paris: Flammarion.
- Peeters, B. (2010b): Trois ans avec Derrida. Les carnets d'un biographe. Paris: Flammarion.
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reh, Sabine (2009): Sammelrezension: Qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 12, H.3, 379-384.
- Rimbaud, Arthur.(1991): Brief an Paul Demeny, 15. Mai 1871. In: ders: Sämtliche Werke, Frankfurt am Main/Leipzig: Insel.
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schneider, Helge (2009): Bonbon aus Wurst. Mein Leben. Originalausgabe. Hamburg: Kiepenheuer&Witsch.
- Schulze, Gerhard (2003): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert. München/Wien: Hanser.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Stichweh, Rudolf (1998): Lebenslauf und Individualität. In: Jürgen Fohrmann (Hg.): Lebensläufe um 1800. Tübingen: Niemeyer, 221-234.
- Stojanov, Krassimir (2006): Bildung und Anerkennung. Soziale Voraussetzungen von Selbstentwicklung und Welt-Erschließung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tolstoj, Lew (2009): Anna Karenina. München: Carl Hanser.
- Wedel, Gudrun (2010): Autobiographien von Frauen. Ein Lexikon. Köln: Böhlau.
- Weigel, Sigrid (2006): Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften. München: Fink.
- Wigger, Lothar (2004): Bildungstheorie und Bildungsforschung in der Gegenwart. In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 82, H.4, 478-493.
- Wohlrab-Sahr, Monika (1999): Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus? In Soziale Welt 50, H. 4, 483-492.
- Zirfas, Jörg und Benjamin Jörissen (2007): Phänomenologie der Identität. Human-, sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

„Sie haben sich nicht entschuldigt, nicht gut genug!“¹

Entschädigungszahlungen: Die emotionale und die gesetzliche Chronologie
einer Antragstellung – aus Sicht der Nachkommen

Nicole L. Immler

Prolog: Die jüngsten Entschädigungszahlungen an Holocaust-Opfer in Österreich

Gerade rechtzeitig zum 50. Jahrestag der Errichtung der Zweiten Republik war 1995 der „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ von Parlament und Regierung eingerichtet worden. Damit wurden erstmals explizit auch die Gruppe der Roma und Sinti, Opfer von Euthanasie und Sterilisierung, Homosexuelle sowie (nach einigen Nachverhandlungen) auch Deserteure aus der Deutschen Wehrmacht offiziell als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt. Bisher haben mehr als 30.000 Überlebende österreichischer Herkunft einen Antrag an den „Nationalfonds“ für die symbolische Gestezahlung von etwa 7.000 US-Dollar gestellt. Dieser Gestezahlung an die direkt Betroffenen folgten weitere, spezifischere Maßnahmen, die den historischen Details stärker Rechnung trugen. Dies war die Folge eines neuen politischen Bewusstseins in Österreich für das geschehene Unrecht in der jüngsten Vergangenheit,² aber auch die Folge einer globalen Entwicklung. Seit dem Ende des Kalten Krieges begegneten zahlreiche europäische Staaten dem schwierigen Erbe von Zweitem Weltkrieg und Holocaust mit einer neuen „Politik des Bedauerns“ (Olick 2007) bzw. mit einer „neuen internationalen Moral“ (Barkan 2002).³ Entschädigungs-

1 Katharina E. in einem Interview mit der Autorin, Wien 2008. Die Namen meiner Interviewpartnerinnen und -partner sind anonymisiert, um ihre Privatsphäre zu schützen. Die Interviews sind Teil einer größeren Studie *Das Nachleben von Restitution* (unterstützt vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung/bmwf, dem Zukunftsfonds und dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus), die derzeit etwa 60 generationenübergreifende Interviews umfasst, durchgeführt von der Autorin in Österreich, den Niederlanden und England (2007-2009). Dieser Artikel erscheint auch auf Englisch in Levin/Lenz/Seeberg 2011.

2 Seit Mitte der 1980er Jahre kam es – im Umfeld der Diskussionen um den Bundespräsidenten Kurt Waldheim und das Gedenkjahr 1988 (an den Anschluss 1938 an das Deutsche Reich) – zum späten Abrücken von der ‚Opferthese‘, die nach 1945 dazu diente, Österreich als erstes Opfer des Deutschen Reiches von der Verantwortung für die Verbrechen des Nationalsozialismus freizusprechen und daher auch von der Verpflichtung zu Entschädigungsmaßnahmen, was außenpolitisch im Streben nach Unabhängigkeit ‚zweckmäßig‘, jedoch innenpolitisch und moralisch unzulässig war. So folgte die Erklärung einer ‚moralischen Mitverantwortung‘ seitens Bundeskanzler Franz Vranitzky 1991 vor dem Nationalrat und von Bundespräsident Thomas Klestil 1994 in Israel.

3 In Österreich waren auslösende Faktoren u.a. die Schweizer ‚Nazi-Gold-Affäre‘, die Sammelklagen in den USA gegen deutsche und österreichische Unternehmen wie auch die neue Aufmerksamkeit für Fälsche von Kunstraub, insbesondere als einzelne Gemälde von Egon Schiele, die im Besitz eines österreichi-

zahlungen sind dabei eines der gewählten Mittel, sich diesem Erbe in Österreich erneut zu stellen, neben einer aktiven Erinnerungspolitik, dem Beschluss eines Kunstrückgabegesetzes (1998), welches die Rückgabe von einst enteigneten Kunstgegenständen aus öffentlichen Sammlungen in Österreich regelt bzw. den Versteigerungserlös von Objekten mit unidentifizierbaren Eigentümern den Opfern des Nationalsozialismus zu Gute kommen lässt, sowie der Einrichtung einer Historikerkommission, die zwischen 1998 und 2003 recherchierte, welche Restitutions- und Entschädigungsverfahren nach dem Zweitem Weltkrieg stattgefunden hatten,⁴ um festzustellen, was damals ignoriert und deshalb noch getan werden musste. Das Ergebnis sind 49 Bände⁵ über die systematische Verfolgungs- und Enteignungspolitik des Nazi-Regimes, in denen die ungeheure Dimension des nationalsozialistischen Vermögensentzugs (in Zusammenarbeit u.a. mit Banken und Versicherungsgesellschaften) gezeigt wird, und auch wie „zögerlich“ und unsystematisch Restitutions- und Fürsorgeleistungen nach 1945, „basierend auf einem Missbrauch der Opferthese“, durchgeführt worden waren. (Jabloner u.a., 453) Damit hat die Historikerkommission auch Fakten, Zahlen und Verhältnisse als Basis für neues politisches Handeln geliefert:

Im Jahr 2000 wurde der „Versöhnungsfonds“ für Pauschalzahlungen⁶ an ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus dem einstigen ‚Ost-Block‘ gegründet, deren Ansprüche bis in die 1990er Jahre ignoriert worden waren, gefolgt vom „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ (2001), der sich zum Ziel gesetzt hatte, die materiellen Verluste der Holocaust-Opfer auf einer individuellen Basis zu entschädigen. „Wer war ein Opfer des Nationalsozialismus?“ titelten Annoncen in Zeitungen und Zeitschriften weltweit und forderten ehemalige Opfer des Nationalsozialismus – und diesmal auch ihre Erben – dazu auf, Ansprüche in Österreich geltend zu machen. Dies war ein ambitiöser Versuch, Leidensgeschichten zu individualisieren und zu errechnen, was einzelnen Personen gestohlen worden war. Als Grundlage diente ein detaillierter, 28-seitiger Fragebogen, der aufforderte, unterschiedlichste Kategorien auszufüllen wie ehemalige Wohnadresse, Ausbildung, Bankkonten, Hypotheken, Aktien, Rentenpapiere, Geschäft, Versicherungspolice, Immobilien oder bewegliches Eigentum. Aber 60 Jahre nach dem Krieg ist solch detailliertes Wissen selten vorhanden,

schen Sammlers waren, 1998 bei einer Ausstellung im Museum of Modern Art in New York wegen ungeklärten Eigentumsverhältnissen beschlagnahmt worden waren.

- 4 Verkürzt zusammengefasst hatte Österreich sieben Rückstellgesetze, ein Opferfürsorgegesetz, Gesetze betreffend persönlichen Vermögens, Versicherungen und ungerechtfertigt bezahlten Steuern, Entschädigungsabkommen innerhalb der Sozialversicherungsgesetzgebung und verschiedene Hilfsfonds. Aber die Gesetze hatten kurze Einreichfristen, waren unvollständig und auch unübersichtlich aufgrund der Zuständigkeit verschiedener Institutionen. (Jabloner u.a. 2003, 452 f.). Entschädigungsleistungen waren pauschal geregelt und entsprachen eher der Fürsorge für Bedürftige als der Anerkennung individueller Verluste. Vgl. u.a. auch die Arbeiten von Bailer-Galanda/Blimlinger 2005 wie auch eine knappe übersichtliche Zusammenfassung aus dem Jahr 1999 unter: <http://www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/opfergruppen.pdf>. (17.9.2011)
- 5 Zur Vorbereitung der Historikerkommission wurden ein eigenes Archivgesetz sowie ein Vernichtungsverbot für Firmenakten im Zeitraum 1933 bis 1966 beschlossen und gesperrte Bestände freigegeben. Die Ergebnisse der Historikerkommission sind in einem Schlussbericht zusammengefasst (Jabloner u.a. 2003); eine Übersicht der Bände findet sich auf: <http://www.boehrlau-verlag.com/histkom/>
- 6 Die Entschädigungssätze orientierten sich am deutsch-amerikanischen Abkommen und den Richtsätzen der Deutschen Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, jedoch wurde die Zwangsarbeit in der Landwirtschaft höher vergütet, eine Entschädigung für KZ-Häftlinge, mit Ausnahme ungarischer Juden, dagegen abgelehnt. (Jabloner u.a. 2003, 438 f.)

insbesondere wenn die Kriegsgeneration nicht mehr am Leben ist. Deshalb haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Entschädigungsfonds selbst in den Archiven umfangreich geforscht. Durch die personelle Unterbesetzung des Fonds in den Anfangszeiten, die lange Dauer solcher Archivrecherchen und die gesetzlichen und administrativen Komplexitäten beispielsweise beim Anerkennen von Erben als Antragsteller hat es fast ein Jahrzehnt gedauert, um die etwa 20.700 Anträge zu behandeln. Nach ersten Vorauszahlungen 2006 werden derzeit die letzten Schlusszahlungen durchgeführt.

Als Historikerin habe ich von 2006 bis 2008 im „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ mitgearbeitet und die Daten von Antragstellern recherchiert und überprüft. Um mehr über die Folgen dieser Maßnahmen bei den Betroffenen zu erfahren, begann ich in einem separaten Forschungsprojekt Antragstellerinnen und Antragsteller sowie ihre Kinder und Enkel über ihre Erfahrungen mit den Entschädigungsmaßnahmen bzw. ihre Vorstellungen davon zu interviewen.⁷ Dieser Artikel zeigt einige charakteristische Erfahrungen und Hoffnungen der nachgeborenen Generation zum Thema Entschädigung.

Die Möglichkeit, als Leidtragende des Nationalsozialismus finanzielle Entschädigung für materielle Verluste beanspruchen zu können, war für viele Überlebende und Nachkommen überraschend und löste oftmals ambivalente Gefühle aus:

[Mein Vater] hat nicht lang genug gelebt, um irgendeine Entschädigung zu sehen. Wir, seine Erben, warten jeden Tag auf positive Nachrichten aus dem Allgemeinen Entschädigungsfonds in Österreich. Ich bin sicher, dass es jene Leute freut, die noch am Leben sind, aber es muss Hunderte von älteren „Opfern“ geben, die jene nicht mehr genießen können. [...] Ich weiß, dass hinter jedem Antrag viel Recherche und gesetzliche Arbeit steckt, aber bedenken Sie bitte meine Situation; ich und viele andere brauchen die Entschädigung, da wir nie irgendetwas bekommen haben, weder für Behandlungen noch für unsere Ausbildung und die Familie. Mein Vater hat das Land mit nichts „verlassen“; er hat hart gearbeitet, und hat diese Welt nun verlassen [...] ohne einen kleinen Betrag dessen, was sie von ihm und unserer Familie gestohlen haben. Ich denke, dass ich für jeden sprechen kann, der einen Antrag vor einigen Jahren ausgefüllt hat und noch nichts erhalten hat, keine Antwort, keine Zahlung, währenddessen die direkten „Opfer“ bereits gestorben sind. (8.9.2004)

Dieser Brief, der den wertvollen Faktor Zeit betont, ist an Hannah Lessing gerichtet, die Generalsekretärin des österreichischen „Allgemeinen Entschädigungsfonds“. Die Verfasserin ist Katarina E., eine Spät-40erin (geboren 1963), die mit ihrer Familie in Schweden lebt.⁸ Ihre Großeltern väterlicherseits lebten in Wien und wurden beide in

7 Meine Interviewpartnerinnen und -partner habe ich durch die österreichischen Botschaften, jüdische oder andere Opfer-Organisationen oder durch „snowballing“ kontaktiert; meine (frühere) Mitarbeit beim „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ blieb unerwähnt, da es die Interviews beeinflusst hätte.

8 Ich danke Katarina E. und ihrer Familie für den Einblick, den sie mir in persönliche Briefe, Dokumente und in die Entschädigungsunterlagen gewährt haben, wie auch für ihre engagierte Gesprächsbereitschaft. Jedes Zitat ohne Quellenangabe stammt aus meinen qualitativen (narrativ angelegten, halbstrukturierten) Interviews, die ich 2008 in Wien und in den Niederlanden geführt habe. Die Zitate wurden aus dem englischen oder holländischen Original von mir übersetzt, ebenso die Dokumente.

Konzentrations- bzw. Vernichtungslagern umgebracht, wie auch ihre Urgroßmutter. Ihr Vater wurde als 12-Jähriger 1940 nach Schweden geschickt und ist dort im Jahr 2000 verstorben. Er hat nicht gerne über die österreichische Vergangenheit gesprochen, von der er auch nur wenig wusste. Als der Vater erkrankte, begann die Tochter, in der Familiengeschichte zu graben: „Ich habe es nur für die Familienforschung gemacht; die Restitutionsache kam dabei zufällig vorbei, da habe ich gar nichts davon gewusst.“ Katarinas Erfahrungen mit den jüngsten österreichischen Entschädigungszahlungen werden in diesem Artikel als eine Fallstudie beschrieben, weil sie charakteristisch sind für Familien, in denen über die Vergangenheit geschwiegen wurde und in denen sich Mitglieder der zweiten Generation⁹ obsessiv mit der Familiengeschichte beschäftigen auf der Suche nach Fakten. Ein Anliegen, welches, wie wir sehen werden, gewisse Erwartungen stellt an das Entschädigungsverfahren. Wir folgen Katarinas Korrespondenz mit dem „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ über die letzten zehn Jahre, zeigen die Formalitäten und die Komplexität eines solchen Verfahrens Schritt für Schritt, um sichtbar zu machen, wie sich persönliche Erinnerungen mit gesetzlichen Verfahren und Archivadokumenten konfrontiert sehen. Über die Bedeutung der Entschädigung erfahren wir mehr aus den Interviews und der Korrespondenz, die ich mit Katarina und einigen Familienmitgliedern geführt habe: ihrer Cousine Karen, ihrem Cousin Walter, dessen Töchtern Lotte und Nienke und seinem Vater Bob. Interviewt man Kinder und Enkel von Holocaust-Überlebenden, zeigt sich ein Phänomen, das Marianne Hirsch „post-memory“ (Hirsch 2008) genannt hat, nämlich wie die Erinnerung an vergangene Ereignisse auch jene beeinflusst, die die erinnerten Ereignisse nicht selbst erfahren haben. Wir wissen aus der umfangreichen Literatur über den Holocaust, dass Verlust und Schmerz eine starke imaginäre Präsenz bei den Nachkommen haben, Erwartungen, Wünsche, aber auch Mechanismen der Dissoziation auslösen.¹⁰ Wie Entschädigungsprozesse im Familiengedächtnis überliefert werden und wie solche Imaginationen über die Vergangenheit die Erwartungshaltung gegenüber Entschädigungszahlungen beeinflussen können, wird in dieser Fallstudie untersucht, und auch umgekehrt, wie sich derzeitige Entschädigungsverfahren auf Erinnerungsprozesse in Familien auswirken. Damit analysiert dieser Artikel die Wechselwirkungen zwischen staatlichen erinnerungspolitischen Maßnahmen und persönlichen bzw. familienspezifischen Formen der Erinnerung und Vergangenheitsaufarbeitung, was neue Einsichten liefert in die Dynamiken, die solche Entschädigungsmaßnahmen in Familien auslösen.

Das Verfahren einer Antragstellung

Für Katarina war die Familienvergangenheit in Österreich sehr lange ein „verbotenes Thema“; so sprach sie mit ihrer Schwester nur „hinter dem Rücken“ des Vaters.

⁹ Das Konzept der Generation stützt sich hier nicht auf die Selbstdefinition meiner Interviewpartnerin (Katarina E. betrachtet sich selbst als Mitglied der dritten Generation), sondern auf die allgemeine Definition der zweiten Generation als die der ersten Nachkriegsgeborenen.

¹⁰ Eine der ersten autobiographischen Arbeiten kam von Helen Epstein (1987, Orig. 1979), eine jüngst viel besprochene von Eva Hoffman (2004). Für einen Überblick über die Forschung vgl: Martin Bergmann et al (1998) und Grünberg/Straub (2001); spezifischer in dem Kontext dieses Artikels: Alan L. Berger (2006) und Marianne Hirsch (2008).

Mein Vater ist mit seiner Mutter solange wie möglich in Wien geblieben, und er ist 1940 herausgekommen [...]; ich denke es war durch das Rote Kreuz;¹¹ aber sie konnte nicht von selbst herauskommen [...] Dann ist er ins südliche Schweden gekommen, und Ilse [seine ältere Stiefschwester, bereits 1938 geflüchtet] war in Stockholm zu dieser Zeit, sie arbeitete als Kindermädchen. Und mein Vater ist zu einem Priester gekommen, glaube ich, und er wurde dort aufgezogen. Und dann ... äh ... wurde er tatsächlich getauft und christlich konfirmiert, damit, ich meine, sie mussten ihre Identität ändern, völlig. Und dann hat er dort gelebt und hat sehr, sehr hart in der Landwirtschaft gearbeitet, sie haben ihn aufgenommen, und er hat Lebensmittel geliefert; er hatte ein wirklich hartes Leben. Und dann hat er unsere Mutter getroffen [...] Mein Vater war staatenlos bis 1955/56, dann hat er seine österreichische Staatsbürgerschaft wieder gewonnen, und 1969 ist er ein Schwede geworden; und plötzlich wurden wir auch umgedreht. [...]

Unser Vater, wie alle anderen auch, hat seine Herkunft verweigert; sie versteckten sie, die Herkunft. Aber 1999 habe ich mit der Familienforschung begonnen, da unser Vater krank wurde, deshalb bin ich ins Internet gegangen, auf Jewish Gen, eine amerikanische Website, und habe gefragt, ob irgendjemand etwas über unsere Großeltern weiß, und tatsächlich, ich habe Verwandte gefunden [sie lacht], einfach so. Sie haben geantwortet; sie haben gedacht, dass unsere Familie seit 60 Jahre tot ist. [...] Ich habe Verwandte gefunden in Israel, England, den Vereinigten Staaten, überall. [...] Wir leben in Schweden, wir sind nicht informiert. Wenn man in Amerika lebt, erhält man diese Informationen die ganze Zeit, man hat eine große jüdische Gemeinde, aber in Schweden leben wir entfremdet irgendwo oben im Norden.

Von ihren Verwandten in den Vereinigten Staaten hat sie dann um das Jahr 2000 von den Entschädigungsverfahren in Österreich erfahren: Sie haben ihr geholfen („dies zu machen, jenes zu machen“) wie auch die österreichische Botschaft in Stockholm, „dann haben wir zahllose Kopien gemacht und schickten sie ein“. Denn sie füllte die Antragsformulare des „Nationalfonds“ (NF) und des „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ (EF) für ihren Vater aus:

Er hat gesagt, viel Glück damit, meine Kinder. Er hatte keine hohe Meinung von Österreich. [...] So habe ich die Anträge mit seiner Unterschrift ausgefüllt, ich habe ihm geholfen, aber er hat es nicht rechtzeitig erhalten. Er ist zu früh gestorben, um die 7.000 [die Gestezahlung des NF] zu empfangen. [...] Wir haben [auch] für Pflegegeld angesucht, aber er ist im Juli 2000 gestorben, und wir haben das Geld im August 2000 empfangen, er hat es also nie gesehen. Das war das Tragischste. Weil es sein erstes Geld war und er nie irgendetwas erhalten hat. [...] Und als mein Vater gestorben war, mussten wir es erneut schicken, diesmal in unserem Namen. Es war so kompliziert!

¹¹ Erst später erfuhr sie, dass es sich um eine schwedische Organisation namens Swedish Israeli Mission gehandelt hat, was sie folgendermaßen kommentiert: „[...] deren einziges Ziel es war von Beginn an, jüdische Jugendliche zum Christentum zu konvertieren; ziemlich interessant nicht?“

Als Erbin hat sie den Antrag des EF erneut ausgefüllt, da dieser Fonds auch für Nachkommen zugänglich war.¹² Die einzige Informantin zu dieser Zeit war ihre Tante Ilse, die Halbschwester ihres Vaters, die in den Niederlanden lebte, über die Vergangenheit jedoch so wenig erzählte wie ihr Vater. Erst kurz bevor sie starb, hat sie einige ihrer Erinnerungen mitgeteilt: „Sie ist sich plötzlich bewusst geworden, dass sie keine Zeit mehr hat“. Erst nachdem ihre Tante 2003 verstorben war, ist aus dem Nachlass deutlich geworden, dass sie früher bereits einmal einen Entschädigungsanspruch für die Lebensversicherungspolice ihres Vaters geltend gemacht hat, der zuerst 1938/39 in Dachau interniert war und später deportiert wurde (nach Zamość) wie auch seine Ehefrau (nach Stutthof) und seine Mutter (nach Auschwitz). Nun begann sich Katarina zu fragen, ob ihre Tante irgendwelche Zahlungen empfangen hatte, und wenn ja, warum ihr Vater dann nichts bekommen hatte. Das war der Moment, in dem sie Verdacht schöpfte und sich selbst zu fragen begann: Wer in der Familie hatte früher schon einmal Ansprüche gestellt und für was, und welcher der Erben stellt heute Ansprüche für wen, und wer ist überhaupt legitimiert etwas zu beanspruchen? Sie kontaktierte *The Internationale Commission auf Holocaust Era Insurance Claims* (ICH-EIC), um weitere Informationen zu erhalten, und erfuhr, dass der EF in Wien diese Verantwortlichkeiten übernommen hatte. Von diesem erhielt sie im September 2003 den ersten Brief, der die lange Wartezeit erklärte. Ein Jahr später erinnerte Katarina die Generalsekretärin (in dem bereits zitierten Brief vom 8.9.2004), dass inzwischen ein Jahr vergangen ist und dass sie „jeden Tag auf Nachrichten wartet“. Zwei Wochen später schickte sie der Sachbearbeiterin neue Details. Inzwischen hatte sie entdeckt, dass die Anfrage ihrer Tante über die Versicherungspolice ihres Vaters von der Österreichischen Versicherungsgesellschaft 1999 abgelehnt worden war mit dem Argument, dass jene 1939 bereits ausbezahlt worden war, und sie bat den EF „so schnell wie möglich mit einigen Antworten zu helfen“ (27.9.2004). Als Antwort erhielt sie eine standardisierte E-Mail über den Stand des Verfahrens, ein Jahr später (2005) dasselbe. Nun begibt sich Katarina selbst auf Familienspuren und verbringt zusammen mit ihrer Schwester ein paar Tage in Wien, zuerst jene Orte besuchend, an denen ihre Großeltern gelebt hatten, im 6. und 13. Bezirk. Beide Häuser waren in den 1930er Jahren im Familienbesitz gewesen, und die Schwestern wollten wissen, was mit ihnen geschehen ist:

Ein Haus liegt in der Auhofstraße, das ist zehn Minuten von Schönbrunn entfernt. Es hat elf Wohnungen; unsere ganze Familie lebte dort, es war von unserem Urgroßvater [...] Wir hatten [auch] ein großes Haus in der Hirschengasse, in der Nähe der Mariahilferstraße, aber das wurde, glaube ich, abgerissen, weil es in einem sehr schlechten Zustand war, deshalb wurde in den 70ern etwas Neues gebaut, aber das Grundstück muss wertvoll gewesen sein. [...] Es war das private Haus unserer Großmutter [...] Von der Hirschengasse wissen wir nichts.

12 Der Hintergrund der Entschädigungsmaßnahmen und die Verfahrensprozeduren sind in verschiedenen öffentlich Berichten des NF und EF beschrieben. Der letzte Geschäftsbericht (2008/2009) ist einzusehen unter: http://de.nationalfonds.org/docs/Geschaeftsbericht_2008_09.pdf. (17.9.2011)

Von ihrem Vater hatte sie zwar erfahren, dass es früher einmal eine Art Entschädigungsverfahren gegeben hatte, aber sie kann sich nur vage erinnern, dass der Vater keine Details erzählt hat. Diese hatte sie gehofft, über das Entschädigungsverfahren zu erfahren:

Er hat gesagt, dass er für eines der Häuser etwas bekommen hatte, aber wir waren so jung, deshalb erinnern wir uns nicht daran. Er hat gesagt, dass es zerstört war; es war... nichts, das Haus zu haben. So hat er alles genommen, was er bekommen hat, aber wir wissen nicht, wie viel es war, und auch nicht für welches Haus. Es gibt keine Papiere.

Vom EF hat sie erfahren, dass einige der Dokumente zu den Rückstellungsverfahren nach dem Krieg zerstört wurden, aber sie wollte es gerne selbst sehen. Im österreichischen Staatsarchiv in Wien konnte sie einen Aktenvermerk sehen, wonach es in den 1950er Jahren ein Rückstellungsverfahren gegeben hatte, aber sie fanden keine weiteren Details: „Er [der Archivar] hat nur gesagt, dass der Akt zerstört ist; er existiert nicht mehr. So, *good-bye* ... wir wissen es einfach nicht.“ Diese Dokumente wurden – wie viele andere – in den 1980er Jahren aus Platzmangel physisch zerstört. Bei ihren weiteren Nachforschungen gelang es ihr nicht, mehr über die Häuser herauszufinden, aber sie fand Informationen über Versicherungspolicen von nahen Verwandten, die sie direkt an den EF schickte. In der Antwort hieß es, dass dieser Zusatz eine neue historische Person betreffe und daher gesetzlich gesehen bedeute, einen neuen Antrag stellen zu müssen, der aber wahrscheinlich abgelehnt werden würde. Deshalb zog sie den Anspruch zurück, auch weil ihr in Aussicht gestellt wurde, dass sie ihre Entscheidung bald empfangen würde.

Die Entscheidung 2006

Es ist Dezember 2006, als Katarina die Entscheidung erhält. Auf acht Seiten wird erklärt, auf welche Entschädigung sie Anspruch hat. Zuerst werden das gesetzliche Verfahren und die Einspruchsmöglichkeiten erklärt, dann der Erbschaftsanteil der Antragstellerin kalkuliert, indem alle Ansprüche gemäß dem Erbrecht zwischen den Erben aufgeteilt werden. Dafür wird die Familiensituation kurz geschildert; allein die Verwandtschaftsverhältnisse und persönliche Lebensschicksale bleiben unerwähnt. Dann ist im Detail zu lesen: Eine Entschädigung für eine Versicherungspolice nach ihrem Großvater, Egon G., wird Katarina zugesprochen – genau drei Jahre, nachdem sie den ersten Beweis für deren Existenz im Nachlass ihrer Tante entdeckt hatte.¹³ Eine Entschädigung für erlittene Berufsverluste wurde abgelehnt, weil ihr Großvater als Hausbesitzer registriert war, was gemäß EF-Gesetz kein qualifizierter Beruf ist. Nach ihrer Großmutter, Nelly G., bekam sie eine Entschädigung zugesprochen für den Hausrat¹⁴, aber ebenfalls nicht für deren Berufsverlust, da sie Wohnungen in ihrem eigenen Haus vermietet hatte. Die Forderungen hinsichtlich der zwei Familienhäuser wurden beide abgelehnt, weil, wie es heißt, die Ansprüche bereits in der Ver-

¹³ Die Police wurde mit 42.640,- US-\$ bewertet, Katarinas Anteil mit 13.325,- US-\$, von denen etwa 15 Prozent ausbezahlt wurden. (Entscheidung 2006).

¹⁴ Die Entschädigung von Mietrechten, Hausrat und persönlichen Wertgegenständen wurde mit einer Pauschale von 8.630,- € vergütet.

gangenheit „von einem Österreichischen Gerichtshof behandelt wurden“. Auch der Anspruch betreffend die Bankguthaben wurde abgelehnt, weil die Antragstellerin schon Zahlungen aus dem Bank-Austria-Vergleich empfangen hatte. Dieses Abkommen ermöglichte im Jahr 2000 Überlebenden und Erben, ausstehende Bankkonten, Wertpapiere oder Sparbücher zu beanspruchen.¹⁵ Zugesprochen wurde eine Entschädigung nach ihrem Vater, Walter G., für Ausbildungsverluste, da er die Schule verlassen musste, und nach ihrer Urgroßmutter, Florentiner Z., hinsichtlich beweglichem Eigentum, Aktien und Bankguthaben, so wie es in der Vermögensanmeldung aus dem Jahr 1938 aufgelistet war. In der Entscheidung wurde jede dieser Kategorien einzeln kalkuliert, dann die einzelnen Beträge addiert und eine Endsumme genannt;¹⁶ unmittelbar gefolgt von einer Warnung: „Der gesamte Auszahlungsbetrag wird nur ein Prozentsatz der nun ermittelten Beträge sein; im Forderungsverfahren etwa 13% und im Billigkeitsverfahren rund 18%“. (Entscheidung 2006, 7) Der Grund dafür, dass nur rund 15% der errechneten Verluste gedeckt werden können, ist das begrenzte Budget des „Allgemeinen Entschädigungsfonds“. Im Washingtoner Abkommen wurde 2001 eine Summe von 210 Millionen US-Dollar ausgehandelt, aber, wie wir heute wissen, belaufen sich die gesamten Ansprüche auf ungefähr 1,5 Milliarden US-Dollar, dementsprechend bekommt jeder Antragsteller bzw. jede Antragstellerin nur aliquot einen Anteil seines/ihres Anspruchs.¹⁷ Bei Katarina hinterlässt dies „gemischte Gefühle“. Sie will nicht nur den tatsächlichen Wert des Hauses zur damaligen Zeit wissen, sondern auch dafür entschädigt werden:

Ein Pauschalbetrag ist ok, wenn wir jetzt die Antwort erfahren, aber wir wollen es natürlich auch genau wissen. [...] Ich meine, es ist ein Haus in Hietzing, zehn Minuten von Schönbrunn, ich frage mich, wie viel Geld es wohl wert wäre [...] Die Geschichte, die Dokumente, ich will sie sehen!

Katarina ist der Meinung, in den Briefen und in der Entscheidung zu wenige Informationen erhalten zu haben:

Sie [die Entscheidung] ist sehr kurz, es bleibt nicht viel Raum für Imaginationen, ich meine, es erzählt mir nicht alles; die Ausbildung meines Vaters zig

15 Für mehr Informationen über die verschiedenen Initiativen von österreichischer Seite, vgl.: <http://www.claimscon.org/>. (17.11.2011)

16 Der Streitwert ihres Anteils beläuft sich auf 28.788,- US-\$ im Forderungsverfahren und 6.141,- US-\$ im Billigkeitsverfahren. (Entscheidung 2006)

17 Nach Abschluss des Verfahrens gab es genaue Zahlen: 10.56 % im Forderungsverfahren, 20.74 % für Versicherungspolizzen und 17.16 % im Billigungsverfahren (für Forderungen, die nicht konkret dokumentiert oder glaubhaft gemacht werden können). Vgl.: <http://www.de.nationalfonds.org/> (17.11.2011). Zur Schadensberechnung im Detail: Das Antragskomitee bewertet die Schadenshöhe prinzipiell mit dem Wert, den das entzogene Vermögen 1938 besaß (1 RM, 1938 = 4,91 US-\$, Mai 2003, dem Ende der Antragsfrist). Lässt sich der historische Wert nicht aus Dokumenten erschließen, wird eine Pauschalsumme herangezogen, welche auf Durchschnittswerten basiert. Im Billigkeitsverfahren werden niedrigere Pauschalsummen als im Forderungsverfahren vergeben, da hier Belege für den Wert oder die Existenz der Vermögensgegenstände fehlen. So erfolgt die Bewertung der berufs- und ausbildungsbezogenen Verluste z.B. mittels dreier Pauschalsummen (deren Höhe sich an jenen für entzogene Betriebe orientiert), gestaffelt nach der Dauer und der Schwere der Ausbildungs- bzw. Berufsunterbrechung. Vgl. zu den Richtlinien des Antragskomitees: <http://www.de.nationalfonds.org/sites/dynamic.pl?id=news20071206181249005> (17.11.2011)

Tausende, ääh ... [sie lacht verlegen].¹⁸ [...] Aber wie vorhin bereits gesagt, das Wichtigste ist nicht das Geld, das Wichtigste für uns ist, was aus den Häusern wurde? Wir wissen nicht, was geschehen ist. Sie sagen, dass es in den 50ern entschädigt wurde, aber die Dokumente sind zerstört. Wie können sie sagen, dass es entschädigt wurde? Weil wir nichts gesehen haben, keine Beweise [...] nicht darüber, was tatsächlich geschehen ist. Wir wurden informiert darüber, wo Dinge geschehen sind und welchen Eigentümer das Haus hat, aber das ist schon alles. [...] Ja, die Grundbuchauszüge, aber nicht mehr. Sie sagen nicht, wer es [das Geld] erhalten hat, das ist etwas für die Historiker. [...] Mir geht es nicht um das Geld; ich will nur sehen, wer das Geld erhalten hat, wenn es irgendjemand überhaupt erhalten hat. Denn wir glauben, dass niemand es erhalten hat. Wir haben unsere Cousins in den USA gefragt, die Kinder von Eric, sie haben nichts erhalten, Ilse hat nichts erhalten, unser Vater konnte nichts für sich bekommen, so, wir wissen es einfach nicht.

Katarina war enttäuscht, in der Entscheidung nicht mehr Informationen über die Verfahren in den 1950er Jahren zu den beiden Familienhäusern zu finden, und rief im Fonds an, um mehr Details zu erfahren, auch bezüglich ihres prozentualen Anteils. Die Antworten waren für sie unbefriedigend. Einen Tag nach Erhalt der Antwort stellt sie neue Fragen per E-Mail; einen Tag darauf beschwerte sie sich telefonisch über Fehler in der Entscheidung: Es sei fälschlicherweise eine Frau genannt, die nicht in ihre Familie gehöre, und deshalb sei der Erbschaftsanteil falsch berechnet. Auch habe sie inzwischen den Nachweis für den Beruf ihres Großvaters (Verkäufer) gefunden, der in den Augen des EF-Gesetzes einen „echten“ (nämlich entschädigungswürdigen) Beruf darstellt. Ferner bezeichnet sie die Restitutionsverfahren in der Nachkriegszeit als ungerecht, und fordert, jene noch einmal zu überprüfen. Daraufhin wird sie gebeten, diese Reklamationen schriftlich einzureichen.

Das ist einer der vielen Momente, in denen Katarina ihre Cousins in den Niederlanden kontaktierte. Von Beginn an managte sie den gesamten Informationsfluss und informierte bei neu gefundenen Dokumenten ebenso wie bei Neuigkeiten zum Stand des Verfahrens, insbesondere wenn es das Wiener Haus der gemeinsamen Großmutter betraf. Dieses Mal forderte sie die Verwandten auf, die Entscheidung abzulehnen, und schickte eine erklärende E-Mail, gefüllt mit Zahlen, welche die Erbschaftsanteile neu errechnen. Zu diesem Zeitpunkt begannen die Dinge kompliziert und offensichtlich auch unbefriedigend zu werden, denn Katarina entschied, sich an den bekannten Rechtsanwalt Randy Schönberg zu wenden (er hatte die Rückstellung von Klimt-Gemälden an die Familie Altmann erwirkt) und ihn um Rat zu fragen. Einen Schritt, den sie mir erst später rückblickend erklärte:

[Ich dachte damals] es ist Zeit, sie mit einem Rechtsanwalt zu konfrontieren, weil die Entscheidung bereit liegt, bereit liegt, um entschieden zu werden. Es hängt alles in der Luft, und wir wissen nicht warum. Sie sagen, dass unser Fall so kompliziert ist. Ist er, er ist sehr kompliziert. (Interview am 8.10.2008)

¹⁸ Die Ausbildungsverluste wurden mit 12.283,- US-\$ bewertet, ihr Anteil mit 6.141,- US-\$, ausbezahlt wurde davon etwa 15 Prozent. (Entscheidung 2006)

Der Anwalt hatte sie an die Jüdische Gemeinde in Wien weitergeleitet, deren Vertreter ihr dann dabei geholfen haben, eine Berufung zu verfassen, auf dem Argument basierend, dass „jedes Nachkriegsverfahren oder -entscheidung betreffend dieser zwei Immobilien eine extreme Ungerechtigkeit dargestellt haben muss“ (24.1.2007). Seit diesem Moment, in dem ein Anwalt eingeschaltet worden war, hatten manche Familienmitglieder das Gefühl, dass der Fall Fortschritte machte. Zumindest war das der Eindruck von Katarinas Cousine Karen, die wie ihr Bruder davon überzeugt war, dass der Staat die Verfahren vorsätzlich verzögerte. Die Vertreter der Jüdischen Gemeinde versuchten im Folgenden tatsächlich, den Fortgang des Falles zu forcieren, indem sie sich wie Katarina monatlich nach dem Stand des Verfahrens erkundigten. Nachdem die neuen Dokumente geprüft worden waren, entschied der EF, den Fall neu zu öffnen. Im Juli bot die Jüdische Gemeinde an, neue Dokumente zu recherchieren, da ihre Klientin stets nach mehr Details verlangte. Gleichzeitig schickte Katarina dem Fonds regelmäßig neue Dokumente, so wie die Vermögenserklärung der Person, die 1938 eines der Familienhäuser gekauft hatte, die Vermögensentziehungs-Anmeldeverordnung (VEAV). Eine VEAV mussten nach einem Gesetz vom Mai 1945 alle diejenigen ausfüllen, die nach dem März 1938 eine Vermögensübertragung vorgenommen hatten. So mussten alle neuen Eigentümer (Ariseure) Bericht erstatten; die Geschädigten konnten Bericht erstatten. Katarina hoffte, dass dieses Dokument helfen würde, den Wert des ehemaligen Familienhauses zu kalkulieren. Gegen Jahresende 2007 fragte sie erneut nach einer Aktualisierung, diesmal deutlich penetranter. Sie begründete ihre große Ungeduld damit, ernstlich krank zu sein, und bat inständig, das Verfahren zu beschleunigen. Die Langatmigkeit der Bürokratie verärgerte sie zunehmend, wie sie später im Interview erklärte:

Wenn man dort anruft, ist es sehr bürokratisch. Es heißt: „Sie müssen schreiben“. Ich schreibe und warte Wochen, bis ich etwas zurück erhalte, und ... Es braucht so lange. Wir sprechen über sieben Jahre! Und ich habe ihnen erzählt, dass ich krank bin – ich habe Brustkrebs –, und ich habe ihnen erzählt, dass es für mich Eile hat, zu sehen, was geschehen ist, aber sie kümmern sich nicht, sie lassen sich Zeit. Ich habe kommuniziert, kommuniziert über E-Mail, oft, viele, viele Male, fragend, ja bettelnd, sich zu beeilen, und dann war ich letztes Jahr wieder einmal krank, und dann habe ich sie angerufen und etwas übertrieben und gefragt, wann die nächste Versammlung [des Entscheidungsgremiums] ist, wann die nächste Versammlung ist. Nun, die letzte Versammlung war im April, und wir haben noch immer nichts gehört. [...] Ich will nur sehen, ob sie etwas Neues haben, um es uns zu zeigen.

Im Sommer 2008 verbrachte sie erneut einige Tage mit ihrer Schwester in Wien. Diesmal wohnten sie in dem Bezirk, in dem ihr Vater in den 1930er Jahren aufgewachsen war, denn sie wollten „so nah wie möglich an ‚unserem Haus‘“ sein. Sie versuchten, den Ort zu finden, an dem ihr Vater zur Schule gegangen war, um ihn sozial zu verorten, besuchten die Familiengräber und den Judenplatz, den Ort, an dem ein Denkmal an die österreichischen Holocaust-Opfer erinnert. Für sie ist es weniger ein Erinnerungsort, als vielmehr ein Ort an dem sich gleichgesinnte Menschen treffen:

Es ist, als wie wenn man ..., man will gerne an Orte gehen, an denen man Juden trifft, um Gleichgesinnte zu treffen ... Wir sind nur halb jüdisch, aber es ist unser Volk; immerhin; immerhin. Es freut mich, dass hier größtenteils Amerikaner an die jüdischen Plätze kommen, wahrscheinlich Verwandte, die ursprünglich aus Österreich kommen. Da entstehen Phantasien, und ich denke, wow, ich frage mich, wo sie leben. Es ist, wie von Familie umgeben zu sein.

Dieses „ritual of pilgrimage“ beschreibt der Historiker Alan L. Berger als einen Versuch der zweiten Generation „to familiarize themselves with the ‚landscape of memory““. (Berger 2006, 108) Persönliche Erinnerungen mit solchen Orten zu verknüpfen ist offensichtlich vielversprechender, als den Entschädigungsfonds zu besuchen, um den eigenen Fall zu diskutieren:

Wir haben darüber gesprochen, ins Parlament zu gehen oder zum Fonds. Aber wir sind zu scheu ... Man muss einen Termin machen, und wir haben keinen Ansprechpartner; ich denke wir hatten zwei oder drei Personen involviert, aber sie informieren uns nicht über den neuesten Stand. Ich weiß nicht, wer für uns jetzt zuständig ist.

Obwohl die Schwestern regelmäßig mit dem Fonds Kontakt hatten, brieflich oder telefonisch, fühlten sie sich gehemmt. Dies dürfte auch mit ihrem Ärger zu tun haben, den Katarina im Interview zum Ausdruck bringt:

Heute, wenn Sie mich heute fragen, sage ich, dass es nutzlos war. Wenn sie es 2001 durchgeführt hätten, als sie begonnen haben, im Eiltempo, dann hätte es eine Entschuldigung bedeutet; aber heute lachen die Leute, es dauert zu lange, sie erhalten nichts. Jetzt ist es sehr ruhig, man hört nichts, man spricht nicht darüber. Denn die Leute sagen, „es kümmert mich nicht mehr, es dauert zu lange“. Wenn ich mit meinen Verwandten in den Vereinigten Staaten spreche, mit Rudolf, der bereits 80 ist; er sagt ... er mag Österreich überhaupt nicht. Es ist wie Hass, sie nehmen das Geld und ... [sie schnippt mit den Fingern]. Ich denke, dass er jetzt zum ersten Mal etwas erhalten hat.

Die revidierte Entscheidung 2008

Aus Wien zurück, erhält Katarina ein paar Tage später zu Hause die revidierte Entscheidung vom „Allgemeinen Entschädigungsfonds“, in welcher die Erbschaftsanteile neu berechnet wurden; und der Beruf des Großvaters¹⁹, die verlorenen Haushaltswaren der Großmutter, und die Rückstellungsverfahren betreffend die Familienhäuser waren neu aufgerollt worden,²⁰ da eine Historikerin des Fonds neue Dokumente gefunden hatte,²¹ die genau belegen, wie die Rückstellungskommission 1951 den Fall

19 Die Berufsverluste wurden mit 49.135,- US-\$ bewertet, Katarinas Anteil mit 12.795,- US-\$, ausbezahlt wurden davon etwa 15 Prozent. (Entscheidung 2008)

20 Der Streitwert ihres Anteils beläuft sich auf 26.431,- US-\$ im Forderungsverfahren und 61.451,- US-\$ im Billigkeitsverfahren. (Entscheidung 2008)

21 Vermögensentziehungs-Anmeldungsverordnung (VEAV) 13. Bezirk, C 85 auf den Namen von Erich Z. beinhaltet folgende Entscheidungen: 60 RK 86/50, 60 RK 1247/48-27 und 60 RK 77/50-16.

behandelt hatte. Demnach wurde seinerzeit den Nachkommen die Restitution des Elternhauses verweigert; denn, so zitiert es die Entscheidung von 2008, „der Kaufvertrag wurde bereits im Dezember 1937 gemacht, deshalb hätte die Übertragung des Eigentums auch stattgefunden, wenn die Nationalsozialisten im März 1938 nicht an die Macht gekommen wären“. Und weiter heißt es: „Da die Gerichtsakten, außer der endgültigen Entscheidung, nicht mehr existieren, kann das Komitee die Entscheidung nicht als äußerst ungerecht betrachten. Aber es gewährt eine Entschädigung für den Kaufpreis, da jener nicht zur freien Verfügung der geschädigten Eigentümer 1938/39 gekommen ist“. (Entscheidung 2008, 3). Dieses Mal spricht der EF eine Entschädigung für den Kaufpreis zu, weil Katarinas Familie das im Kaufvertrag vereinbarte Geld nie gesehen hatte, da nach 1938 das Geld von Personen jüdischer Herkunft auf Sperrkonten eingefroren wurde. Hier bezieht sich die Entscheidung implizit auf die detaillierten Erkenntnisse der Historikerkommission über den Eigentumsentzug nach 1938. Wie gerecht diese neuerliche Entscheidung des Jahres 2008 aus der Perspektive eines Historikers auch scheinen mag, gesetzlich war sie nur möglich, weil das Komitee in dem in den 1950er Jahren durchgeführten Verfahren einen verfahrensrechtlichen Fehler entdeckt hatte (nämlich darin, wie der Besitz der ‚Verschollenen‘ verwaltet worden war). Dies erlaubte dem EF, den Fall noch einmal aufzurollen, obwohl dieser bereits vor Gericht verhandelt worden war und obwohl wegen fehlender Dokumente nicht bewiesen werden konnte, dass die damalige Entscheidung extrem ungerecht war. Dies ist nur eines von vielen Hintergrunddetails eines gesetzlichen Verfahrens, die in der Entscheidung nicht dokumentiert sind, aber mitverantwortlich sind für die lange Dauer des Verfahrens und für die Tatsache, dass der Kaufpreis schließlich doch (prozentual) zurückerstattet wurde.

Was Katarina jedoch auf den ersten Blick auffiel, ist, dass einige der in der Entscheidung genannten historischen Details andere sind als in ihren Papieren und in ihrer Erinnerung. Das empörte sie derart, dass sie die neuen Zugeständnisse zuerst ganz übersah und sich enttäuscht darüber äußert, dass ihr Anspruch bezüglich des Hauses wieder abgelehnt worden sei. Erst später, mit Hilfe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des EF, erkennt Katarina, dass eine Entschädigung für das Haus gewährt worden ist, obgleich in einer unerwarteten Kategorie, nämlich unter „anderen Verlusten“ statt unter „unbeweglichem Eigentum“. Dennoch ist sie unzufrieden, wie sie schreibt:

Gemäß dem Fund [wurde das Haus] im Dezember 1937 verkauft. Die Dokumente, die ich habe, sagen aber, dass die Auhofstraße im Januar 1939 verkauft wurde. Ich weiß sicher, dass meine Großeltern 1938 in ihrem Haus gelebt haben [...] Ich hab keine Energie mehr, darüber weiterhin zu streiten. (Brief vom 15.7.08)

In einer formellen Entscheidung einige falsche „Fakten“ zu sehen bringt Katarina aus der Fassung; gerade weil sie so wenig über die eigene Familie weiß, sind die wenigen Tatsachen, die sie kennt (oder zu kennen glaubt), umso wichtiger. Ihr Wissen basiert auf einem Kaufvertrag vom Januar 1939, welcher in den Archivakten genannt wird wie auch in den Familienbriefen. So zeigt ein Brief von ihrem Großvater an seine Tochter (Katarinas Tante), dass der Hausverkauf auch noch im Jahre 1939 abgewickelt wurde:

Wie Mutter mir letzte Woche geschrieben hat, wurde die Genehmigung, um das Haus zu verkaufen, endlich gegeben; aber trotzdem waren noch zahlreiche zeitaufwendige Förmlichkeiten notwendig, um das Geschäft endgültig abzuschließen. Man muss viel Geduld haben. (Brief des Großvaters vom 26.7.1939)

Hier wird deutlich, dass wegen neuer Gesetze und formeller Praktiken seit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 der Hausverkauf vor 1939 nicht abgeschlossen worden war. Im Archiv finden wir zwei Kaufverträge, einen vom November 1938 und einen vom Januar 1939, da das Haus vier Familienmitgliedern gehört hatte – Katarinas Tante, Ilse G. (die Mutter von Walter), Katarinas Großmutter, Nelly G., ihrem Großonkel, Erich Z. und ihrer Urgroßmutter, Florentiner Z. –, deren jeweilige Anteile zu zwei verschiedenen Zeitpunkten verkauft worden waren. Der Entschädigungsfonds hatte sich nicht auf diese Kaufverträge bezogen, sondern dieselbe Argumentation wie die Rückstellungskommission in den 1950er Jahren verwendet (und auch zitiert), die der Überzeugung war, dass es bereits frühere Absprachen über den Verkauf gegeben hatte. Diese Annahme basiert auf einem Brief von 17. Dezember 1937, in dem Katarinas Großmutter das Haus Johann R. verbindlich versprochen hatte. Erst später entdeckte die Familie zusätzliche Informationen in einem Brief aus dem Jahr 1955, den Katarinas Großonkel Erich, Mitbesitzer des Hauses, der in den 1930er Jahren bereits nach Montreal geflüchtet war, an seine Nichte Ilse geschrieben hatte. Er berichtet, dass sein Anspruch auf Rückstellung abgelehnt worden sei und beschwert sich über „falsche Zeugen“, über seinen „schlechten“ Rechtsanwalt und insistiert, dass der Fall falsch gehandhabt worden sei, denn er habe seine Zustimmung zu dem Verkauf erst 1938 gegeben, was bedeuten würde, dass der Anspruch auf eine Rückstellung gerechtfertigt gewesen wäre. (Brief von Erich Z. vom 19.7.1955)²² Aus heutiger Sicht macht es für den EF keinen Unterschied, ob das Haus 1937 oder 1938 verkauft worden ist, da das Haus am 17. Januar 2001 (dem Tag des Washingtoner Abkommens) in Privateigentum stand. Deshalb war eine Rückstellung für den EF keine Option, da gemäß EF-Gesetz nur solche Liegenschaften rückgestellt werden können, die zu diesem Stichtag in öffentlichem Eigentum (des Bundes, der Stadt Wien, der Bundesländer) waren. Da jedoch in beiden Fällen (1937 ebenso wie 1938) die Familie den Kaufpreis wahrscheinlich nicht empfangen hatte, wurde eine Entschädigung bezahlt.

Auch das Haus von Katarinas Großmutter in der Hirschengasse war bereits Teil eines Rückstellungsverfahrens in den 1950er Jahren. Dazu sagt die Entscheidung:

Auf Grund eines Vergleichs von Walter G. [anonymisiert], dem Vater des Antragstellers, mit Josef R. und Maria R. am 6. Mai 1963, kann keine Entschädigung für den Verlust der Immobilie bezahlt werden. [...] Das Komitee hat kei-

²² „Wie Du weißt, haben wir einen Rechtsstreit in Wien über die Rückstellung des Hauses in der Aufhofstrasse. Zur näheren Erklärung füge ich eine Kopie des Urteils bei. Es ist schwer, irgendwo anders als in Wien solch einen Haufen falscher Zeugen zu finden. Ich habe die Rechnung des Rechtsanwalts nicht bezahlt, da ich finde, dass er unseren Fall sehr schlecht vertreten hat. Es muss eine von mir persönlich unterzeichnete Handlungsvollmacht in den Unterlagen des Notars gegeben haben, die das korrekte Datum trägt. Es wäre einfach zu beweisen gewesen, war es doch Dr. Baumann [Abwesenheitskurator seiner Mutter Nelly G. und Großmutter Flora Z.] bekannt, dass meine Zustimmung zu dem Verkauf erst 1938 gegeben worden war.“ (Erich Z., 19.7.1955).

nen Grund zu glauben, dass die Entscheidung unzulänglich war im Sinne des § 20.1 EF-Gesetz. (Entscheidung 2008, 4)

Die Entscheidung verweist explizit auf das oben erwähnte EF-Gesetz, wonach die Rückstellung einer Liegenschaft ausgeschlossen ist, wenn sie Gegenstand einer Forderung war, die bereits zuvor durch österreichische Gerichte oder Verwaltungsbehörden entschieden oder einvernehmlich geregelt wurde; außer es kann bewiesen werden, dass das frühere Verfahren „extrem ungerecht“ war. Aber genau dies ist es, worüber Katarina mehr erfahren will:

Wir wissen, dass die Familie, die es 1938 gekauft hat, es noch immer besitzt; die dritte Generation oder so. [...] Es wurde von Josef und Maria R. gekauft ...[...] Wir können nicht zu den R.s gehen und sagen „raus hier“, denn sie haben es nun schon seit drei Generationen. [...] Wir wissen nicht, ob Maria und Josef R. es aus ihrer eigenen Tasche gezahlt haben oder ob es von der österreichischen Regierung kam; das müssen die Historiker herauszufinden. [...] Wenn man schaut, sie haben etwas bekommen ... sie haben Geld erhalten, und sie haben es genommen, das Geld wurde beschlagnahmt und der Bank gegeben, das ist, wo Österreich, die Regierung verwickelt darin ist, das soll entschädigt werden. Wir müssen nicht das Haus zurück haben, aber ich meine, das Geld, das beschlagnahmt worden ist, das soll auf den heutigen Wert kalkuliert und zurückgegeben werden.

Beim Lesen der Entscheidung fehlen Katarina noch wichtige Informationen, insbesondere zum Vergleich, den ihr Vater eingegangen ist: „In der Entscheidung vom EF erzählen sie uns, dass unser Vater etwas bekommen hat [...] aber sie liefern keine Beweise, keine Zahlen, nichts; sie sagen lediglich, dass jemand etwas erhalten hat.“ Erst nachdem sie den EF gebeten hatte, die Dokumente zu schicken, auf denen die Entscheidung basiert, konnte sie selbst lesen, welche Bemühungen die Rückstellungskommission in den 1950er Jahren unternommen hatte, um ihren Vater zu kontaktieren, und erfuhr den exakten Betrag, den ihr Vater 1963 durch den Vergleich bekommen hatte. Was war passiert?

1950 war durch einen Abwesenheitskurator ein Rückstellungsverfahren eingeleitet worden, welches später durch die Sammelstelle A übernommen worden war. Die Sammelstellen waren 1957, entsprechend der völkerrechtlichen Verpflichtung des Artikels 26 des österreichischen Staatsvertrages 1955, eingerichtet worden. Sie hatten den gesetzlichen Auftrag, erbloses oder bisher unbeanspruchtes Vermögen, welches in der NS-Zeit entzogen worden war, zu beanspruchen, um es für kollektive Zwecke zu verwenden, nämlich die von ihnen vereinnahmten Mittel an NS-Opfer zu verteilen. Bevor sie einen Rückstellungsantrag einbringen konnten, waren sie jedoch verpflichtet, die geschädigten Eigentümer zu kontaktieren²³ oder, wenn legitime Erben gefunden wurden, in ihrem Sinne zu agieren bzw. jenen den Erlös abzutreten. Deshalb schrieb die Rückstellungskommission seit 1950 mehrere Briefe an Walter G. in Schweden mit der Bitte, er möge sich dem Verfahren anschließen. Lange meldete dieser sich nicht; erst 1961 antwortete er, sein langes Schweigen damit erklärend, dass

23 Vgl. Werner/Wladika 2004.

er kein Geld, aber Angst gehabt habe, für die Renovierung des Elternhauses in Wien etwas bezahlen zu müssen.²⁴ Er trat in das Verfahren ein und erhielt schließlich in einem Vergleich 100.000 Schilling (7.270,- Euro) für den Rückzug des Rückstellungsanspruchs.²⁵ Angesichts dieser Dokumente musste Katarina anerkennen, dass ihr Vater selbst den Vergleich mit den neuen Eigentümern 1963 unterzeichnet hatte, im selben Jahr, in dem Katarina geboren wurde. Sie reagiert in einer E-Mail:

Sehr interessante Lektüre. Obwohl, wenn ich daran denke, wie wir gelebt haben, denke ich nicht, dass mein Vater irgendein Geld angenommen hat, denn damals wäre es ein Vermögen gewesen. (18.2.2009)

Es scheint, dass diese Tatsache für sie schwer zu akzeptieren ist. Schließlich kann sie sich nicht daran erinnern, irgendetwas von diesem „Vermögen“ in ihrer Kindheit gespürt zu haben. Ist der Gedanke, dass der Vater das Geld wahrscheinlich abgelehnt hat, moralisch motiviert? Soll diese Erklärung vielleicht den Gedanken vermeiden helfen, dass der Vater ihr dieses Vermögen bzw. dessen Herkunft vorenthalten haben könnte? Schließlich hat sie seine Art, die Vergangenheit zu ignorieren und zu bagatelisieren, dafür verantwortlich gemacht, dass sie ohne Wurzeln aufgewachsen ist:

Er hat gesagt, dass wir die Religion übertreiben und dass es keine Dokumente gibt, und dass G. [der anonymisierte Familienname], das ist wie ... kein Luxus, es sei ein gewöhnlicher Name; du wirst niemanden finden. Das erste Mal, als ich nach Wien kam, ich glaube da war ich etwa 18, kamen wir auf dem Campingplatz an und ich habe meinen Reisepass gezeigt; und sie sagten: „Wo ist Ihr ‚von‘“? „Was“? habe ich gesagt. „Entweder sind Sie eine ‚von G.‘ oder Sie sind jüdisch“. Sie sind Habsburg oder jüdisch. [...] Unser Vater hat uns also nur Lügen erzählt. Grabe nicht in der Vergangenheit. Berühre sie nicht.

Es scheint für sie schwer, anerkennen zu müssen, dass ihr Vater diesen Vergleich in den 1960er Jahren akzeptiert hatte, dass er eine Wahl gehabt und sich damit in gewisser Weise auch dafür entschieden hatte, mit der Vergangenheit in Österreich abzuschließen. Nachdem sie einige Kopien der Originaldokumente samt Erläuterungen empfangen hatte, fiel es ihr leichter, die Entscheidung anzuerkennen, vor allem nachdem sie die erste Vorauszahlung „rechtzeitig“ empfangen hat, nämlich noch gesund genug für einen Familienbesuch in den Niederlanden. In unserer Korrespondenz resümiert sie die letzten Jahre:

Ich dürfte die Jüngste von uns Cousins sein, aber ich bin es, die sich seit Jahren, seit 1999, um die Familienforschung bemüht, darum, Details der Familiengeschichte herauszufinden, was wirklich mit der Familie und ihrem Besitz geschehen ist. [...] Die Papiere aus den Archiven zu ordnen und selbst 2005

24 Das war keine unberechtigte Angst, denn viele der Geschädigten hatten in der Nachkriegszeit ihre Häuser partiell zurückkaufen müssen, da oftmals argumentiert worden war, dass sie einen Kaufpreis erhalten hatten, und der Realität von Sperrkonten in der damaligen Jurisprudenz nicht immer Rechnung getragen wurde.

25 RK 75/1961, Wiener Stadt- und Landesarchiv. Diese Summe entsprach im Jahr 1963 in etwa dem Wert zweier Volkswagen.

im Archiv gewesen zu sein, das war eine harte Arbeit, aber es war es wert, jede Stunde, wussten wir doch nichts über die Familienverhältnisse. Wie Sie sehen, es ist nicht nur der Umstand, dass unsere Familie getötet und beraubt wurde. Unsere Herkunft wurde auch gestohlen, und das betrifft jede Familie, die den Krieg erlebt hat. Unsere Kinder [...] haben sich damit auseinandergesetzt und sind sehr informiert, denn jetzt wird nichts mehr im Dunkeln gelassen. Doch der EF hat in unserem Fall sehr ausgedehnte und harte Arbeit geleistet [...]. Dank unserem Einspruch haben wir schließlich doch mehr Hintergrundinformationen herausgefunden. (18.2.2009)

Das Entschädigungsverfahren hat in diesem Fall nicht alleine das Bedürfnis nach Anerkennung zu befriedigen, sondern auch das nach Identität. Das ist die Situation von vielen Antragstellerinnen und Antragstellern, deren Eltern aus Österreich flüchten mussten. Wie Katarina suchen sie verlorene Familienmitglieder, sammeln Dokumente und aktualisieren regelmäßig ihren Stammbaum im Internet. Katarinas holländische Cousins haben eine Briefsammlung angelegt, ein anderer Cousin in der USA hat einen Übersetzer angestellt, um diese vom Deutschen ins Englische zu übersetzen, und Katarina selbst hat den „Schatz“ ins Schwedische übersetzt, um sie für ihre Kinder zu bewahren: „Zum ersten Mal in meinem Leben werde ich bald erfahren, wie mein Vater herausgekommen ist“. (6.2.2009) Einige Monate später, im Sommer 2009 empfing Katarina die Nachricht von der baldigen Schlusszahlung, die sie mir mit einem gewissen Enthusiasmus sofort mitteilte:

Ich war so glücklich zu lesen, dass es eine endgültige Schlusszahlung vom EF geben wird, da ich ernsthaft krank bin. Ich plante, mit meiner Tochter meine lange verloren geglaubten Verwandten in den Vereinigten Staaten zu besuchen und auch das Holocaust Museum in Washington, das so ein großer Traum für mich ist. (24.7.2009)

Nach ihrer Rückkehr widmete sie sich erneut der Familienforschung, diesmal dem mütterlichen Familienzweig in Tirol. Ein Jahr später, nachdem wir erneut Kontakt hatten wegen der Veröffentlichung ihrer Entschädigungsgeschichte, resümiert sie nochmals die letzten Jahre, diesmal etwas resignierter: „Meine Nachforschungen, die ich vor elf Jahren begonnen habe, haben sich wirklich ausgezahlt, indem ich Verwandte gefunden habe, auch wenn Österreich mit Geld nicht willens war“. (3.6.2010)

Fakten versus Spekulationen

Obwohl es Katarina gelungen ist, ihre (Schadens-)Forderungen anerkannt und mehr Informationen über die Vergangenheit zu bekommen, scheint es, dass die Zahlungen oder das Verfahren am Ende nicht „gut genug“ waren, denn einen Tag später schickte sie mir den Artikel 26 des österreichischen Staatsvertrages aus dem Jahr 1955, der die Verpflichtung Österreichs zur Rückstellung beinhaltet, kommentiert mit der Bemerkung, dass Österreich diese Verpflichtung auch nach 55 Jahren noch nicht vollständig eingelöst habe, und fügt hinzu:

Alle österreichischen Restitutions-Programme waren auf Verfahren basiert, in denen die Antragsteller Ansprüche anmelden mussten. Daher hat Österreich von ausgerotteten Familien profitiert, denn da gab es niemanden mehr, der Ansprüche stellen konnte. Die österreichische Regierung hat die Daten von all dem enteigneten Eigentum in seinen Archiven. (4.6.2010)

Historisch gesehen hat es mehrere Initiativen gegeben, die im Lauf der letzten Jahrzehnte erbloses Eigentum zu Gunsten von NS-Opfern oder der Jüdischen Gemeinde in Österreich materialisierten wie die erwähnten Sammelstellen in den 1950er Jahren (aufgelöst 1971) oder die Mauerbach Aktion 1996, die in der Mauerbach-Klausel gefundene, ehemals geplünderte Kunst zu Gunsten der Opfer versteigerte. Aber alle diese Initiativen griffen angesichts des Ausmaßes des Eigentumsentzuges deutlich zu kurz. Katarinas Kritik ist deshalb historisch nicht ganz falsch, doch sie ist vor allem psychologisch wahr; fühlt sie sich doch unfair behandelt und benachteiligt. Es scheint hier, dass die lange Verweigerung der Österreicher, sich mit ihrer eigenen Vergangenheit offen und offensiv auseinanderzusetzen, Katarinas Wahrnehmung und Bewertung der jüngsten Entschädigungsmaßnahmen beeinflusst. Denn als ich sie 2008 fragte, ob sie Veränderungen in den letzten Jahren registriert hat, antwortete sie:

Ja, nun, also, als die Entschädigung begann, da dachte ich, dass sich etwas zu verändern begann. Aber es ist traurig, dass es nicht einfach so [schnippt mit den Fingern] passiert ist. Jetzt vergessen Leute, dass sie es tatsächlich machen, wenn nicht ab und zu eine Nachricht kommen würde. Jetzt müssen sie sich beeilen, weil die Opfer sterben [...] Das Problem ist, der Fonds ist zu klein. Und die Leute wissen es. Aber es geht ja nicht um uns, eigentlich geht es ja um die alten Menschen, die Pensionen und Hilfe in den 50ern hätten haben sollen. Es fühlt sich ein kleines bisschen zu spät an. Wir schreiben an der Stelle von jemandem, der einen Preis gezahlt hat. Wir haben den Preis nicht bezahlt. Wir haben ein gutes Leben gehabt, und jene sind schon tot, die es gebraucht hätten. [...] Ich denke, wir kämpfen wegen der Gerechtigkeit, wir kämpfen nur dafür, denke ich. Wir kämpfen darum, die Ehre zurück zu erhalten; ich denke, wir kämpfen für Sie sollen bezahlen! Sie haben Unrecht getan, sie sollen bezahlen. Als Ehrensache ... [...] Sie haben sich nicht entschuldigt, nicht gut genug.

Zwei Jahre später schreibt sie mir, auf das Entschädigungsverfahren zurückblickend:

Dies ist, was wir alle fühlen, alle Flüchtlinge von Österreich, alle Opfer und Söhne und Töchter von ermordeten und ausgeraubten Vorfahren. Einmal, als ich nach unserem spezifischen Fall gefragt habe, hat einer zu mir gesagt: „Wir sind alle im gleichen Boot, nehmen Sie das Angebot von Österreich an. oder lassen Sie es.“ Das ist, woraus wir wählen konnten. So [...] haben wir wieder einmal in der Geschichte die unfaire Behandlung der Juden akzeptiert. (4.6.2010)

Hier ist zu erkennen, wie die Unzufriedenheit und Enttäuschung über die Entschädigung oder eher über Österreich immer wieder und immer wieder ähnlich formuliert

wird ebenso wie gespaltene Gefühle: Entschädigung zielt zwar darauf ab, vergangenes Leiden anzuerkennen; aber gleichzeitig verursacht die Geste selbst Leiden, weil sie das Gefühl, unfair behandelt zu werden, wieder belebt und reproduziert. Auch Katarinas Cousin aus den Niederlanden, Walter, teilt ihren Ärger zum Teil. Wie Katarina hat er den Antrag übernommen, nachdem seine Mutter Ilse 2003 verstorben war. Als wir das Gespräch führten, war das Verfahren noch nicht abgeschlossen:

Wenn Sie es genau wissen wollen, es regt mich immer noch auf. Ich denke noch immer, dass es eine Schande ist, dass sie damit weggekommen sind. [...] Was wahrscheinlich am meisten schmerzte, war, dass es so lange bestritten wurde, und sie mussten gezwungen werden, um etwas zu tun, es kam nicht von Herzen. Sie brauchten eine Pistole am Kopf, um etwas zu tun. ... Es hat sich nichts verändert. Sie kamen weg damit, es ist eine Schande. (15.2.2008)

Walter weiß wenig über Österreich, denn seine Mutter hatte ihm nur wenig über die Vergangenheit erzählt; außerdem hätte das Reden über die Vergangenheit erfordert, Gefühle zu zeigen, und das wäre in seiner Familie eher unüblich gewesen. So geheim wie seine Mutter die Vergangenheit behandelte, empfing sie auch die Gestezahlung vom Nationalfonds 1995. Der Sohn hat davon erst erfahren, nachdem seine Mutter das Geld bekommen hatte. Wofür sie es genutzt hat, wird innerhalb der Familie noch immer erinnert:

Meine Mutter konnte viele persönliche Sachen nach Schweden mitnehmen. Ich kann Ihnen ihren Koffer zeigen, weil wir ihn hier haben, einen riesigen Koffer. Sie konnte auch etwas vom Familienschmuck mitnehmen [...] In den 80ern wurde in dem Haus meiner Eltern eingebrochen und die ganzen Juwelen gestohlen – schrecklich! Als sie die 7.000 Dollar bekommen hat, hat sie neue Juwelen gekauft. Das hat sie gemacht.

Anstatt ihre Erinnerungen zu teilen und weiterzugeben, lebte sie sie eher auf symbolische Weise oder auf nostalgische Art, wenn sie mit ihrer Familie zum Campingurlaub nach Österreich fuhr. Die tragische Seite der Familiengeschichte ist für den Sohn und seine Töchter vor allem aus dem oben erwähnten Koffer gekommen, nachdem die (Groß-)Mutter gestorben war: Neben Leintüchern und einem Dirndl offenbarte der Koffer auch Dokumente, die zeigen, dass sie in den 1960er Jahren versucht hatte, eine Entschädigung für das Haus, für die Versicherungspolice und Bankkonten zu bekommen. Aber wie ihr Sohn erklärte: „Ihr wurde überhaupt nicht geholfen, sie haben gesagt, es ist erledigt, es ist bezahlt worden, doch keine Beweise.“ Er beschreibt ihre Reaktion: „Sie reagierte so in dem Stil: Sie sind noch immer Nazis, sie vertuschen die Vergangenheit, sie wollen einfach nicht fair sein.“ Hier habe ich den Eindruck, dass der Sohn auch seine eigenen Gefühle beschreibt. Auch wenn er formuliert, was seine Mutter über die Gestezahlung gedacht hatte: „Sie war sehr glücklich damit, aber es war doch ein Handel.“ Und was, frage ich hypothetisch, hätte sie von der individuellen Entschädigung gehalten? „Nun, sie hätte gesagt: ‚Gut, damit leiden sie jetzt ein kleines bisschen mehr.‘“ Seine eigene Meinung formuliert er ähnlich:

Die Summe ist ein Witz, es ist ein Trinkgeld, es ist nichts, ist es fast eine Schande. Obwohl es gut ist, dass es geschieht, wenigstens etwas. Sie könnten ja auch sagen, oder einen Brief schreiben: „Uns tut es schrecklich leid, auf Wiedersehen.“ Sie haben ein kleines bisschen mehr gemacht, sie geben eine kleine finanzielle Entschädigung, sie gingen ein wenig auf die Knie. Von dieser Perspektive aus gesehen ist es gut. Aber ich hätte verstanden, wenn sie nur den Opfern etwas bezahlt hätten. Andererseits haben sie das Ganze so lange verschleppt, und sie wurden von amerikanischen Gesetzen gezwungen, sie wurden gezwungen, aber sie haben verschoben und verschoben und verschoben, so lange sie konnten. Aus dieser Perspektive ist es gut, dass wir alles herausquetschen, alles was möglich ist.

Nachkommen zu fragen, was ihre (Groß-)Eltern über die Entschädigung gedacht haben, ist weniger darauf gerichtet, deren Einstellung kennen zu lernen, sondern die Einstellung der Nachkommen und wie sie ihre (Groß-)Eltern sehen. So sagt es auch einiges über Katarina, wenn sie die Meinung ihres Vaters über die Entschädigungsmaßnahmen wiedergibt:

Er sagte: „Viel Glück damit, meine Kinder.“ Er hat keine hohe Meinung von Österreich. Er ist nach Österreich nur einmal zurückgegangen, als er 50 wurde; er ist direkt zu seinem Haus gegangen, und dann nach Grinzing; aber Österreich bedeutete für ihn zu viel Schmerz, denke ich.

Und später wiederholte sie nochmals: „Sein Leben war ruiniert, und er hat gesagt, wenn ich dies für Euch, meine Kinder, machen kann, bin ich froh, es zu machen, viel Glück“. Sie vermittelt den Eindruck, dass er von solchen Maßnahmen nichts hielt, und nur zugestimmt hatte, um seinen Töchtern einen Gefallen zu tun. Als ich sie fragte, ob es für ihn einen Unterschied gemacht hätte, wenn es früher eine Entschädigung seitens Österreichs gegeben hätte, war die kategorische Antwort „Nein“. Als ich fragte, ob er etwas von Österreich erwartet hatte, war die gleiche kategorische Antwort „Nie“. Sie zeigt ihren Vater und sich selbst, in der Weise *wie* sie seine Einstellung reformuliert, als unversöhnlich. Ähnlich beschrieb sie die Einstellung ihrer Tante zur Entschädigung: „Ich habe mit ihr gesprochen. Sie lachte auch; es ist ein großer Witz. Wenn Sie ... Sie sprechen über zehn Prozent des Werts von vor 70 Jahren; es ist eine Augenauswischerei.“ Sie unterstrich die Ablehnung ihrer Tante und ihre eigenen Forderungen: Wenn man mit zehn Prozent des Werts von damals kalkuliere, dann müsse man diesen Wert zumindest bis heute hochrechnen.

Katarinas Engagement hat viele Details der Vergangenheit ans Licht gebracht hat. Dafür wird sie von ihren holländischen Verwandten auch die „Hobby-Historikerin“ genannt. Wenn sie aus Schweden anrief und einige neuen Informationen weitergab, wurde die geteilte österreichische Familiengeschichte ein Thema am holländischen Küchentisch und erreichte dann auch die dritte Generation. So hat Walters 18-jährige Tochter Lotte manche Auswirkungen dieser Nachforschungen bei ihrem Vater registriert:

Für meinen Vater, auf der einen Seite wäre er froh, wenn er andere Geschichten kennen lernen würde, andererseits sind dies keine einfachen Geschichten.

Mehr zu wissen ist nicht immer besser. Ich denke, dass er so viel wissen will wie möglich, obwohl es für ihn schmerzhaft sein dürfte. [...] Für meinen Vater, denke ich, geht es mehr um die Geschichten und all die Erinnerungen [...] ein vollständigeres Bild von dem zu haben, was geschehen ist. (Lotte R., 27.2.2008)

Bei ihrer schwedischen Tante Katarina sieht sie deren Wunsch, Erzählungen und Ereignisse lebendig zu erhalten, durch die Krankheit mitmotiviert: „weil jeder Tag ihr letzter sein kann, darum will sie in Kontakt bleiben, um sicher zu gehen, dass alle Erinnerungen geteilt werden, damit nichts verloren geht.“ Diese fast religiös aufgeladene Bedeutung von Wissen, alles wissen zu wollen, was passiert ist, ist ein bekanntes Phänomen in der ausgedehnten Holocaust-Literatur zur zweiten Generation (Berger 2006, 107). Aber in einem Entschädigungsverfahren wie hier zeigt sich, wie jedes neu gefundene Detail neue Fragen auslöst, die beantwortet werden wollen: Nach dem Krieg musste der Tod der ermordeten Großeltern bestätigt werden, um die Rückstellungsverfahren einzuleiten. Wer hat ihren Tod erklärt, die Verwandten oder die Behörden? Wer war in das Rückstellungsverfahren einbezogen? Wie kann man beweisen, ob damals wirklich jemand Geld bekommen hat und ob es ein redlicher Betrag war? Wie ausführlich ist die Geschichte eines Verkaufs im Grundbuch zu finden? Warum sind einige der Dokumente unvollständig oder nicht mehr verfügbar? Alle diese offenen Fragen kreieren Spekulationen. Deshalb ist das Entschädigungsverfahren auch mit deutlichen Erwartungen verknüpft, nämlich Erinnerungs- und Wissenslücken zu füllen. Viele der Nachkommen verlangen nicht nur von sich selbst umfassendes Wissen, sondern auch von den Institutionen, von dem Glauben beseelt, dass es vielleicht ihren Schmerz erleichtern oder sogar stillen könnte: „Es wäre so interessant, ich meine, wir spekulieren, erfinden Geschichten, wir wissen nichts, ob es wahr oder halb-wahr ist; damit meine ich, wenn wir dem nur ein Ende bereiten könnten.“ Katarina formuliert hier explizit ihre Hoffnung, dass das Entschädigungsverfahren die Spekulationen über die Vergangenheit in ihrer Familie beenden möge: nicht nur über ein großzügiges großbürgerliches Leben vor 1938 in Wien („ein Kindermädchen, wahrscheinlich einen Gärtner und Reisen nach Jugoslawien; sie hatten alles“), sondern auch über die Nachkriegszeit. Gibt es doch die Vermutung, dass damals ein Familienmitglied die gesamte Entschädigung erhalten hat, ohne es die anderen wissen zu lassen:

Der Verdacht ist folgender: Als Großmutter erkannt hatte, dass sie in Wien gefangen war, was hat sie mit dem Geld, den Bankkonten gemacht? Gab sie es Eric [dem Onkel ihres Vaters]? Hat er es via die Schweiz transportiert? Wo ist es hingekommen? In der Familie geht das Gerücht, dass sie 50.000 Schweizer Franken bezahlt haben, um ihre Mutter aus Auschwitz heraus zu bekommen. 50.000 Schweizer Franken müssen während des Krieges ein Vermögen gewesen sein. [...] Er hat es versucht, aber er hat sie nicht raus bekommen. Aber wie gesagt – das ist nur ein Gerücht [...]

Ich denke, dass jeder so argwöhnend ist, weil jeder denkt, dass der andere etwas erhalten hat; ich denke, das ist auch ein Grund, warum mein Vater und Ilse nie darüber gesprochen haben; weil sie hat gedacht, dass er die Millionen

hat, und er hat gedacht, dass sie die Millionen hat, und Eric [ihres Vaters Onkel] ... Sie wollten das Thema nicht offen besprechen. Wir raten, möglicherweise; sie kannten den Lebensstil des Onkels, der überall auf der Welt Fabriken besaß; ein völlig anderes Leben führte.

Diese Gerüchte werden zwar als Spekulationen benannt, gehen in der Familie dennoch um, weil keine Dokumente gefunden wurden, die etwas Gegenteiliges beweisen. Doch haben Gerüchte nicht auch Funktionen? Wenn man beweisen könnte, dass jemand anders „die Millionen“ empfangen hat, dass jemand anders die Entschädigungen für das gesamte Familienvermögen beansprucht hat, das könnte wenigstens erklären, warum ein Familienzweig in den USA nach dem Krieg einen besseren Anfang gehabt hat und erfolgreicher gewesen ist als man selbst. Der Umstand, dass dieser Familienzweig schon in den 1930er Jahren nach Montreal ausgewandert ist und bereits zuvor Textilfabriken besaß, wird in der Erzählung beiseitegelassen; erwähnt wird lediglich, dass es während des Krieges große (doch vergebliche) Hoffnungen gab, dass es den Verwandten in Nord-Amerika gelingen würde, die Verwandten aus Österreich herauszubekommen.

Dass große Beträge in der Vergangenheit im Spiel waren, ist für Katarina selbstverständlich: „Wir sprechen von neun Millionen Kronen, wir sprechen von zehn Prozent ... ich weiß nicht, wir sprechen über Millionen, und wir sprechen über zehn Prozent, damit sind es dann vielleicht ein oder zwei Millionen.“ Solche Erwartungen wurden genährt von den Details, die in der Vermögensanmeldung ihrer Großmutter aufgeführt sind, aber auch durch Fotos aus jener Zeit. Es war nicht nur ihr Vater, der dachte, dass sie überzogene Vorstellungen habe, die Religion, den Luxus und die Herkunft „übertreibe“. Auch ihr Onkel Bob, spricht mit einem Lächeln, als er die Familienalben zeigt: „Sie denken, dass es Millionen gab ...“. Seine Ironie signalisiert (und schafft) Distanz, obwohl er den Ereignissen viel näher ist. Er hat persönliche Erinnerungen an die Nachkriegsjahre, in denen seine Frau Ilse, instruiert von einer österreichischen Flüchtlingsgruppe in Schweden, versucht hatte, eine Entschädigung aus Österreich zu erhalten. Er erinnert sich an mehrere kleine Zahlungen in den 1950/60er Jahren, so dass seine Frau „eigenes Geld“ hatte, jedoch wenig verglichen mit dem früheren Reichtum ihrer Familie, „sie waren wirklich sehr reich“. Etwas Geld kam von der österreichischen Regierung, etwas von einem „entdeckten Bankkonto“, und Bob betont, wie besonders es damals war, über ausländische Währung zu verfügen.²⁶ Er besitzt auch den bereits erwähnten Brief aus dem Jahr 1955 über den abgelehnten Rückstellungsanspruch. Sein Sohn Walter hatte dieses Dokument in den Papieren des Vaters gefunden, und es bestätigte sein Gefühl, dass es in Österreich seitens der Behörden lange keinen Wunsch gab, Gerechtigkeit zu schaffen. Deshalb war er überrascht, als sein Vater davon berichtete, dass seine Mutter in den 1950ern oder 60ern etwas Geld aus Österreich bekommen hatte, welches sie für ihre Urlaube in Österreich benutzt haben. Der Sohn hört diese Geschichte zum ersten Mal; und

²⁶ Dies könnte Geld aus dem Hilfsfonds (1956) gewesen sein, der jene Personen mit einer einmaligen Zahlung unterstützte, die nicht mehr in Österreich lebten, und aus welchem Ilse R. Geld bezogen hat (vgl. Akt 36.098 (N 50), Österreichisches Staatsarchiv). Ob sie Gelder auch aus dem Abgeltungsfonds (1961) erhalten hat, welcher Verluste von Aktien, Bankguthaben, Lebensversicherungspolice und ungerechtfertigt bezahlten Steuern (aufgelistet in der Vermögensanmeldung 1938) abgegolten hat, ist in den vorliegenden Akten nicht dokumentiert.

offensichtlich passt sie nicht in sein Bild von Österreich als einem Land, das Jahrzehnte gebraucht hatte, um ein wenig Verantwortung für den Nazi-Horror zu übernehmen. Vertrauter klingt ihm, wenn sein Vater die Talente seiner Mutter, ihren familiären Hintergrund und was sie ohne den Krieg hätte erreichen können, hervorhob. Beim Reden über ihre verlorenen Möglichkeiten, benutzte sein Vater viele „was wäre wenn“-Sätze, der gleichen Logik folgend wie seine Kinder. Über Entschädigung zu besprechen lädt ein, in Konjunktiven zu sprechen und sich andere Lebensumstände vorzustellen. Vielleicht ist genau das eine der Schwierigkeiten mit Entschädigungszahlungen; sie verleiten nicht nur Walter R., zu vergleichen und zu „träumen“:

[Die Entschädigung] steht in überhaupt keinem Verhältnis zum Wert der gestohlenen Dinge, es ist nur ein Notverband, es ist nur ... Wenn allerdings das Kapital, welches die Familie meiner Mutter besessen hatte, wenn meine Mutter einen gerechten Anteil erhalten hätte – lass uns träumen – das wäre ein enormer Betrag gewesen, dann hätte es einen Unterschied gemacht, dann hätten wir auch davon profitiert, am Ende – aber das ist nicht passiert. Meine Mutter hätte nicht in Holland gelebt, wenn sie das Geld gehabt hätte, sie wäre nicht in Schweden gewesen und hätte meinen Vater nicht getroffen, und wir wären nicht hier... so, das ist lediglich Träumerei.

Haben diese Phantasien über die Vergangenheit (die verlorenen Millionen, die verlorenen Möglichkeiten) und das Schweigen über die Vergangenheit die Erwartungshaltung gegenüber den Entschädigungszahlungen beeinflusst?

Die eigene Geschichte verstecken zu müssen ist nach wie vor ein Hauptmotiv in den Erzählungen der zweiten Generation. Sie kritisieren ihre Eltern dafür, aber haben es selbst verinnerlicht, wenn sie sagen „Das ist, wie wir es gelernt haben: verstecken, verstecken, verstecken“, oder wenn sie es ablehnen, offen über ihre österreichische oder jüdische Herkunft zu sprechen.

Sogar in Schweden erzählt man niemandem, dass man jüdischer Herkunft ist, man spricht darüber auch nicht [...] Meine Freunde, Nachbarn vielleicht, aber man sollte nicht ausgehen und irgendjemandem erzählen, dass man halbjüdisch ist, es gibt Hass ... wir haben Nazis, 70 Kilometer von unserem Zuhause. Es braut sich viel Antisemitismus zusammen; das kommt mit schlechten Zeiten. [...] Wir leben neben einem Zeugen Jehovas, wir machen oft Witze darüber: Wir müssen einen Zaun um uns herum bauen.

Auch in den Niederlanden sind die Entschädigungszahlungen an Holocaust-Opfer kein Thema in der breiteren Öffentlichkeit, obwohl es auch dort eine dem Nationalfonds ähnliche Stiftung gab²⁷: „Es berührt die normalen Leute nicht“, erklärte Walter R. und weist sich damit selbst einen Außenseiter-Status zu. Seine Kinder dagegen gehören zu denen, die sich von dem Thema nicht berühren lassen. Sie wissen zwar etwas über den Zweiten Weltkrieg, seine Auswirkungen im Allgemeinen und auf die

²⁷ Die Stiftung Morele Aansprakelijkheid Roof en Rechtsherste (MAROR, 2000-2004) war eine Initiative des holländischen Staates, gemeinsam mit Versicherungen, Banken und der Börse, die - wegen ihrer dubiosen Rolle nach dem Zweiten Weltkrieg - Gestezahlungen an niederländische Holocaust-Opfer (ca. 10.200 US-\$) wie an jüdische Organisationen leistete.

Familie im Besonderen, aber heute Entschädigung für erlittene materielle Verluste an die nachfolgenden Generationen zu bezahlen finden sie eine seltsame Idee, da man jene Verluste heute doch nicht mehr fühle: „Ich fühle keine Last der Vergangenheit; deshalb bin ich auch nicht berechtigt, irgendetwas zu empfangen.“ Nienke R. und ihre Schwester Lotte R. fühlen sich beide nicht eingeschränkt, wenn über die Familienvergangenheit gesprochen wird, trotzdem benutzen sie manchmal die Rhetorik ihrer Eltern:

Für meine Generation es ist so schwer, sich all diese Dinge über die ganzen Jahre vorzustellen ... Ich stelle mir nur vor, wie furchtbar es war. Deswegen verstehe ich auch, warum sie nicht darüber sprechen wollen, weil es so furchtbar war. (Lotte R.)

Lotte ist sich des Schweigens über die Vergangenheit bewusst und kann es akzeptieren; ihr Vater kann es jedoch nicht. Deshalb ist sie ziemlich überrascht, als sie sieht, welche starken Emotionen das Interview bei ihrem Vater ausgelöst hat. Wie ungewöhnlich ein solches Gespräch über die Vergangenheit für ihn ist, hat der Vater selbst beschrieben, als er das Interview mit einem Treffen mit israelischen Geschäftspartnern vergleicht: „Da gibt es ein sofortiges Einverständnis, man muss nichts verstecken; es gibt ein sofortiges Vertrauen. [...] man muss nichts verstecken – wie mit Ihnen.“ Er begrüßt die Gelegenheit, um dem unbehaglichen Schweigen etwas entgegen zu setzen, und ihn freut das Interesse an seiner Person, an den Gefühlen und an der Geschichte, die „hinter“ der finanziellen Entschädigung steckt, die er selbst doch für etwas „technisch“ hält, hat er das Verfahren doch als unpersönlich erfahren. Dennoch waren die Auswirkungen der Entschädigungsmaßnahmen auf seine Familie sehr persönlicher Natur: Die Konfrontation mit historischen Details hat in der Familie einen Kommunikationsprozess forciert; der Entschädigungsprozess bot der Kindergeneration die Möglichkeit, die Familiengeschichte wiederzuentdecken sowie gewisse Spekulationen und kränkende Aspekte innerhalb der Familie anzusprechen – aber das auch nur, weil Katarina sich beharrlich auf die Details konzentriert und detaillierte Antworten eingefordert hatte.

Betrachtet man diese über das letzte Jahrzehnt geführte Kommunikation, wird deutlich, in welchem Ausmaß familiäre Erinnerungsdynamiken gewisse Imaginationen über die Vergangenheit kreieren, die oft leichtfüßig über das faktenbasierte Wissen aus den Archiven hinweggehen bzw. die oft nicht mit dem Archivwissen zufrieden zu stellen sind. Da muss man sich doch fragen: Welchen Nutzen haben eigentlich individuelle Entschädigungszahlungen 60 Jahre nach dem Krieg? Was Alessandro Portelli zu einem wichtigen Merkmal der Oral History erklärt hat, dass ‚falsche‘ Aussagen dennoch psychologisch ‚wahr‘ sein können (Portelli 1991, 52), erweist sich als besondere Herausforderung für individuell kalkulierte Entschädigungsmaßnahmen, da sie in ganz konkreter Weise das Archivwissen mit erinnertem Wissen konfrontieren. Aus dieser Perspektive sind Entschädigungsverfahren oft enttäuschend, weil die Ergebnisse vielfach nicht den persönlichen Erinnerungen entsprechen und damit folglich auch das Familiengedächtnis in ein zweifelhaftes Zwielficht gerät. Katarina wollte ein Ende der „Spekulationen“; dennoch fällt es ihr schwer, den neuen Dokumenten zu glauben, die zeigen, dass ihr Vater eine Ausgleichszahlung für das Haus empfangen hat.

Die ‚Angry Second Generation‘

Folgen wir dem Entschädigungsverfahren, können wir die Verwirrungen nachvollziehen, die das Prozedere verursacht, wenn Informationen nur partiell verfügbar oder sogar widersprüchlich sind, was unvermeidlich neue Fragen hervorruft. Wie oft hat Katarina angerufen oder Briefe geschickt, um zusätzliche Informationen zu bekommen? Ihr intensives, fast zwanghaftes Interesse – das bei vielen Mitgliedern der zweiten Generation zu finden ist (Immler 2009) – erweckt leicht den Eindruck einer aggressiv fordernden und enervierenden Person, während man im Interview vielmehr einer Person begegnet, die vor allem um Informationen bittet. Auch von dem Interview erwartete sie sich in erster Linie Informationen, wie sie selbst in den ersten Sätzen unseres Gesprächs ihre Erwartungen deutlich darlegt. Was von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des EF oft als Ausdruck von wütender Kritik oder als ein forciertes Interesse am Geld erfahren wird,²⁸ ist auch eine Strategie, um zusätzliche Informationen zu bekommen, und ein Weg, sich in das Verfahren einzubringen, und die Person hinter dem Antrag sichtbar werden zu lassen. Doch hatte jene Strategie Erfolg?

Katarina ist es am Ende gelungen, zusätzliche Informationen und sogar eine revidierte Entscheidung zu erhalten. Trotzdem erwähnt sie immer wieder, dass ihre Familie damals wie heute ungerecht behandelt worden sei. Wie ihre Cousins wählt sie die Rhetorik, Österreich als Kollektiv zu tadeln („*Sie* sind davon gekommen“, „*Sie* haben sich nicht entschuldigt“, „*Sie* haben verzögert“ usw.). Sehen wir hier die Grenzen eines gesetzlichen und bürokratischen Verfahrens, vergangene Enttäuschungen aus dem Gedächtnis zu löschen, oder sehen wir hier die Grenzen von Versöhnung an sich? Hat Österreich mit einer individuellen Anerkennung von materiellen Verlusten vielleicht zu viel versprochen? Kreieren individuelle Entschädigungszahlungen die Illusion, vollständiges Wissen und auch eine angemessene Entschädigung liefern zu können, und sind deshalb die Ergebnisse umso unbefriedigender? Sehen wir hier die unzulängliche Natur von Entschädigungszahlungen, oder hat diese Unzufriedenheit der ‚angry second generation‘, wie ich sie in Bezug auf die Entschädigungszahlungen nennen möchte, möglicherweise mehr mit der Natur des Familiengedächtnisses zu tun?

In den Gesprächen wurde sichtbar, dass Mitglieder der zweiten Generation häufig von der Unzufriedenheit ihrer Eltern über die Entschädigungen überzeugt sind (auch wenn dies nie direkt thematisiert worden war) und deren (imaginierte) Gefühle bezüglich der Unzulänglichkeit der Verfahren oft einfach wiederholen. Dabei wäre zu fragen, ob hier nicht auch eine spezifische Dynamik sichtbar wird zwischen Familiengedächtnis und Entschädigungspraxis, nämlich dass die zwischengenerationellen Beziehungen es nicht erlauben, jene Maßnahmen (welche auch immer), gut zu heißen. Vielleicht können wir diese ausgesprochene Unzufriedenheit mit Marianne Hirsch als *familial trope* bezeichnen, als eine spezifische semantische bzw. rhetorische Figur einer Holocaust-Repräsentation in der *post-memory generation*. Wie Hirsch betont, ist es gerade diese Generation, die keine persönlichen Erinnerungen hat, „[which] needs precisely such familiar and familial tropes to rely on“ (Hirsch 2008, 124 f.). Jene *familial tropes* entstehen aus einer Überlappung von öffentlichen Bildern und privaten

²⁸ Vgl. Interviews der Autorin mit zehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Allgemeinen Entschädigungsfonds in den Jahren 2008/2009.

Erzählungen und bilden gewissermaßen *living connections* (104) zwischen Vergangenheit und Gegenwart sowie zwischen den Generationen. Aus dieser Perspektive gesehen bezieht sich das hier gezeigte generationenübergreifende ‚Narrativ der Unzufriedenheit‘ im Entschädigungsdiskurs möglicherweise weniger auf die (hart verhandelten) Fakten, sondern darauf, die Verbindung zwischen den Generationen zu verstärken. Eine kritische Einstellung zur Entschädigung könnte ein maßgebliches Element in der Herausbildung eines Familiengedächtnisses an den Holocaust sein. Sich dieser spezifischen Dynamik des Familiengedächtnisses bewusster zu sein und der Macht der Phantasie könnte helfen, die verschiedenen Erwartungen und Hoffnungen, die an Entschädigungsmaßnahmen geknüpft sind, besser zu verstehen – ebenso wie die Enttäuschungen.

LITERATUR

- Geschäftsbericht des Nationalfond und des Allgemeinen Entschädigungsfonds für 2008 und 2009, http://de.nationalfonds.org/docs/Geschaeftsbericht_2008_09.pdf. (17.11.2011)
- Bailer-Galanda, Brigitte und Eva Blimlinger (Hg.) (2005): Vermögensentzug – Rückstellung – Entschädigung. Österreich 1938/1945-2005 (= Österreich-Zweite Republik. Befund, Kritik, Perspektive Bd. 7), Innsbruck-Wien-Bozen.
- Barkan, Elazar (2002): Völker klagen an. Eine neue internationale Moral. Düsseldorf.
- Berger, Alan L. (2006): Transfusing Memory: Second Generation Postmemory in Elie Wiesel's *The Forgotten*. In: Steven T. Katz and Allan Rose (Eds.): *Obligated by Memory: Literature, Religion, Ethics*, Syracuse-New York, 103-111.
- Bergmann, Martin S., Milton E Jucovy und Judith S.Kestenberg (Hg.) (1995): *Kinder der Täter, Kinder der Opfer. Psychoanalyse und Holocaust*, Frankfurt/M.
- Epstein, Helen (1987; Orig. engl. 1979): *Die Kinder des Holocaust. Gespräche mit Söhnen und Töchtern von Überlebenden*, München.
- Grünberg, Kurt und Jürgen Straub (Hg.) (2001): *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern*, Frankfurt/M.
- Hirsch, Marianne (2008): "The Generation of Postmemory". *Poetics Today* 29:1, 103-128.
- Hoffmann, Eva (2004): *After Such Knowledge: Memory, History, and the Legacy of the Holocaust*, London.
- Immler, Nicole L. (2009): *Restitution and the Dynamics of Memory: A Neglected Trans-Generational Perspective.* In: Astrid Erll and Ann Rigney (Eds.): *Mediation, Remediation and the Dynamics of Cultural Memory (Media and Cultural Memory 10)*. Berlin-New York, 205-228.
- Jablonek, Clemens, Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Georg Graf, Robert Knight, Lorenz Mikoletzky, Bertrand Perz, Roman Sandgruber, Karl Stuhlpfarrer und Alice Teichova (Hg.) (2003): *Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission Bd. 1)*, Wien-München.
- Levin, Irene, Claudia Lenz and Marie Louise Seeberg (Eds.) (2011): *Holocaust as Active Memory: Public and Private Perspectives*, Oslo.
- Olick, Jeffrey K. (2007): *The Politics of Regret. On Collective Memory and Historical Responsibility*, New York-London.
- Portelli, Alessandro (1991): *The Death of Luigi Trastulli and Other Stories. Form and Meaning in Oral History*, New York, 45-58.
- Werner, Margot und Michael Wladika (2004): *Die Tätigkeit der Sammelstellen (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission Bd. 28)*, Wien-München.

Die Summe aller Wahrheiten und Lügen

Ein Erfahrungsbericht zur geschichtswissenschaftlichen Biographie

Simon Karstens

I. Einleitung

Im Jahr 2001 berichtete die Literaturwissenschaftlerin Deirdre Bair, dass sie zu Beginn ihrer wissenschaftlichen Laufbahn davor gewarnt worden sei, sich mit dem Leben historischer Persönlichkeiten zu beschäftigen. Solch ein „akademischer Selbstmord“ würde jede Karriere beenden (Bair 2001). Biographie – so stellten es neben Bair auch andere Autoren in derselben Ausgabe der Zeitschrift „Literaturen“ dar – sei als Genre im Kreise der verschiedenen Fachwissenschaften dafür verrufen, sich am Massengeschmack zu orientieren und auf theoretische Reflexion und Innovation zu verzichten (Löffler 2001).

Ein Blick in aktuelle Fachzeitschriften zeigt, dass der Ratschlag, den Deirdre Bair einst erhielt, heute keine Gültigkeit mehr beanspruchen kann. Allein in der Ausgabe 2/2010 der Zeitschrift für historische Forschung werden fünf Biographien und zwei Sammelbiographien vorgestellt und rezensiert. Dies spiegelt wider, dass biographische Studien, nicht nur als Alterswerk und Schlusspunkt einer lebenslangen Beschäftigung mit einer historischen Persönlichkeit, sondern allgemein wieder ihren Platz unter den Darstellungsformen der Geschichtswissenschaft gefunden haben (Pyta 2009).

Dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder Kritiker zu Wort meldeten. Sie rückten die Biographie als narrative Konstruktion in die Nähe zur Imagination und stellten daher ihren Nutzen für die (Geschichts-)Wissenschaft pauschal in Frage. Dieser Beitrag hat zum Ziel, die Kritik näher vorzustellen und eine Entgegnung in Form einer methodischen Variante des Genres anzubieten, die aus dem biographischen Forschungsprojekt „Lehrer, Schriftsteller, Staatsreformer – Die Karriere des Joseph von Sonnenfels 1733-1817“ hervorging.¹ Ihr Ansatzpunkt ist, den Lebensweg eines historischen Akteurs als Summe seiner sozialen Interaktionen zu analysieren und darzustellen. Die damit verbundenen Vorzüge und Beschränkungen werden im Folgenden ebenso thematisiert wie mögliche weitere Anwendungen innerhalb und außerhalb der Geschichtswissenschaft.

1 Es handelte sich dabei um ein abgeschlossenes Dissertationsprojekt an der Universität Trier, das von der Studienstiftung des Deutschen Volkes gefördert wurde. Die Studie (Karstens 2011) wurde vor ihrer Drucklegung mit dem Förderpreis der Universität Trier und dem Forschungspreis der Stiftung für Personengeschichte (Bensheim) ausgezeichnet. Sie erhielt außerdem eine Anerkennung der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts.

II. Geschichtswissenschaftliche Biographie und ihre Kritik - ein Überblick

In Rückschau auf die letzten einhundert Jahre erscheint die historische Biographie auf den ersten Blick wie ein Fels in der Brandung, Kritik und zeitweiliger Ablehnung trotzend und seit dem neunzehnten Jahrhundert ihren Platz sowohl in Bestsellerlisten, als auch in akademischen Debatten behauptend. Somit könnte man den Eindruck gewinnen, die Erzählung des Lebens eines herausragenden, meist weißen westeuropäischen oder nordamerikanischen Mannes sei eine kontinuierlich als legitim angesehene Form, um Geschichte zu erforschen und zu vermitteln. Dieses Bild ist so einfach wie unzutreffend. Die moderne Biographie ist stattdessen eher das vorläufige Ergebnis einer ganzen Reihe von Diskussionen und Auseinandersetzungen, bei denen sich – zugespitzt auf die nachstehenden methodischen Überlegungen – folgende Entwicklungsschritte ausmachen lassen:²

Zum Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts ist eine wissenschaftlich und kommerziell starke Präsenz von Biographien historischer Persönlichkeiten zu beobachten. Die Autoren porträtierten ihre jeweilige Hauptperson – fast immer einen westeuropäischen Mann – meist als herausragenden Akteur, der seine soziale Umwelt prägte und erheblichen Einfluss auf die historische Entwicklung nehmen konnte.³ Ihr Stil war meist sehr narrativ, wobei sie der Balance zwischen dem Wirken des Individuums, seiner Gedankenwelt und seiner Verbindung zur sozialen Umwelt zentrale Bedeutung einräumten (Klein 2002, 7-14; Klein 2009, 426). Ihr wissenschaftlicher Anspruch stützte sich auf genaues Studium der Quellen, durch deren positivistische Aufbereitung die Wahrheit über das Leben der ‚großen Männer‘ herausgefunden und der Frage nachgegangen werden sollte, wie sie ‚Geschichte machten‘ (Engelberg/Schleier 1990, 198; Klein 2002, 6).

Schon damalige Historiker gerieten in Konfrontation mit der populärwissenschaftlichen Biographie, zu der das Verhältnis der akademischen Geschichtsschreibung bis heute angespannt geblieben ist (Runge 2009). Dabei lassen sich Differenzen erkennen, die noch immer aktuell sind – wie der Vorwurf, populäre Biographien würden durch bekannte Namen und die Befriedigung einer unsachgemäßen Neugier auf ‚private‘ Details lediglich kommerziellen Interessen dienen. Auch der Verweis auf mangelnde Wissenschaftlichkeit der Darstellung, der es an Anmerkungen und Nachweisen fehle, oder Kritik an der offenen Bevorzugung der Erzählleistung gegenüber der Rechercheleistung erscheinen dem heutigen Betrachter vertraut.

Damit kommt ein Spannungsverhältnis zwischen dem literarischen und wissenschaftlichen Anspruch zum Ausdruck, dem eine Biographie gleichermaßen ausgesetzt ist. Diese Nähe zur Literatur brachte ihr den Ruf einer Mischform ein und führte dazu, dass sie bereits im Übergang zu den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts als Darstellungsform in Kreisen der Fachhistoriker an Ansehen verlor.

2 Eine ausführliche Übersicht über die Entwicklung der Textgattung Biographie ist an dieser Stelle nicht möglich. Eine Einführung mit chronologischem Abriss bieten Klein 2002, Fuchs-Heinritz 2005 und Bödeker 2003. Hinzu kommen mehrere Beiträge in Klein 2009.

3 Darstellungen von weiblichen Akteuren waren zwar seltener, aber auch durchaus gebräuchlich. Hierbei wurden primär Frauen in den Blick genommen, die sich in männlich konnotierten Rollen, beispielsweise als Herrscherinnen, hervorgetan hatten. Ein im Vorhinein angenommenes Spannungsverhältnis zwischen Geschlecht und sozialer Rolle rückte dabei, oftmals in Bezugnahme auf intime Details, in den Mittelpunkt.

Dennoch verschwand die Biographie keineswegs vollständig aus der Wissenschaft, da ihr nicht nur einige Historiker die Treue hielten, sondern Autoren aus unterschiedlichen anderen akademischen Disziplinen sich ihrer kontinuierlich bedienten und dabei die Gewichtigungen und Methoden ihres jeweiligen Faches einbrachten und bis heute einbringen. Diese ungebrochene Existenz ‚zwischen den Stühlen‘ führte dazu, dass eine interdisziplinäre Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen des Genres bis in die 1990er Jahre kaum stattfand, obwohl zuvor vor allem von Seiten der Soziologie Kritik vorgebracht und theoretische Auseinandersetzungen angeregt wurden (Alt 2002, 23 f.).

Ein frühes Beispiel dafür ist der durch die Erfolge von biographischen Darstellungen in der Weimarer Republik begründete Vorwurf Siegfried Kracaues, dass es diesen Werken unabhängig von ihrer Wissenschaftlichkeit immanent sei, den behandelten Lebenslauf auf eine bestimmte Zielentwicklung hin zu konstruieren, ihn also einer Teleologie zu unterwerfen (Kracauer 1930). Nach Kracauer ist dieses Geschichtsbild eine Reaktion des Bürgertums auf das Bedürfnis, angesichts der Katastrophe des Ersten Weltkrieges und einer sich immer schneller modernisierenden und kollektivierenden Welt den Glauben an die Wirkungsmacht des Individuums und an einen Sinn des Lebens zu festigen. Die daraus folgende Fixierung auf den einzelnen Menschen als Mittelpunkt historischer Prozesse sei aber ein grundlegender Fehler, der die weitere Entwicklung von Literatur und Wissenschaft beschränke. Ausgehend von seiner Kritik, versuchte Kracauer als Alternative eine neue Form von Biographie vorzulegen, bei der das Individuum völlig in seiner Umwelt aufgehen sollte. (Kracauer 1937). In seiner Arbeit über Jacques Offenbach konzentrierte er sich dementsprechend darauf, den sozialen Raum Paris zu beschreiben und Offenbach mit ihm zu verweben. Diese Studie, die er selbst eine „Gesellschaftsbiographie“ nannte, blieb aber ohne Auswirkungen auf die Geschichtswissenschaft, da sie aufgrund ihres von Anmerkungen und Belegen freien Stils als ein eher literarisches Werk erschien (Klein 2009, 10; Bödeker 2003, 41; Alt 2002, 28 f.). Dennoch ist Kracaues Annahme, dass die Einbindung eines Individuums in seine soziale Umwelt als Mittel zum Erkenntnisgewinn weiter reicht als das Verständnis des Individuums allein, eine wichtige Grundlage für die hier vorgestellte methodische Variante.

Ähnliches gilt für die Überlegungen des Mediävisten Ernst Kantorowicz, der die Ansicht vertrat, dass zum Verständnis eines Individuums und seines besonderen Genies der Blick durch den Spiegel der Zeitgenossen unabdingbar sei (Raulff 2002, 63). Allerdings zog Kantorowicz auch posthum entstandene Mythen und Legenden als Mittel zum Erkenntnisgewinn über historische Akteure heran, wodurch er sich die Ablehnung vieler Fachkollegen zuzog (Fetz 2009, 26 f.).

So blieb die traditionelle Form der Biographie in den folgenden Jahrzehnten weitgehend unverändert, was sicherlich ein Grund dafür ist, dass sie in den 1960er Jahren im Zuge neuer wissenschaftlicher Entwicklungen an den äußersten Rand des geschichtswissenschaftlichen Repertoires gedrängt wurde. Damals setzten sich in Europa länderübergreifend sozial- und strukturgeschichtliche Fragestellungen durch, so dass das Individuum als Betrachtungsgegenstand an Bedeutung verlor (Moote 1999, 919; Gestrich 1988; Gradmann 1992; Berlepsch 1989). Das Leben des Einzelnen wurde als Ausdruck gesellschaftlicher Zusammenhänge gesehen, und seine Erforschung schien für die Suche nach diesen Zusammenhängen keine Erkenntnisse zu

versprechen. Dies ist der Kontext, in dem der eingangs genannte Ratschlag an Deirdre Bair verstanden werden kann.

Trotz dieser Entwicklung war das Interesse der Historiker an Biographien aber keineswegs völlig erloschen. Bereits Ende der 1970er Jahre suchte man neue Zugänge und Methoden, die im folgenden Jahrzehnt zu einer ersten Renaissance des Genres führten (Gestrich 1988). Man wandte sich von den ‚großen Gestalten‘ ab und den Randgruppen und Unterschichten zu. Sammelbiographien, die aus individuellen Lebensläufen Gemeinsamkeiten destillierten und dadurch das Verständnis gesellschaftlicher Zusammenhänge beleuchteten, ergänzten das methodische Arsenal. Darüber hinaus verband sich die Biographie mit neuen Forschungsrichtungen wie *Gender Studies* oder Alltagsgeschichte. Allen diesen Entwicklungen ist gemein, dass das Individuum immer stärker in seiner Umwelt verankert wurde und nicht mehr als exzeptionelle Heldengestalt erschien, die einem Zeitalter ihren Stempel aufdrückt.

Zu beachten ist, dass sich das Genre während dieser in Deutschland relativ biographiefernen Zeit im angloamerikanischen Raum einer ungebrochenen Beliebtheit erfreute (Moote 1996, 912; Löffler 2001). Vom Grundgedanken der Verbindung des Individuums mit seiner sozialen Umwelt ausgehend, blieb dort die schon früher entwickelte „Life and Times of ...“-Biographie ein Erfolgsmodell. Darin werden aus dem Lebenslauf des Individuums gezielt epochenspezifische historische Elemente herausgearbeitet, die es ermöglichen, die Hauptperson gewissermaßen als Fenster in ihre Zeit zu nutzen. Dieser Ansatz ist vorbildlich für die neuere deutsche Biographie und auch für das hier vorgestellte Forschungsprojekt. Allerdings konstruieren die Autoren – obwohl die Interaktion zwischen Individuum und Umwelt von zentraler Bedeutung ist – auch hier primär eine in sich geschlossene Erzählung und ein singuläres Charakterbild.

Genau dies war für den französischen Soziologen Pierre Bourdieu Anlass einer fundamentalen Kritik, die in Deutschland gerade dann erschien, als die Biographie langsam in die Geschichtswissenschaft zurückkehrte (Bourdieu 1990). Er prägte darin das Schlagwort von einer „biographischen Illusion“, der alle Vertreter des Genres aufgesessen wären. Dabei handle es sich um den Irrglauben, dass ein sinnhafter Lebenslauf von Individuen vorhanden sei und als Erzählung aufbereitet werden könne. Die Aneinanderreihung von Stationen in chronologischer Reihenfolge und ihre Verbindung zu einer stringenten Erzählung, zu einer sich vollendenden Heldengeschichte, habe aber keine Aussagekraft, da sie nur auf Fragmenten basiere und weitgehend Imagination sei. Die Biographie als Lebenserzählung wird daher fächerübergreifend als eine Illusion entwertet. Mögliche Abhilfe sieht Bourdieu darin, das Leben eines Menschen durch eine Analyse des gesellschaftlichen Feldes zu erfassen, in dem jener sich bewege. Ziel ist es dabei, die Verteilung und Wirkung unterschiedlicher Formen persönlichen Kapitals wie Vermögen, soziale Beziehungen oder kulturellen Status zu untersuchen und darüber hinaus zu erforschen, ob ein bestimmter Habitus das Wirken der Akteure in einem Feld prägt (Bourdieu 1983). Damit könne schließlich ein Individuum beschrieben werden, ohne sich dem Irrglauben an einen Sinn oder eine Teleologie des Lebens hinzugeben. Bourdieu blieb nicht bei der Theorie, sondern schritt – wie schon Kracauer zuvor – mit einer eigenen Biographie zur Tat. In einer Studie über Gustave Flaubert beschrieb er ein gesellschaftliches System, das er als Feld der Literatur bezeichnete und anhand dessen er die Auseinandersetzung von kulturellem und ökonomischem Kapital thematisierte. (Bourdieu 2001, 19-82; Bödeker 2003, 59;

Klein 2002, 75 f.) Dabei trat das Individuum Flaubert hinter die Analyse des ihn umgebenden Systems und seiner Gesetzmäßigkeiten zurück.

Ebenso wie bei Kracauer blieb die Reaktion weit hinter den Absichten des Kritikers zurück. In der Geschichtswissenschaft wurden die Anmerkungen kaum aufgegriffen und bekräftigten meist nur die schon früh im angloamerikanischen Raum verbreitete Tendenz, das Individuum im Kontext seiner Zeit zu verankern und nach Rahmenbedingungen zu fragen, die dessen Handeln bestimmten.

Daran änderten auch die Theorien des Poststrukturalismus und des *Linguistic Turn* nicht viel (Lambert 1995; Booth 1998; Goertz 2001). Vertreter dieser beiden Ansätze sahen – stark vereinfacht – die Biographie lediglich als ein Konstrukt ihres Verfassers an, da sie nur eine nach mehrfachen Wahrnehmungen und Interpretationen durch Zeitgenossen, frühere Forscher und den gegenwärtigen Biographen geschaffene Fiktion sei. Einen Anspruch auf historische Wahrheit dürfte demnach keine Arbeit erheben, egal wie sehr sie sich auf kritische Quellenarbeit stützt. Hierbei ist zwischen Fakten, wie einer Geburt oder einer Anstellung mit bestimmtem Gehalt, die keineswegs wegdiskutiert werden sollen, und der Beschreibung des Lebens durch einen Biographen zu unterscheiden. Während das Faktengerüst eines Lebens nicht angezweifelt wird, stellen diese Theorien die Legitimität des Verwebens von Fakten zu einer Biographie in Frage und entwickeln damit den Ansatz Bourdieus weiter.⁴

Aber auch hier blieb der Kritik der Erfolg versagt. Biographie blieb als Genre – speziell im populärwissenschaftlichen Bereich – bestehen und fand ab Mitte der 1990er Jahre auch in akademischen Kreisen wieder zunehmende Verbreitung. Allerdings waren damit durchaus Neuerungen verbunden, die Elemente der vorangegangenen Kritik aufgegriffen. So wurde zum einen akzeptiert, dass es keine singuläre Wahrheit bei der Interpretation eines Lebenslaufes gibt (Moote 1996, 916; Bödecker 2003, 52); zum anderen wurde die Rezeptionsgeschichte des Individuums einbezogen und die Frage gestellt, wie sich die kollektive Erinnerung an ein Individuum entwickelt und wie sich die dargestellte Persönlichkeit dabei verändert oder diese vielleicht auch neu erfunden wird (Turner 1993; Alpers, 1995).

Die derzeitige geschichtswissenschaftliche Biographie ist das Ergebnis der beschriebenen Abgrenzungsprozesse, der Auseinandersetzung mit Kritik und der Verbindung mit neuen Ansätzen und Methoden im Fach und darüber hinaus. Sie hat ihre Bedeutung demnach nicht einfach bewahrt, sondern in einem langwierigen Prozess wiedererlangt. Inzwischen sind Angehörige aller Bevölkerungsgruppen als Untersuchungsgegenstand an die Seite der weiterhin dominierenden männlichen und weiblichen Mitglieder der europäischen Dynastien getreten (Schweiger 2009). Ihre Lebenswege werden durch enge Verbindung der jeweiligen Hauptperson mit ihrer Umwelt und deren Rahmenbedingungen mit großem Gewinn in übergreifende Fragestellungen eingebunden (Alt 2002, 28-31; Bödecker 2003, 19-36; Klein 2002, 10-13). Somit werden in den Individuen wie in einer mikrohistorischen Studie größere Zusammenhänge erkennbar, die weiterführende und für andere Forschungsvorhaben anwendbare Erkenntnisse darstellen. Dies gilt besonders für Untersuchungen zu Räumen und Prakti-

4 Allerdings laufen diesbezügliche Diskurse parallel ab, so dass bereits vor Bourdieus Kritik Angriffe gegen das historische Individuum vorgebracht wurden. Als Beispiel sei hier auf Nye (1983) verwiesen, der in seiner *Anti-Biographie* „An Invented Self“ die Existenz eines gewissen Thomas Alva Edison bezweifelt und angesichts der Unmöglichkeit biographischer Wahrheit aus dem Individuum einen beliebig aufzuladenden Diskurszusammenhang macht.

ken sozialen Handelns, deren Ergebnisse, beispielsweise zu Sozietäten der Aufklärung (Zaunstöck 2003) oder zur Bedeutung von Korrespondentennetzwerken (Leuschner 2003) wiederum wichtige Grundlagen für die biographische Forschung im Allgemeinen und für die hier vorgestellte Untersuchung im Besonderen darstellen.

III. Überlieferung als methodische Herausforderung – der Fall Sonnenfels

Am Anfang des Forschungsprojektes stand das Interesse am Lebenslauf des Joseph von Sonnenfels (1733-1817), der zuletzt im neunzehnten Jahrhundert in Form einer klassischen Biographie porträtiert worden war.⁵ Bereits bei einer ersten Annäherung erwies sich Sonnenfels sowohl in seinen Tätigkeiten als auch in seiner Bewertung durch Zeitgenossen und Historiker als äußerst vielschichtige Figur. Er wuchs in Wien als Sohn eines konvertierten, aus Brandenburg stammenden Hebräischgelehrten auf und war einfacher Soldat, Buchhalter, Dolmetscher und Professor für Polizeywissenschaft an der Wiener Universität und den dortigen Adelsakademien. Er verfasste über drei Dutzend Monographien und populäre Wochenschriften und wurde Herausgeber, Redakteur, Theater- und Bücherzensor, Freimaurer und Illuminat und darüber hinaus erst Sekretär und schließlich Präsident der Akademie der bildenden Künste. Zugleich war er zunächst als Regierungs- und später als Hofrat über einen Zeitraum von vierzig Jahren und unter vier Monarchen an Reformen im Bildungs- und Polizeiwesen, im Straf- und Zivilrecht sowie in der Staatsverwaltung beteiligt.

In den Augen seiner frühen Biographen aus dem 19. Jahrhundert erschien er als herausragende Gestalt der österreichischen Aufklärung und ging als „Herkules des Geistes“ in biographische Lexika ein (Wurzbach 1877). Dies alles macht ihn zu einem klassischen Gegenstand für eine Biographie: Er ist Westeuropäer, männlich, im öffentlichen Leben seiner Zeit aktiv und nahm anerkannten Einfluss auf die historische Entwicklung.

Die Frage blieb, wie es ihm als Aufsteiger aus einer jüdischen Familie gelungen war, all das zu erreichen. Neugier weckten darüber hinaus ungewöhnliche Karriere-sprünge, wie sein in nur zwei Jahren erfolgter Aufstieg vom unbezahlten Jurapraktikanten zum Professor eines Faches, das er gar nicht studiert hatte. Hinzu kam im weiteren Verlauf seines Lebens immer wieder ein Spannungsverhältnis zwischen Sonnenfels' geringer offizieller Position und seinem immensen Erfolg dabei, sich selbst in neue Wirkungsbereiche einzubringen, politische Entscheidungen zu prägen und seine Ansichten gegen Widersacher durchzusetzen.

Dies alles deutet, wie Sonnenfels selbst in seinen Schriften anklingen lässt, auf inoffizielle Wege und Einflussmöglichkeiten hin, die anderen verschlossen waren. So bedankte er sich mehrfach bei Personen, die seine Karriere unterstützt und ihm geholfen hatten, seine Reformkonzepte umzusetzen. Diese Personen und die Interaktion Sonnenfels' mit ihnen waren also, so schien es, der Schlüssel zum Verständnis.

Die Umsetzung dieses Gedankens stieß im Zuge der Recherche jedoch schon bald an ihre Grenzen. Die Überlieferung zum Leben und Wirken Sonnenfels' ist durch einen Brand des Wiener Justizpalastes von 1927 schwer beeinträchtigt. Weder ein Nachlass noch eine Edition seiner Schriften oder Briefe liegt vor, und ein Großteil der

⁵ Aus Gründen der Übersichtlichkeit wird im Folgenden auf Belege zum Lebenslauf des Joseph von Sonnenfels verzichtet. Sie finden sich in der Monographie Karstens 2011. Einen ersten Eindruck vermitteln auch der Sammelband Reinalter 1988 und eine Kurzbiographie im Anhang von Ogris 2005.

Aktenbelege über seine Tätigkeit in der Staatsverwaltung ist verbrannt. Nur Fragmente – manchmal im wörtlichen Sinne – sind erhalten, die aufgrund von Brandschäden zu zerfallen drohen und sich auf verschiedene Bestände verteilen. Ein Ausweg aus dieser noch immer bestehenden Problematik bot sich durch eine Fokussierung auf Sonnenfels' soziale Interaktionen. Nur dadurch, dass möglichst alle Personen und Behörden, mit denen er Kontakt hatte, ausfindig gemacht und deren Überlieferung auf Spuren von ihm durchsucht wurden, ließ sich die Quellenbasis erweitern. Recherche wurde so zur Detektivarbeit.

Schon bald stellte sich heraus, dass am Ende kein derart klares Bild von ihm entstehen konnte, wie es seine frühen Biographien gezeichnet hatten, denn seine Zeitgenossen beschrieben ihn gleichermaßen als Helden und Schurken wie auch als Genie und Hochstapler. Doch nicht nur Widersprüche zwischen den Wahrnehmungen anderer, sondern auch zwischen deren jeweiliger Sichtweise, der Selbstdarstellung Sonnenfels' und den überlieferten Fakten seines Lebens in den Wiener Behörden wurden erkennbar. So schrieb er in einem Brief an einen seiner Studenten, dass er seinen Ruf auf die Professur für Polizeywissenschaft im Jahr 1763 allein aufgrund seiner herausragenden Fähigkeiten erhalten habe, die er bei einer Probearbeit an den Tag gelegt habe. Eine Überprüfung der Akten der zuständigen Behörden zeigt jedoch, dass ein einflussreicher Gönner Sonnenfels bei der Herrscherin Maria Theresia empfahl. Sie ordnete daraufhin ein Berufungsverfahren mit ihm als einzigem Bewerber an und teilte den Dienststellen, die einigen seiner Probestücke durchaus skeptisch gegenüberstanden, mit, sie wünsche trotz aller Kritik, dass der neue Lehrer noch im nächsten Semester mit dem Unterricht beginne.

Solche und zahlreiche weitere Widersprüche hatten zur Folge, dass sich eine ganze Vielzahl von Sichtweisen auf Sonnenfels' Lebenslauf in Quellen belegen ließ, von denen keiner – auch nicht seiner eigenen – pauschal Vorrang eingeräumt werden konnte. Somit wurden nicht einer, sondern verschiedene ‚Sonnenfels‘ erkennbar. Dies widersprach dem ohnehin mehrfach kritisierten Ansatz einer klassischen Erzählung des Lebens, zumal eine Verifizierung oder Falsifizierung aller Aussagen aufgrund der lückenhaften Quellenlage nicht möglich war.

IV. Von der Problemstellung zur methodischen Variante

Aus der Quellenlage ergab sich die methodische Konsequenz, alle überlieferten Nachweise für Kommunikationen, Wahrnehmungen, Bewertungen und Handlungen gleichberechtigt zu berücksichtigen, die eine Verbindung zwischen Sonnenfels und seinen Zeitgenossen – seien es Individuen oder Gruppen von Akteuren – herstellen, und den Lebenslauf als deren Summe zu beschreiben.⁶ Darunter fallen nicht nur direkte *Face-to-Face*-Kontakte, sondern auch indirekte Verbindungen wie die zeitgenössische Rezeption seiner Werke, sofern sie an einen bestimmten anderen Akteur gebunden werden kann und Niederschlag in Quellen gefunden hat.⁷ Für die Gesamt-

6 Diese Schlussfolgerung ist angelehnt an Bödeker 2003, 37 f.; Pappi 1987, 17 und Bourdieu 1983, 190; in der Soziologie ist die Untersuchung sozialer Netzwerke ein gängiges Verfahren zur Bestimmung der Handlungsmöglichkeiten einer Person. Vgl. exemplarisch Melbeck 2004, 99.

7 Damit geht dieser Ansatz über die klassische Einbindung eines Individuums in soziale Netze unmittelbarer Interaktion hinaus, wie sie beispielsweise Schoppa (2004) als Methode zum Verständnis außereuropäischer Akteure in stark kollektivistischen Gesellschaften empfiehlt.

heit aller Handlungen, die Beziehungen herstellen, findet hier der Terminus „soziale Interaktion“ Verwendung. Hiervon sind die „sozialen Beziehungen“ abzugrenzen, die als Verhältnis von Akteuren aus Interaktionen resultieren und sich in ihnen manifestieren.

Diese Interaktionen und Beziehungen, die ein bereits bekannter Baustein der Biographie unter mehreren waren, rückten nun in den Mittelpunkt sowohl der Erforschung als auch der Darstellung, um so alle divergierenden Fremdwahrnehmungen und Selbstdarstellungen erfassen zu können. Eine Beschränkung auf eine bestimmte Quellengattung, eine einzige Form der Interaktion oder einen Typus sozialer Beziehungen, wie sie in der Geschichtswissenschaft im Umgang mit spezifischen Fragestellungen üblich ist, hätte dem gesamtbiographischen Interesse widersprochen. Dass durch diese offene Forschungsperspektive dem Problem mangelnder Quellen erfolgreich entgegen gewirkt werden konnte, zeigt sich in der Entdeckung neuer Wirkungsbereiche und Beziehungen Sonnenfels', die sich früheren Autoren nicht erschlossen haben. Solche Erfolge dürfen aber nicht zu der Illusion führen, dass es möglich sei, eine vollständige Biographie zu schreiben. Auch die Summe aller Informationen die Sonnenfels oder seine Zeitgenossen hinterlassen haben, ist – wie bei allen historischen Akteuren – immer noch ein unvollständiges Puzzlebild (Fetz 2009, 106).

Diese Problematik leitet dazu über, einen Bezug der hier skizzierten Zugangsweisen zur eingangs genannten Kritik am Genre Biographie und dessen neueren Entwicklungen herzustellen. Zahlreiche Werke können als Beweis dafür dienen, dass es durch die Untersuchung sozialer Interaktionen eines Individuums möglich ist, es mit seiner Umwelt zu verweben und weiterführende Zusammenhänge aufzuzeigen, die über das Einzelschicksal hinausgehen. Führt man diesen Gedanken weiter und verzichtet entsprechend der soziologischen Kritik auf ein in sich geschlossenes Charakterbild und darauf, die Frage „Was war das für ein Mensch?“ zu beantworten, so kann man das Individuum stattdessen als Summe aller in Interaktionen bekleideten Rollen, aller Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung erfassen. Auf diese Weise wird einer teleologischen Interpretation des Lebens als sich erfüllende Heldengeschichte entgegen gewirkt. Statt des Charakters steht der Lebenslauf im Zentrum, der als ein realisiertes von mehreren möglichen Ergebnissen derjenigen Interaktions- und Wahrnehmungsprozesse beschrieben werden muss, die einen Niederschlag in Quellen gefunden haben.

Diese notwendige Beschränkung des Historikers auf die Überlieferung hat zur Konsequenz, dass bestimmte Interaktionsformen wie Briefwechsel oder protokollierte Sitzungen in Kommissionen häufiger als andere in den Blick genommen werden. Interaktionen ohne eigene Schriftlichkeit wie Gespräche zwischen Ehepartnern können hingegen nur unter quellenkritischem Vorbehalt berücksichtigt werden, wenn sie in indirekter Form – beispielsweise in Briefen an einen Dritten oder Tagebüchern – erwähnt werden. Ebensolche Sorgsamkeit ist beim Umgang mit potentiell genutzten Beziehungen geboten. Hierunter wird verstanden, dass beispielsweise im Falle einer positiven Behördenentscheidung über einen Antrag Sonnenfels', auch dann auf seine nachweislichen Beziehungen zu Mitgliedern der zuständigen Kommission verwiesen wird, wenn eine auf die konkrete Entscheidung bezogene Interaktionshandlung nicht nachvollzogen werden kann. Diese potentielle Nutzung einer Beziehung darf aber nicht als Tatsache präsentiert, sondern nur als eine mögliche, quellengestützte Erklärung für das nachgewiesene Ergebnis vorgebracht werden.

Durch Kombination der genannten Elemente lassen sich soziale Mechanismen erfassen, die für das Verständnis kausaler Zusammenhänge eines Lebenslaufes von zentraler Bedeutung sind wie Unterstützungs- und Konkurrenzverhältnisse, die den Erwerb oder Verlust von Einfluss in sozialen Wirkungsbereichen erklären können. Der Nachweise von Kausalität darf aber nicht dazu führen, Widersprüche und Zufälle als prägende Aspekte des Lebenslaufes zu vernachlässigen, die ebenso ihre Spuren in den Quellen zur sozialen Interaktion des Individuums hinterlassen können.

Die hier skizzierte Abhängigkeit von der schriftlichen Überlieferung birgt noch eine weitere erhebliche Einschränkung in sich, welche ebenfalls der berechtigten Kritik Kracaers und Bourdieus an der Konstruktion eines in sich geschlossenen Individuums aus bloßen Fragmenten seiner Existenz Rechnung trägt. Die sogenannte innere Biographie, die Betrachtung des Charakters und der mentalen Entwicklung der Hauptperson, kann nur berücksichtigt werden, wenn sie sich in sozialer Interaktion in Quellen manifestiert hat.⁸ Sonnenfels' mutmaßlicher Charakter darf nicht wie in älteren Darstellungen als Erklärung für sein Verhalten herangezogen werden, um Lücken in der Überlieferung zu füllen (Schwalm 1980). Die Frage, welche innere Motivation einen Menschen vor mehreren hundert Jahren zu einer bestimmten Entscheidung brachte, öffnet Spekulationen Tür und Tor. Sie kann zwar, sofern sie durch Quellen fundiert ist und als Diskussionsangebot vorgebracht wird, das Verständnis der Vergangenheit bereichern, darf aber nicht dazu führen, heutige Konzepte von Individualität, Psychologie und Philosophie aufgrund fragmentarischer Überlieferung zu benutzen, um dort Wahrheitsansprüche anzumelden, wo Historiker keine Wahrheit finden können. Dies bedeutet zwangsweise auch den Verzicht auf psychohistorische Argumentationen, die bei einer fragmentarischen und überaus heterogenen Quellenlage generell von fraglichem Nutzen sind. (Rollyson 2002).⁹

Der Verzicht auf dieses wesentliche Element einer klassischen Biographie und damit auf den Anspruch, einen Menschen in seinem Denken und Handeln als Einheit beschreiben zu wollen, stellt einen Bruch mit dem Genre dar. Aus diesem Grund wird im Folgenden statt ‚Biographie‘ die Bezeichnung ‚biographische Studie‘ verwendet. Deren Zweck ist es, den Lebensweg Sonnenfels' als Summe von Selbstdarstellung, Interaktionen und einer durch Zufälle ebenso wie durch kausale Zusammenhänge immer wieder neu definierten Stellung in sozialen Beziehungen zu verstehen. Seinen Charakter zu zeichnen und für den Leser empathisch erlebbar zu machen bleibt hingegen weiterhin eine Aufgabe für Biographien im klassischen Sinn. Damit konzentriert sich die ‚biographische Studie‘ auf die Anregung Wilhelm Diltheys: „Das Individuum ist nur der Kreuzungspunkt der Kultursysteme, Organisationen, in die sein Dasein verwoben ist“ (Dilthey 1992, 251).

8 Damit tendiert die Studie zur paradigmatischen Biographie, die sich durch Betonung von Individuum und Umwelt von der syntagmatischen unterscheidet, bei der Individuum und Werk im Mittelpunkt stehen. Vgl. Klein 2009, 202.

9 Für die hier konzipierte netzwerkbasierte Biographie ist die psychohistorische Methode relativ ungeeignet, da sie das autonom handelnde Individuum in den Fokus nimmt und seinen Wertungen und Wahrnehmungen ein Primat zur Erklärung einräumt.

V. Das Leben als Interaktion in Netzwerken – Ausgestaltung der Methode und der Weg zur Darstellung

Um diese Idee in die Tat umzusetzen, war es zunächst notwendig, ein System in die zahlreichen Quellen zu bringen, die in den Wiener Archiven gefunden wurden. Es galt, die aus den vielfältigen nachgewiesenen Interaktionen hervorgegangenen sozialen Beziehungen zu kategorisieren und, sofern vorhanden, ihre Zusammenhänge aufzuzeigen (Hanuschek 2009, 13 f.). Hierfür bietet die soziologische Netzwerkforschung eine Reihe von Anregungen.

Grundlegend ist anzumerken, dass der Begriff ‚Netzwerk‘ in der Soziologie zwar unterschiedlich definiert werden kann, im Allgemeinen aber analog zu seiner vielfältigen Verwendung in verschiedenen wissenschaftlichen und populären Kontexten eine spezifische Menge von Beziehungen zwischen sozialen Akteuren bezeichnet (Hollstein, 2001, 45; Pappi 1987, 13; Jansen 2006, 11-15). Netzwerke werden in der Soziologie in unterschiedlich operationalisierter Methodik meist gegenwartsbezogen anhand von Interviews untersucht, wobei allen Akteuren ein grundlegend sinnhaftes Handeln unterstellt wird, das ihnen selbst nicht bewusst sein muss (Hollstein 2001, 44 f.).¹⁰ Als Ergebnis entstehen einzelne oder eine Reihe von Momentaufnahmen sozialer Beziehungen. Eine solche Untersuchung kann quantitativ oder qualitativ erfolgen, wobei letztere Methode exemplarisch einzelne Akteure oder ein einzelnes Netzwerk in den Fokus nimmt und somit Anknüpfungspunkte zur historischen Biographie bietet (Flick/Kardorff/Steinke 2000, 14 f.). Dies wird dadurch bekräftigt, dass die qualitative Analyse aufgrund ihrer Konzentration auf die Netzwerkpraxis bestimmter Subjekte und ihres interpretativen Charakters besonders für die Untersuchung bisher unerforschter oder seltener sozialer Phänomene verwendet wird (Hollstein 2006, 20). Eine der dabei angewendeten Kategorien zielt speziell auf die Beziehungsstrukturen zwischen einem zentralen Akteur, Ego, und seinen verschiedenen Kontaktpersonen, genannt Alteri. Die Analyse solcher egozentrierten Netzwerke, mit der unter anderem Machtstrukturen in sozialen Systemen erklärt werden, erscheint dementsprechend auch als möglicher Zugang zum Verständnis von Sonnenfels‘ Karriere. (Jansen 2006, 65-69, 79 f.; Hollstein 2001, 46; Melbeck 2004, 97-100; Burt 1992; Baumgarten/Lahusen 2006, 177).

Allerdings können unmöglich sämtliche Beziehungen Sonnenfels‘ ohne weitere Kategorisierungen in ein einzelnes egozentriertes Netzwerk zusammengeführt werden, da sie nicht gleichzeitig existierten, sondern sich abwechselten, ersetzten oder aufeinander aufbauten. Ihre Einteilung in mehrere stets auf den zentralen Akteur bezogene Netzwerke, die sich räumlich, zeitlich, formell oder personell voneinander abgrenzen lassen, ist daher empfehlenswert. Zugegebenermaßen ist auch diese Strukturierung ein retrospektives Konstrukt, sie kann aber an eine Faktenbasis wie Sonnenfels‘ Berufung an die Wiener Universität, seinen Eintritt in eine Freimaurerloge oder Ähnliches gebunden werden und geht damit nicht von einer im Vorhinein angenommenen Relevanz für einen teleologischen Lebensweg des Individuums aus. Überschneidungen zwischen verschiedenen Netzwerken lassen sich zwar minimieren, sind

¹⁰ Obwohl die Motive des sinnhaften Handelns den Akteuren selbst verschlossen bleiben können, geht die soziologische Forschung davon aus, diese gerade in Hinblick auf Mechanismen der Verarbeitung der sozialen Interaktionen nachvollziehen zu können, vgl. Hollstein 2006, 16-18 und Flick/Kardorff/Steinke 2000, 18.

jedoch nicht vermeidbar, da Sonnenfels beispielsweise mit derselben Person gleichzeitig an der Wiener Universität und innerhalb einer Kommission der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei interagierte. Gerade in der genauen Betrachtung solcher Schnittmengen liegt aber eine Gelegenheit, nicht nur Aussagen über die Bedeutung von Akteuren in spezifischen Netzwerken, sondern für den gesamte Lebensweg eines Individuums zu machen und Erkenntnisse über ihre Einflussmöglichkeiten zu gewinnen.

Insgesamt bedeutet dies, dass Sonnenfels' Leben in Bündeln sozialer Interaktionen betrachtet wird, die auf bestimmte Wirkungsbereiche wie die Wiener Universität oder eine Freimaurerloge bezogen sind. Für die Anordnung dieser Netzwerke empfiehlt es sich, die Chronologie des Lebenslaufs zu nutzen. Dies hat den Vorteil, dass in jedem einzelnen Fall Sonnenfels' bisherige soziale Vernetzung und die durch das neue Netzwerk entstehenden Veränderungen im Beziehungsgeflecht erfasst und dargestellt werden können. Außerdem weist die Studie somit in ihrem Aufbau Ähnlichkeit mit einer klassischen Biographie auf und ist damit für Leser leichter nachvollziehbar.

Bei der Untersuchung der einzelnen Netzwerke kann auf Leitfragen und Erfahrungen der soziologischen Netzwerkanalyse zurückgegriffen werden, wenn auch eine direkte Umsetzung der Methodik nicht möglich ist. Dagegen sprechen einerseits die heterogene und stellenweise fragmentarische Quellenbasis und andererseits die Länge des betrachteten Zeitraums.¹¹ Dennoch können einige Gesichtspunkte für eine systematische Untersuchung übernommen werden, deren Anwendung es erlaubt, die Netzwerke selbst zum Betrachtungsgegenstand zu machen und aus der Perspektive des Individuums heraus allgemeine Schlussfolgerungen über Methoden sozialer Interaktion und Wege politischer Einflussnahme zu ziehen. Jene Ergebnisse könnten dann, wenn die Quellenlage es erlaubt, durch Vergleiche verschiedener Netzwerke für unterschiedliche sozial-, kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Fragestellungen nutzbar gemacht werden.

Grundlage der systematischen Betrachtung eines zuvor abgegrenzten Netzwerkes ist die Untersuchung strukturbezogener Faktoren, worunter die Rahmenbedingungen oder Regeln verstanden werden, denen es unterliegt. (Hollstein 2001, 15 f.; Hollstein 2006, 14; Lenger 2005). Dies bedeutet, dass zum einen seine Größe, also die Zahl seiner Akteure, zum anderen seine Dichte, also die Häufigkeit von Kontakten der Akteure untereinander, beschrieben wird. Hinzu kommt die Beschreibung der darin üblichen Formen der Interaktion. Unter Verwendung dieser Informationen können dann Zentralität oder andersgeartete hierarchische Strukturen im Netzwerk gesucht und beschrieben werden, die sich in asymmetrischer Verteilung der Beziehungen, ungleichen Formen der Interaktion oder unterschiedlicher Verfügungsgewalt über Ressourcen erkennen lassen. (Holzer 2006, 38-48, Jansen 2006, 132-138). Im Falle einer Asymmetrie speziell bezüglich der Verfügbarkeit von Ressourcen innerhalb des Netzwerkes kann dann meist Konkurrenzverhalten beobachtet werden, bei dem neue hierarchische Strukturen entwickelt oder bestehende bekräftigt werden. Anhand dieser

11 Da die Netzwerkanalyse primär auf die Abbildung eines bestimmten Zeitpunktes anhand homogener Datensätze zielt, würde ihre Anwendung für eine biographische Studie eine ganze Reihe von Untersuchungen innerhalb jedes einzelnen Netzwerkes bedeuten, um die sozialen Beziehungen in gewissen zeitlichen Abständen zu erfassen. In solchen Momentaufnahmen läge zugegebenermaßen eine Chance, Entwicklungen wesentlich genauer abzubilden als in einer zusammenfassenden Schilderung. Dies ist aufgrund der lückenhaften Überlieferung jedoch nicht möglich.

Informationen, deren Erwerb selbstverständlich von der Quellenlage abhängig ist, kann das Handeln eines zentralen Akteurs später eingeordnet und im Kontext verschiedener Netzwerke verglichen werden.

Für den Historiker bestehen hier weitreichende Parallelen zur wohlbekannten Aufgabe, die Vorgeschichte und Rahmenbedingungen darzustellen, in denen ein Netzwerk existiert. So müssen, um beispielsweise Sonnenfels' soziale Beziehungen im Kreis der Wiener Schriftsteller und Verleger verstehen zu können, zunächst schlaglichtartig Produktionsbedingungen, gängige Publikationsformen, einflussreiche Verleger, gesetzliche Rahmenbedingungen, Eigenschaften des Marktes, erfolgreiche Autoren und Ähnliches beschrieben werden. Eine besondere Bedeutung kommt dabei den mit Sonnenfels verbundenen Akteuren zu, deren Einflussmöglichkeiten und soziale Stellung ebenfalls erarbeitet werden müssen (Hollstein 2006, 14). Nur in Bezug auf diesen Hintergrund können Fragen darüber beantwortet werden, wie Sonnenfels sein schriftstellerisches Netzwerk aufbaute, wie er darin agierte, wie er wahrgenommen wurde und wie sich seine Stellung dadurch veränderte.

Dies bedeutet, dass Sonnenfels in jedem Kapitel der Studie gewissermaßen als ein Brennglas fungiert, durch das man die Bereiche seiner sozialen Aktivität aus der Nähe betrachten kann. Damit folgt die Studie den Anregungen Kracauers und Bourdieus, ohne aber das Individuum völlig in seiner Umwelt aufgehen zu lassen, denn im Fokus seiner Netzwerke und Interaktionen werden historische Zusammenhänge nachvollziehbar.

Hierfür ist es allerdings unumgänglich, jedes Netzwerk in sich geschlossen darzustellen, um Entwicklungen und Veränderungen erkennen zu können. Dies zieht im Laufe der Darstellung mehrere Brüche mit der generell verfolgten biographischen Chronologie nach sich, da beispielsweise Sonnenfels sein Netzwerk an der Wiener Universität vor seinem kurzzeitigen Engagement in einer Freimaurerloge begründete und es darüber hinaus fortführte.¹² In solch einem Fall müssen durch kurze Hinweise die Verbindungen und Wechselwirkungen herausgestellt und die Beschreibungen punktuell miteinander verbunden werden.

Mit der Untersuchung der einzelnen Netzwerke und ihrer Überschneidungen ist außerdem die Beantwortung der eingangs gestellten Frage verbunden, wie es Sonnenfels gelang, seine Interessen gegen andere Akteure durchzusetzen oder warum er jenen manchmal unterlegen war. Auch hierfür bietet die soziologische Netzwerkforschung verschiedene Erklärungen an, die von den oben genannten Eigenschaften eines Netzwerks abhängig sind und im Laufe der Darstellung fallweise geprüft und ergänzt werden können (Jansen 2006, 163-181; Burt 1992). Erstens können simple Zweierbeziehungen zu Personen, die über Ressourcen wie Geld, Status, Beziehungen oder politischen Einfluss verfügen, einem Individuum helfen, seine eigenen Ziele zu erreichen. Dies wird gängiger Weise als Patronagebeziehung bezeichnet. Zweitens kann für jemanden wie Sonnenfels durch gleichzeitige Unterstützung mehrerer anderer Akteure mit einer im Verhältnis zu ihm gleichen oder schwächeren Machtposition seine eigene verbessert werden. So gaben ihm seine Studenten und einige Kollegen an der Universität Rückhalt in akademischen Disputen und im Streit um Forschungsmittel oder die Gestaltung seines Studienfaches. Drittens kann ein Individuum durch

¹² Brüche mit der Chronologie bieten auch eine Chance, biographischer Teleologie entgegen zu wirken, vgl. Alt 2002, 29 f.

Kontakte zu verschiedenen, miteinander nicht bekannten Personen in einem oder mehreren Netzwerken gewissermaßen als Vermittler von Beziehungen tätig werden und so strukturelle Lücken zwischen Akteuren oder Netzwerken nutzen. (Holzer 2006, 46 f.). Daraus folgt oftmals viertens, dass neue bisher fremde Akteure gezielt den Kontakt zu ihm suchen, weil sie auf seine Unterstützung hoffen.

Durch Kombination dieser Faktoren wurde Sonnenfels, wie im Fall seiner Tätigkeit an der Wiener Universität besonders deutlich erkennbar ist, vom Gefolgsmann einer einflussreichen Persönlichkeit zu einem Patron mit einem System von Klienten. War er zu Beginn noch von wohlwollenden Gönnern abhängig, die ihn an der etablierten Hierarchie vorbei in Amt und Würden brachten, so schuf er schon bald Verbindungen zu anderen Professoren und einigen seiner Studenten, die später selbst Karriere in Wissenschaft oder Verwaltung machten. Zunächst noch als Verbindungsmann zu seinen Gönnern gefragt, verfügte er bald über ein Netzwerk, das ihm ermöglichte, auch nach deren Tod oder Versetzung langfristig eine führende Rolle einzunehmen. Immer neue Akteure suchten daraufhin seine Nähe, die ihm auch über den Wirkungsbereich der Universität hinaus Einflussmöglichkeiten eröffneten.

Ein Vergleich dieser Entwicklung mit anderen Netzwerken erlaubt es schließlich, die sozialen Beziehungen eines zentralen Akteurs wie Sonnenfels in gesamtbiographischer Perspektive zu beschreiben. In seinem Fall wurde deutlich, dass er durch seine vielfach gleichzeitige Einbindung zwar Akteuren unterlegen war, die ihren Einfluss in einem sozialen Bereich konzentrierten oder über einen starken Fürsprecher verfügten, gleichzeitig aber im Gegensatz zu ihnen mehrfache Sicherung gegen Rückschläge besaß und in mehreren verschiedenen Bereichen weit über die Zuständigkeit seines Amtes hinaus agieren konnte.

Als ein weiteres Ergebnis in Bezug auf den gesamten Lebensweg der dargestellten Persönlichkeit stellte sich heraus, dass die hier skizzierte Methodik prinzipiell den Vorteil birgt, Mythen und tradierte Bilder nicht nur in Frage zu stellen, sondern über ein simples Verifizieren oder Falsifizieren hinaus aus ihren zum Teil bereits zeitgenössischen Ursprüngen heraus zu erklären. So lassen sich im Falle Sonnenfels' die meisten frühen Biographien auf einen autobiographischen Brief zurückführen, den er an seinen Schüler und Protegé Ignaz de Luca schrieb, um ihm Material für einen Artikel zur Verfügung zu stellen. Der Schüler, dessen Lebensweg und Karriere vielfach mit seinem Lehrer verbunden war, veröffentlichte daraufhin in seinem biographischen Lexikon „Das gelehrte Österreich“ den Brief ungekürzt (Luca 1776, 143-181). Nachdrucke in weiteren Lexika bildeten dann die Grundlage für Biographien des 19. Jahrhunderts, die Leben und Charakter Sonnenfels' treu nach dessen Selbstbild zeichneten. Dieser folgenreiche Artikel steht exemplarisch für jahrzehntelange Bemühungen Sonnenfels' und einiger seiner Schüler darum, ein öffentliches Bild von ihm als einsamen Mittelpunkt der österreichischen Aufklärung zu zeichnen. Der daraus entstehende Mythos vom einsamen Kämpfer gegen konservative Kräfte wurde von Sonnenfels genährt, aber zugleich von Konkurrenten an der Universität oder in der Staatsverwaltung angegriffen, die eigene, negative Sonnenfelsbilder verbreiteten. Durch die hier fokussierte Untersuchung der sozialen Beziehungen der verschiedenen Akteure können nicht nur die Entstehung solch unterschiedlicher Selbst- und Fremddarstellungen, sondern auch die Auseinandersetzung um deren Verbreitung und damit die verschiedenen Grundlagen späterer Rezeptionslinien nachvollzogen werden. Dies zeigt, dass die Selbstdarstellung eines historischen Akteurs ein zentrales, das ganze

Leben umspannendes Element der Biographie ist, dessen Entwicklung in Wechselwirkung mit sozialen Beziehungen und Interaktionen steht und dessen Betrachtung neue Kenntnisse über den Lebensweg ermöglicht.

Um all diese Informationen übersichtlich darstellen zu können, ist beim Übergang von der Recherche zur Darstellung innerhalb der einzelnen Netzwerke eine erhebliche Reduktionsleistung unumgänglich (Karlauf 2009, 432). Hierin liegt nach der vorbereitenden Rekonstruktion der sozialen Interaktionen und der Strukturierung des Lebenslaufes in Netzwerken die dritte zentrale Aufgabe des Biographen. So können und müssen beispielsweise die vielfältigen Reaktionen auf Sonnenfels' populäre Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurteil“ akteursspezifisch in zwei Gruppen kategorisiert und in Form einer Auswahl präsentiert werden. Die verschiedenen Anzeigen und Beschwerden von Angehörigen des Wiener Klerus bei der Zensurbehörde einerseits oder die positiven Rezensionen in Zeitschriften der Aufklärungsbewegung andererseits einfach in chronologischer Reihenfolge aufzulisten, würde hingegen dem biographischen Ziel entgegenwirken, das in der Darstellung der Ergebnisse zu keinem Zeitpunkt aus den Augen verloren werden darf.

Dies leitet zur Präsentation der Ergebnisse und damit zur Eigenschaft der Biographie über, Gelegenheit zum Erzählen zu bieten. (Rahkonen 1991, 244 f.; Fetz 2009, 54-60). Hierfür bietet gerade die Analyse der sozialen Beziehungen und Interaktionen eine Vielzahl von Möglichkeiten, die nicht ungenutzt bleiben sollten. Das Leben kann als Ergebnis einer ganzen Reihe von immer wieder offenen Aushandlungsprozessen beschrieben werden, bei denen die Zeitgenossen in Formen von Kooperation oder Konkurrenz aufeinander trafen. So griff Sonnenfels seine akademischen Widersacher unter Nutzung seiner vielfachen sozialen Verbindungen an, behinderte Beförderungen, ließ Veranstaltungssäle blockieren, mobilisierte die Studentenschaft, schrieb Rezensionen, verzögerte Verwaltungsvorgänge, rief Zensurbehörden an und vieles mehr. Die Betroffenen versuchten, sich nach Kräften zu revanchieren, so dass Sonnenfels sich wiederum unter Nutzung seines Netzwerks verteidigen musste. In solchen Fällen liegt in der personenbezogenen Perspektive eine Gelegenheit zur anschaulichen Schilderung von komplexen Formen sozialen Handelns in Konkurrenzsituationen, die als eine Stärke des Genres Biographie keineswegs aufgegeben werden sollte. Allerdings dürfen die dafür klassischerweise üblichen Bezüge auf charakterliche Eigenschaften und emotionale Aspekte nur dann Berücksichtigung finden, wenn sie in den Quellen selbst thematisiert werden und ihre Erwähnung kritisch im Kontext verortet wurde. Frühestens am Ende der Darstellung kann eine Zusammenführung vorgenommen werden, bei der aus den neutralen Fakten des Lebens und den Interaktionen und Wahrnehmungen eine Summe von biographischen Zuschreibungen entsteht, die auch beobachtete Verhaltensweisen umfassen kann. Diese Summe, die aufgrund der lückenhaften Überlieferung immer nur einen Ausschnitt vergangener Realität abbildet, ist das Angebot des Biographen an den Leser. Wichtig ist hierbei, dass Charakterzüge wie Konfliktbereitschaft oder eine Tendenz zu kurz- oder langfristigen sozialen Beziehungen, die als Ergebnis der Untersuchung erkennbar werden, nicht als Erklärungsmuster in der Darstellung verwendet werden. Dies entspricht dem Charakter der abschließenden Bemerkungen als ein Angebot, das der Leser, sofern die Untersuchung und Darstellung der Netzwerke zuvor gründlich erfolgt ist, prüfen und sehr viel leichter durch eigene Überlegungen reflektieren kann, als es bei einer in sich geschlossenen Erzählung des Lebens der Fall wäre.

VI. Weitere Anwendungsmöglichkeiten

Methodische Anmerkungen, die auf ein bestimmtes Beispiel bezogen sind, bringen immer die Frage nach ihrer weiteren Anwendbarkeit mit sich. Zur Einordnung des Beispiels Sonnenfels ist festzuhalten, dass es sich um einen zwar bekannten, aber selten biographierten Akteur handelt, von dem weitreichende Spuren in seiner sozialen Umwelt, aber aufgrund von Quellenverlusten nur eine sehr geringe Zahl von Selbstzeugnissen überliefert sind. Es ist nun naheliegend, das hier umrissene Vorgehen für ähnliche Fälle anzuwenden, zumal eine Vielzahl von weiteren Akteuren der sogenannten europäischen Aufklärungsbewegung in der Geschichtsschreibung aufgrund unedierter oder lückenhafter Nachlässe bisher eher randständig beachtet wurden, obwohl sie in den Diskursen ihrer Zeit einen festen Platz einnahmen. Studien über sie könnten das Verständnis über die Entstehung und Verbreitung der sogenannten Aufklärung und der Implementierung der ihr zugeschriebenen Ideen in der sozialen Umwelt ihrer Akteure erweitern.

Darüber hinaus liegt in der Erforschung des Lebens und Wirkens einer Person anhand ihrer sozialen Interaktionen eine generelle Chance, nicht nur lückenhafte Überlieferungen zu ergänzen, sondern auch Handlungen eines Akteurs im Kontext derartig zu verorten, dass neue Erkenntnisse über die Eigenschaften seiner Netzwerke möglich sind und somit zeitspezifische Formen und Praktiken sozialen und politischen Handelns in biographischer Perspektive neu dargelegt werden können.

Hierfür lässt sich ausgehend vom Beispiel Sonnenfels ein Betrachtungsschema zur Systematisierung der Forschungsergebnisse vorschlagen, das auf Gemeinsamkeiten in allen untersuchten Netzwerken basiert und aufgrund seiner allgemeinen Form möglicherweise auch über die Geschichtswissenschaft hinaus Anwendung finden kann. Seine Voraussetzung ist es zunächst, dass untersuchte Netzwerk, wie oben ausgeführt, im Kontext zu beschreiben und abzugrenzen. Erst darauf aufbauend kann schrittweise die Position des zentralen Akteurs im Zuge ihrer chronologischen Entwicklung in sechs Etappen dargestellt werden. An erster Stelle muss geprüft werden, wie der Zugang zum Netzwerk geregelt ist und welche formellen oder informellen Gesetzmäßigkeiten die Stellung eines neuen Mitgliedes bestimmen. Dabei verdient die Frage besondere Beachtung, ob ein bereits etablierter Akteur als Förderer des ‚Neulings‘ auftritt oder ob er als Teil einer Gruppe von Akteuren ein neues Netzwerk gründet und selbst Regeln setzt. Zweitens sind die Reaktionen der anderen meist bereits vor ihm im Netzwerk präsenten Mitglieder auf sein Auftreten und deren Einflussmöglichkeiten zu erfassen. An dritter Stelle folgt die Untersuchung der weiteren Entwicklung der Position des neuen Mitgliedes in Wechselwirkung mit seinen Kontaktpersonen. Hierbei empfiehlt es sich, nach Verbesserungen der Einflussmöglichkeiten und nach der weiteren Beziehung zu einem eventuellen Förderer zu fragen. Komplementär dazu sollten viertens mögliche Konfliktsituationen in den Blick genommen werden, die durch Opposition gegen die andauernde Präsenz des zentralen Akteurs oder Konkurrenz um beschränkte Ressourcen begründet sein können. Nicht immer, aber meistens kann danach als fünfter Schritt die erwünschte oder erzwungene Verselbstständigung des früheren ‚Neulings‘ von seinen Förderern beobachtet werden, die mit dem Aufbau neuer oder der Vertiefung anderer bestehender Beziehungen einhergeht. Am Ende steht schließlich die Frage nach dem Austritt aus dem Netzwerk oder nach den Umständen von dessen Auflösung. Aufbauend auf diesen strukturierten Informationen

lässt sich dann übergreifend darstellen, welche Einflussmöglichkeiten der zentrale Akteur besaß und welche Rahmenbedingungen und Regeln der Interaktion in dem Netzwerk zu erkennen waren.

Durch einen Vergleich mehrerer egozentrierter Netzwerke eines Akteurs können dann nicht nur Parallelen oder Gemeinsamkeiten, sondern auch personelle und strukturelle Überschneidungen herausgearbeitet werden, womit neue Erkenntnisse sowohl für das Verständnis des individuellen Lebenslaufes als auch der umgebenden Gesellschaft verbunden wären. Sollte die Quellenlage es gestatten, ließen sich außerdem qualitative und quantitative Methoden für den Vergleich der Netzwerke mehrerer zentraler Akteure verbinden. Aus den Ergebnissen der egozentrierten Untersuchungen könnten dabei zeitspezifische Fragen für Forschungen zu Personenverbänden und Gruppen abgeleitet werden.

Diese eher allgemeinen als epochenspezifischen Vorzüge verweisen darauf, dass eine Anwendung der skizzierten Methode weit über den Kreis der Angehörigen der europäischen Aufklärungsbewegung hinaus vorstellbar ist, wie sich an zwei Beispielen – einem relativ unerforschten und einem häufig untersuchten Akteur – verdeutlichen lässt. An erster Stelle sei hier der Trierer Erzbischof Karl Kaspar von der Leyen (1618-1676) genannt. (Ellerhorst 1976). Aus einem Trierer Schöffengeschlecht stammend, setzte sich von der Leyen als Koadjutor mittels politischer Netzwerke gegen seinen Vorgänger Philipp Christoph von Sötern (1567-1652) durch, der im Dreißigjährigen Krieg und auch darüber hinaus für ein enges Bündnis mit Frankreich eingetreten war. Einmal im Amt, musste von der Leyen den Wiederaufbau des verheerten Erzbistums organisieren und sah sich den expansiven Bestrebungen Ludwigs XIV. gegenüber, der besonders die traditionellen erzbischöflichen Rechte in den an Frankreich gefallenen Suffraganbistümern Metz, Toul und Verdun in Frage stellte. Sein Rang als Kurfürst, Beziehungen zu anderen Reichsfürsten und das französische Werben um ein Bündnis boten von der Leyen politische Handlungsräume, die er auf vielfache Weise zu nutzen versuchte. In Bezug auf zentrale Ereignisse wie seinen Aufstieg zum Erzbischof oder seinen mehrfach verzögerten Beitritt zum ersten Rheinbund lassen sich Differenzen zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungen seiner Person ausmachen, die das Bild von ihm nachhaltig prägten. Eine Erforschung seiner biographischen Netzwerke in chronologischer Reihenfolge bietet sich als mögliches Mittel zum Verständnis sowohl seines Lebens und seiner Handlungsmöglichkeiten als Reichsfürst als auch der politischen Entwicklung des Trierer Kurfürstentums an.

Das zweite Beispiel verdeutlicht, dass eine Analyse des Lebenswegs als Summe sozialer Interaktionen und Beziehungen auch nützlich ist, wenn einerseits eine relativ dichte Überlieferung vorliegt und andererseits das betreffende Individuum bereits zum Gegenstand zahlreicher Biographien und zum Mittelpunkt einer eigenen Erinnerungskultur geworden ist. Es handelt sich dabei um Napoleon I. (1769-1821), genauer gesagt um eine Analyse seiner frühen Karriere für den Zeitraum bis zu seiner Ernennung zum General der Armee des Inneren am 26. Oktober 1795, die als Wegpunkt die Eröffnung neuer politischer Handlungsoptionen markiert. Hierfür könnte man systematisch erst seine Verwandtschaftsbeziehungen auf Korsika, dann die Netzwerke aus seiner militärischen Ausbildung und Dienstzeit, anschließend aus seinem erneuten Engagement in Korsika und schließlich aus seinen politischen Beziehungen in den Wirren der Französischen Revolution betrachten. Vor allem die Analyse der span-

nungsreichen Zeit nach seiner Inhaftierung und Entlassung, die vom Streben nach Wiedereinstellung und der Suche nach Fürsprechern geprägt war, dürfte Einblicke in Kausalzusammenhänge seines Lebensweges bieten, ohne sie durch im Vorhinein getroffene Annahmen über Charaktereigenschaften oder Talente zu begründen. Hinzu kommt, dass gerade zu Beginn seiner exzeptionellen Karriere die Spannungen zwischen verschiedenen zeitgenössischen Wahrnehmungen und seiner Selbstdarstellung Anknüpfungspunkte zum besseren Verständnis von tradierten Napoleonbildern und Rezeptionstraditionen bieten könnten. Durch Betrachtung seiner verschiedenen Netzwerke würden auch Mechanismen sozialen Handelns, beispielsweise innerhalb der französischen Revolutionsarmee oder in den Klubs und Salons des thermidorianischen Paris exemplarisch herausgearbeitet und für weitere Untersuchungen nutzbar gemacht werden.

Über die beiden Beispiele hinaus ist festzuhalten, dass eine netzwerkorientierte biographische Studie sich generell – und insbesondere in Bezug auf relativ unbekannte historische Akteure – für wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten eignet. Sie fordert eigene methodische Überlegungen bezüglich der Einteilung des Lebens in spezifische Netzwerke und ermöglicht die Problematisierung der Konstruktion von Geschichte durch Zeitgenossen, Historiker und sogar durch die untersuchten Akteure selbst. Darüber hinaus bringt sie Kenntnisse in den unterschiedlichen Wirkungsbereichen der Hauptperson mit sich, so im Falle Sonnenfels unter anderem über Staatsverwaltung, Theaterreformen, Polizeigesetzgebung oder Bildungspolitik in der Habsburgermonarchie des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Außerdem bietet sie in einem klar umrissenen Rahmen eine Gelegenheit, Analyse und Narration zu verbinden. Ihre Anforderungen auf dem Gebiet der Quellenrecherche und Interpretation sind hoch, sie erlaubt dafür aber, Erfahrungen mit heterogenem Quellenmaterial zu sammeln, so dass viele Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten bestehen.

Dieser Hinweis auf die Quellenrecherche führt abschließend zum Kern der geschichtswissenschaftlichen Biographie im Allgemeinen und der skizzierten Methode im Besonderen zurück, wodurch sich der Kreis zur traditionellen Biographie schließt: Die Quellen sind und bleiben auch weiterhin der Maßstab, an dem eine biographische Studie sich orientieren muss – aber nicht weil man in ihnen einer fragwürdigen singulären „Wahrheit“ auf die Spur kommen könnte, sondern weil sie alle Wahrheiten und Lügen, die wir kennen, gleichzeitig erzählen.

LITERATUR

- Alpers, Svetlana (1995): *The Making of Rubens*, New Haven (Conn.).
- Alt, Peter-André (2002): *Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik*. In: Christian Klein (Hg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*, Stuttgart u. Weimar, 23-40.
- Bair, Deidre (2001): *Die Biographie ist akademischer Selbstmord*. In: *Literaturen*, H. 7/8, 38 f.
- Baumgarten, Britta und Christian Lahusen (2006): *Politiknetzwerke – Vorteile und Grundzüge einer qualitativen Analysestrategie*. In: Bettina Hollstein und Florian Strauss (Hg.): *Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen*, Wiesbaden, 177-198.
- Berlepsch, Hans-Jörg von (1989): *Die Wiederentdeckung des „wirklichen Menschen“ in der Geschichte*. *Neue Biographische Literatur*. In: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 29, 488-510.

- Bödeker, Hans Erich (2003): Biographie. Annäherung an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand. In: Hans Erich Bödeker (Hg.): Biographie schreiben (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft Bd. 18), Göttingen, 9-64.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen, 183-198.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 3. Jg., 75-81.
- Bourdieu, Pierre (2001): Die Regeln der Kunst, Frankfurt a. M.
- Burt, Ronald (1992): Structural Holes. The social structure of competition, Cambridge Mass.
- Dilthey, Wilhelm (1992): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, (Gesammelte Schriften Bd. VII.) 8. Aufl. Göttingen.
- Engelberg, Ernst und Hans Schleier (1990): Zur Geschichte und Theorie der historischen Biographie. Theorieverständnis – biographische Totalität – kDarstellungstypen und -formen. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 38, H. 1, 195-217.
- Ellerhorst, Friedrich (1976): Karl Kaspar von der Leyen (1652-1676). In: Neues Trierisches Jahrbuch, 41-50.
- Fetz, Bernhard (2009): Der Stoff aus dem das (Nach-)Leben ist. Zum Status biographischer Quellen. In: Bernhard Fetz (Hg.): Die Biographie – zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin, 103-156.
- Fetz, Bernhard (2009): Biographisches Erzählen zwischen Wahrheit und Lüge, Inszenierung und Authentizität. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 54-60.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (2000): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: dies. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbeck, 13-29.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden.
- Gestrich, Andreas (1988): Biographie – Sozialgeschichtlich. In: Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel (Hg.): Biographie – Sozialgeschichtlich (Kleine Vandenhoeck Reihe Bd. 1583), Göttingen, 5-28.
- Goertz, Hans-Jürgen (2001): Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität. Stuttgart.
- Gradmann, Christoph (1992): Geschichte, Fiktion und Erfahrung – kritische Anmerkungen zur neuerlichen Aktualität der historischen Biographie. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 17/2, 1-16.
- Hanuschek, Sven (2009): Referentialität. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart, 12-16.
- Hollstein, Bettina (2001): Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke (Forschung Soziologie Bd. 140), Opladen.
- Hollstein, Bettina (2006): Qualitative Methoden und Netzwerkanalyse – Ein Widerspruch. In: Bettina Hollstein und Florian Strauss (Hg.): Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen, Wiesbaden, 11-35.
- Karlauf, Thomas (2009): Anlage der Arbeit: Am Beispiel einer Biographie Stefan Georges. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 428-433.
- Jansen, Dorothea (2006): Einführung in die Netzwerkanalyse, 3. überarb. Aufl., Wiesbaden.
- Karstens, Simon (2011): Lehrer-Schriftsteller-Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733-1817) (Veröffentlichung der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, Bd. 106), Wien, Köln u.a.
- Klein, Christian (2002): Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Christian Klein (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart u. Weimar, 1-22.

- Klein, Christian (2002): Lebensbeschreibung als Lebenserschreibung? Vom Nutzen biographischer Ansätze aus der Soziologie für die Literaturwissenschaften. In: Christian Klein (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart u. Weimar, 69-86.
- Klein, Christian (2009): Kontext. In: Christian Klein: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 200-203.
- Klein, Christian (2009): Grundfragen biographischen Schreibens. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 424-428.
- Kracauer, Siegfried (1930): Die Biographie als neubürgerliche Kunstform. In: Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse, Ndr. Frankfurt a. M. 1963, 75-95.
- Kracauer, Siegfried (1937): Offenbach and the Paris of his time, London.
- Lambert, Carole (1995): Postmodern Biography. Lively Hypotheses and Dead Certainties. In: Biography, Jg. 18 H. 1, 305-327.
- Lenger, Friedrich (2005): Netzwerkanalyse und Biographieforschung – einige Überlegungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 18. Jg., 180-185.
- Leuschner, Ulrike und Matthias Luserke-Jaqui (Hg.) (2003): Netzwerk der Aufklärung. Neue Studien zu Johann Heinrich Merck, Berlin.
- Löffler, Sigrid (2001): Biografie. Ein Spiel. Warum die Engländer Weltmeister in einem so populären wie verurteilten Genre sind. In: Literaturen, H. 7/8, 14-17.
- Luca, Ignaz de (1776): Das gelehrte Österreich. Ein Versuch, 2 Bde., Wien.
- Melbeck, Christian (2004): Netzwerkanalyse zur empirische Messung von Macht in politischen Systemen. In: Christian Henning und Christian Melbeck (Hg.): Interdisziplinäre Sozialforschung. Theorie und empirische Anwendungen. Festschrift für Franz Urban Pappi, Frankfurt a.M., 97-114.
- Moote, Loyd (1999): New Bottles and New Wine. The Current State of Early Modernist Biographical Writing. In: French Historical Studies, Jg. 19, H. 4, 911-926.
- Nye, David (1983): The invented self. An anti-biography, from documents of Thomas A. Edison, (Odense University studies in English, 7), Odense.
- Ogris, Werner (Hg.) (2003): Joseph von Sonnenfels: Grundsätze der Polizey (Bibliothek des deutschen Staatsdenkens Bd. 12), München.
- Pappi, Franz Urban (1987): Die Netzwerkanalyse aus soziologischer Perspektive. In: Franz Urban Pappi (Hg.): Methoden der Netzwerkanalyse, München
- Pyta, Wolfram (2009): Geschichtswissenschaft. In: Christian Klein: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 331-338.
- Rahkonen, Keijo (1991): Der biographische Fehlschluß. Einige kritische Anmerkungen. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 4. Jg., 243-246.
- Raulff, Ulrich (2002): Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Christian Klein (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart u. Weimar, 55-68.
- Reinalter, Helmut (Hg.) (1988): Joseph von Sonnenfels (Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs Bd. 13), Wien.
- Rollyson, Carol (2002): Biography theory and method. The case of Samuel Johnson. In: Biography, Jg. 25, H. 2, 363-368.
- Runge, Anita (2009): Wissenschaftliche Biographik. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 113-121.
- Schoppa, Keith (2004): Culture and Context in Biographical Studies. The case of China. In: Lloyd E. Ambrosius (Hg.): Writing biography. Historians & their craft. Lincoln, Neb., 27-52.
- Schwalm, David (1980): Locating Belief in Biography. In: Biography, Jg. 3. H. 1, 14-27.
- Schweiger, Hannes (2009): Biographiewürdigkeit. In: Christian Klein: Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, 32-36.

- Turner, Richard A. (1993): *Inventing Leonardo. The Anatomy of a Legend*, London.
- Walter, Friedrich (1951): *Männer um Maria Theresia*, Wien.
- Wurzbach, Konstantin von (1877): *Sonnenfels*. In: *Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich* Bd. 35, Wien, 317-343.
- Zaunstock, Holger und Marcus Meumann (2003): *Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung*, Tübingen.

Arbeit am pädagogischen Selbst – das Portfolio-Konzept in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung

Michaela Heid

1. Einleitung

In den letzten Jahrzehnten haben sich im Zuge einer Psychologisierung der Kultur im Sinne einer Durchdringung der Alltagskultur mit psychologischen Kategorien und Denkweisen eine ganze Reihe neuer Gattungen der Selbstthematisierung entwickelt. Immer mehr Menschen nehmen Beratungs- und Selbsterfahrungsangebote in Anspruch, diese umfassen eine große inhaltliche Bandbreite von Selbstmanagementkursen bis hin zu klassischen Therapieformen wie die Psychoanalyse. Diese Entwicklung ist auch in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung zu beobachten, hier hat die Kultur der Selbstthematisierung ebenfalls an Einfluss gewonnen. In diesem Zusammenhang hat sich ein Instrumentarium entwickelt, das in der Ausbildung von Lehrpersonen unter dem Begriff „Portfolio“ läuft. Es handelt sich hier um eine Portfolio-Variante, die als Sammlung von Dokumenten und Materialien angelegt ist, welche den eigenen Lernprozess insbesondere die Fortschritte der Lernenden reflektieren und darstellen. „A portfolio is a purposeful collection of student work, that exhibits the student’s efforts, progress, and achievements in one or more areas. The collection must include student participation in selecting contents, the criteria for selection, the criteria for judging merit, and evidence of student self-reflection.“ (Paulson, Paulson und Meyer 1991, 60). Im Kontext von Bildung, sei dies an Schulen oder Pädagogischen Hochschulen, ist das Portfolio mit dem Anspruch verbunden, Reflexion zu vermitteln und damit Professionalität im pädagogischen Handeln zu steigern. „Das Portfoliokonzept erweitert konventionelle Vorstellungen über Leistungsfeststellung um den Aspekt der Leistungsdarstellung und zielt damit zugleich auf eine Demokratisierung der Leistungsbewertung.“ (Häcker 2006, 1). Mit der Reflexion und *Darstellung* eigenen Lernens ermöglicht das Portfolio für Lehrende nicht nur Einblicke in die Lernprozesse der Lernenden, sondern auch die Möglichkeit eines Austauschs und einer Kommunikation über die Qualität von Lernergebnissen.

Anders sieht es in den *Weiterbildungsportfolios* von Lehrpersonen aus, welche von Pädagogischen Hochschulen angeboten werden, hier steht nicht die Darstellung der eigenen Lernentwicklung, des eigenen Könnens und der eigenen Leistungen im Vordergrund, sondern die Arbeit am Selbst. Anhand dieser speziellen Form der Portfolioarbeit, die um den Begriff des *Kompetenzmanagements* kreist, wird im Folgenden der Frage nachgegangen, inwiefern und inwieweit sich die biographische Arbeit an der eigenen Person in gesellschaftliche Funktionsbereiche (hier das Bildungssystem) einbinden lässt und in einem funktionalen Sinn produktiv werden kann. Die Ansprüche, die von Seiten der Bildungsinstitutionen, d.h. im vorliegenden Fall der Pädä-

gogischen Hochschulen, an das Instrument Portfolio gestellt werden, laufen unter dem Titel der *Professionalisierung*. Ein charakteristisches Merkmal der Weiterbildungskurse ist der starke biographische Aspekt der Portfolios. Daher soll diskutiert werden, ob die Arbeit am Selbst gleichgesetzt werden kann mit der Arbeit am Beruf. Der Beitrag zeigt, dass gerade mit der Selbstdarstellung, die von institutioneller Seite als Lösung dargestellt wird, wiederum neue Probleme erzeugt werden und die Person mit der Arbeit an der eigenen Person am Ende doch auf sich gestellt bleibt.

1.1 Der Forschungsgegenstand: Was versteht man in der Lehreraus- und -weiterbildung unter einem Portfolio?

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf ein Forschungsprojekt, das im Rahmen des DORE-Programms vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wurde. Innerhalb von zwei Jahren (2009-2011) wurden an zwei schweizerischen und einer deutschen pädagogischen Hochschule der Einsatz des Portfolios in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung untersucht. Der Einsatz und Umgang mit dem Portfolio wurde anhand von neunzehn leitfadengestützten Einzel- und Gruppeninterviews erfasst, ergänzt durch die Beobachtung von Mentoratssitzungen und Weiterbildungskursen. „So sehr die Arbeit mit Portfolios auch den Blickwinkel vom Produkt hin zum Prozess erweitert und sich die Tiefenschärfe des Blickes vom Beurteilungskontext zu seinen sozialisatorischen Wirkungen hin erhöht, so wenig darf übersehen werden, dass Portfolioarbeit die grundsätzlichen Funktionswidersprüche des Systems Schule nicht auflösen kann. Sie macht diese mitunter eher noch deutlicher sichtbar.“ (Häcker 2006,2). Was Häcker hier für die Schule feststellt, gilt auch für den Einsatz des Portfolios in der Aus- und Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern, daher richtete sich der Fokus des Forschungsprojektes auf die funktionalen Spannungen und Widersprüche in der Institutionalisierung von Portfolio und die Frage, ob die Institutionalisierung des Mediums Portfolio zur Professionalisierung und zur Individualisierung der Lehrerinnen- und Lehrerbildung beiträgt. Zentrale Fragestellungen bezogen sich auf folgende Bereiche: Welche Lösungsstrategien werden für die funktional bedingten Ungewissheiten in der Institutionalisierung von Portfolio in der Lehrerbildung artikuliert? Welche Einschränkungen von Funktionsansprüchen sind dabei festzustellen? Welche Entwicklungspotentiale können die Institutionen der Lehrerbildung im Hinblick auf die Professionalisierung des Lehrerberufs durch den Einsatz von Portfolio realisieren? Eine ausführliche Beschreibung der Funktionsbereiche des Portfolios wie auch detaillierte Angaben zum Projekt finden sich in Brosziewski, Heid und Keller (2011).

Bei den untersuchten Ausbildungs- und Weiterbildungsportfolios handelt es sich um eine von einzelnen Akteuren selbst angelegte Dokumentation über eigene Lern- und Entwicklungsprozesse, d.h. eine Sammlung von Materialien, die den Prozess und das Ergebnis einer Beschäftigung mit sich selbst und seinen Fähigkeiten als lernendes Subjekt dokumentieren. Im Gegensatz zu anderen Portfolios liegt der Fokus in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung der untersuchten Hochschulen auf der Reflexion und Darstellung individueller Lernprozesse und -fortschritte in Bezug auf vergangene Lernerlebnisse. Die Besonderheit liegt darin, dass die Portfolio-Verfasserinnen und Verfasser Akteure ihrer Lern- und Lebensgeschichte und gleichzeitig Objekte in ihr sind. Zum einen geht es um die Erfahrungen, die jede Lernende und jeder Lernende im Prozess des Lehrens und Lernens macht, zum anderen geht es um die Fähigkeit,

Reflexionsprozesse über das Lernen und sich selbst als lernende Person schriftlich darzulegen.

Die methodische Vorgehensweise ergab sich aus der durch eine Vorstudie begründeten Annahme¹, dass sich die Portfolio-Arbeit im Spannungsfeld von institutionellen Ansprüchen und individueller Selbstthematizierung abspielt. Um Aspekte der Steuerung und Organisation zu individuellen Sichtweisen der Akteure in Beziehung setzen zu können, war eine Kombination aus Dokumentenanalyse, Einzelinterviews, Gruppendiskussionen sowie Feldbeobachtung notwendig. Die Dokumentenanalyse und Einzelinterviews mit Mentorinnen, Dozierenden und Verantwortlichen der Portfoliokurse boten den Zugang zur institutionellen Seite und eine Rekonstruktion der Anspruchslage der Pädagogischen Hochschulen, die Interviews und Gruppendiskussionen mit Portfolioerstellerinnen (Studierende, angehende und praktizierende Lehrpersonen) sowie die Beobachtung von Mentoratssitzungen und Weiterbildungskursen dienten dazu, die Handlungsweisen der Akteure wie auch ihre Deutungsmuster und Einstellungen zur Portfolio-Arbeit zu erfassen. Gerade die Gruppendiskussionen ermöglichten einen Zugang nicht nur zu individuellen Sichtweisen, sondern zu kollektiven Deutungen der Portfolio-Arbeit. Das „In-Beziehung-setzen“ dieser unterschiedlichen Daten ermöglicht es, Zusammenhänge, Unterschiede und Wechselwirkungen zu erkennen und die Besonderheiten der Portfolio-Arbeit zu beschreiben.

Der Portfolioeinsatz unterliegt – so haben es die vergleichenden Fallbeispiele gezeigt – unterschiedlichen institutionellen Bedingungen. Die Ergebnisse machen deutlich, dass in der Institutionalisierung von Portfolios bestimmte funktionale Spannungen enthalten sind, die sich anhand des Zusammenhangs zwischen Reflexions- und Laufbahnfunktion beschreiben lassen. Je nachdem welche Ansprüche institutionell mit dem Portfolio verknüpft werden, dominieren entweder die Erfordernisse der organisationsbezogenen Funktion, die man als Laufbahn- oder Karrierefunktion bezeichnen kann, oder die Dimension der Reflexionsfunktion, wenn die berufsbezogene Selbstreflexion stärker im Zentrum steht. Beide Dimensionen sind in allen drei untersuchten Fällen vorhanden, sie differieren je nachdem, ob mehr die Momente beruflicher Selbstreflexion oder mehr die organisatorischen, karrierebezogenen Aspekte überwiegen.

Ein deutlicher Unterschied zeigt sich zwischen dem Portfolio-Einsatz in der Ausbildung und den Portfolio-Kursen, die in der Weiterbildung angeboten werden. In der Ausbildung und Berufseinführungsphase werden die Studierenden bzw. angehenden Lehrpersonen dazu angehalten, ihre verschiedenartigen, situativ und thematisch gebundenen Praxis-Erfahrungen reflexiv im Hinblick auf Verknüpfungen mit z.B. erziehungswissenschaftlicher „Theorie“ zu bearbeiten (hier zeigt sich eine Form wissenschaftlicher Reflexivität) und zu beschreiben. Gleichzeitig ist die Vergegenwärtigung, Erläuterung und Darstellung des eigenen Lernprozesses zentral. Damit steht die Selbstreflexion und Selbstbeschreibung im Mittelpunkt der Portfolioarbeit. Sie soll eine Veränderung des Lernens bzw. eine gezielte Verbesserung der eigenen Praktiken und Strategien des Lernens von ausbildungsbezogenem oder beruflichem Handeln ermöglichen. Die Portfolioarbeit hat also zum Ziel, über sich selbst und das eigene Lernen nachzudenken, sich und sein Handeln zu beobachten und das eigene Lernen kontinuierlich zu thematisieren. Die Arbeit an einem Portfolio wurde an den Schwei-

1 Eine ausführliche Beschreibung der Fallstudien findet sich bei Brüggem, Brosziewski und Keller (2009).

zer Pädagogischen Hochschulen in der Ausbildung schon vor einigen Jahren eingeführt und ist inzwischen weitgehend institutionell verankert. Sie dient nicht mehr nur der Förderung und Optimierung von Lernprozessen, sie ist auch als Prüfungsinstrument an allen drei untersuchten Hochschulen in das Prüfungssystem der jeweiligen Hochschule eingebunden und somit elementarer Bestandteil der Ausbildung. Damit kommt sie einem Aufnahme- oder Initiationsritual gleich. Besteht man die Prüfung, ist man in den Kreis derjenigen zugelassen und aufgenommen, die qualifiziert sind, Lernprozesse anzuleiten bzw. zu gestalten. „Das Etikett ‚Professionalität‘ ist eine Art Ehrenabzeichen, das man sich – wie jedes Abzeichen – schlecht selber verleihen kann, das man vielmehr angeheftet bekommen muss“, schreibt Michaela Pfadenhauer in der Einleitung zu ihrer Abhandlung über professionelles Handeln (2003, 9). Mit dem Selbstbekenntnis in der Portfolioarbeit und der Anerkennung dieser Leistung erbringt man den sichtbaren Qualifikationsnachweis, dass man würdig ist, in den Kreis der Professionellen aufgenommen zu werden. Es findet entsprechend die Bildung einer Gemeinschaft statt – man ist kein Zögling mehr, sondern wird durch die bestandene Prüfung Teil von etwas Größerem.

Bezogen auf die Weiterbildung stellt sich die Situation anders dar, da hier marktwirtschaftliche Überlegungen stärker zum Tragen kommen. Die Pädagogischen Hochschulen bieten Weiterbildungskurse zu unterschiedlichen Themen an, die in Konkurrenz zueinander stehen, somit geht es auch um die Frage, wie attraktiv sind die bestehenden Angebote für praktizierende Lehrerinnen und Lehrer. Während unseres Untersuchungszeitraums kam es vor, dass die Kurse zum Thema „Kompetenzmanagement“ wegen mangelnder Nachfrage nicht stattfinden konnten. Auch in inhaltlicher Sicht unterscheidet sich die Portfolio-Arbeit in den Weiterbildungskursen von der in der Ausbildung: Kompetenzentwicklung und Lernen werden in den Weiterbildungskursen zum Portfolio direkt mit Veränderungen der Person in Zusammenhang gebracht: zum einen geht es darum, dass eine lehrende Person ihre Sichtweise verändern kann und sich dadurch für sie neue Perspektiven eröffnen, zum anderen sind Erfahrungen angesprochen, welche die Person selbst verändern. Stehen in der Ausbildung Kategorien wie der Erwerb und Zuwachs von anwendbarem Wissen im Zentrum, vermisst man die Kategorie „Wissen“ in den Weiterbildungskursen gänzlich.

1.2 Die Person steht im Mittelpunkt oder von der „fraglosen“ zur „fragwürdigen“ Selbstthematizierung

Untersuchungen zeigen, dass Lehrpersonen bei ihrer Berufsausübung auf biographische Erfahrungen und Ressourcen zurückgreifen; von daher ist es durchaus sinnvoll, diese einer Reflexion zu unterziehen. Lehrpersonen haben alle selbst die Schule durchlaufen und kamen in Kontakt mit unterschiedlichen pädagogischen Stilen, die ihre Auswirkungen und Spuren bei ihnen hinterließen. Eine Voraussetzung, um pädagogische Haltungen zu verstehen, stellt daher die Reflexion der eigenen Biographie und eine Beleuchtung des Zusammenhangs von persönlicher Erfahrung und eigener Haltung dar. Eine reflexive Grundhaltung ist für das Berufsleben und ein professionelles Lehrerhandeln unabdingbar, denn professionelles Handeln ist reflektiertes und kontrolliertes Handeln. Es widerspricht damit automatisiertem Rollenverhalten und impliziten Rollenerwartungen. Professionelles Handeln besteht u.a. darin, Ambivalenzen und Dilemmata ausbalancieren und im Handeln integrieren zu können, dies setzt jedoch eine reflexive Distanz gegenüber der eigenen Rolle voraus.

Während es in der Ausbildung noch um die Frage geht, wie Studierende durch die Einübung standardisierter Ausbildungsziele bzw. die reflexive Beschäftigung mit handlungspraktischen Problemfeldern die notwendige berufspraktische Handlungskompetenz erwerben, um als Berufsanfänger in der Schule erfolgreich bestehen zu können, geht es bei der Portfolioarbeit in der Weiterbildung darum, seine Erfahrungen und die eigene Biographie einer umfassenden Reflexion zu unterziehen.

Auffallendes und stärkstes Merkmal der Portfolioarbeit in der Weiterbildung ist der deutliche und markante Personenbezug. Hier wird nämlich nicht ausschließlich und in erster Linie die Berufsrolle einer Reflexion unterzogen, sondern die Persönlichkeit an sich mit ihren ganz individuellen Erfahrungen. Die Kursverantwortlichen sehen die sogenannte Biographie-Arbeit bzw. das Aufarbeiten der persönlichen Erfahrung als wesentliche Basis des gesamten Kurses an. Die Anwenderinnen und Anwender treten mit der klaren Erwartung an den Kurs, hier für sich eine Standortbestimmung durchführen zu können. In den Kursen findet keinerlei Abgrenzung zwischen Privatperson und Berufsperson bzw. Berufsrolle statt, ganz im Gegenteil: diese Bereiche durchdringen sich gegenseitig und von Seiten der Kursanbieter ist es gerade erwünscht, dass Themen aus dem Privatleben in den beruflichen Bereich transferiert werden. Es werden jene Teile der Lebensgeschichte thematisiert, die im pädagogischen Zusammenhang relevant sind und dahingehend auch erklärt und gedeutet werden können, andere Teile werden hingegen ausgeblendet. Der eigene Selbstentwurf erhält hier eine Überformung: pädagogische Kategorien werden als leitende Konzepte für die eigene Aufmerksamkeit richtungsweisend und zur Deutung eigenen Erlebens übernommen. Biographie wird dabei als Ressource begriffen, die bisher keine oder zu wenig Beachtung erfuhr und durch die Portfolio-Arbeit stärker ins Bewusstsein gerückt werden soll. Noch nicht entdeckte individuell zur Verfügung stehende Potenziale sollen mit dem Portfolio sichtbar und dadurch verwertbar gemacht werden. Lebenserfahrung und daraus gewonnenes Wissen bzw. in biographischen Problemlagen erkannte Kompetenzen werden als biographische Ressource betrachtet und daraufhin geprüft, inwiefern sich diese Kompetenzen im beruflichen Alltag nutzen lassen. Die Kursleitenden halten die Lehrpersonen dazu an, eine Deutung ihrer Erfahrungen und Lebensgeschichte vorzunehmen, die darauf ausgerichtet ist, biographische Ressourcen zu erkennen und zur Herausbildung pädagogisch verwertbarer Kompetenzen heranzuziehen und in ihr professionelles Handeln einzubinden. Es werden nicht pädagogische Erfahrungen in ihrer Beziehung zur eigenen Biographie thematisiert, sondern umgekehrt: private Erfahrungen und Erlebnisse werden unter dem Aspekt ihrer Verwertbarkeit für den pädagogischen Berufsalltag betrachtet und analysiert. Das Portfolio versucht einen Zusammenhang herzustellen, der zuvor noch nicht bestand, nämlich den zwischen privaten Lebensereignissen und beruflichem Alltag. Darüber hinaus soll dieser Zusammenhang als sinn- und bedeutungsstrukturierende Einheit wahrgenommen werden. Am Ende ist zwischen Privat-Person und professionellem Akteur nicht mehr zu unterscheiden. Im Portfolio artikulieren Lehrpersonen allerdings nicht nur, wer sie sind, sondern auch, wer sie sein möchten. Die erzählenden Subjekte stecken im Portfolio ihre Identität ab, wobei es auch um identitätsrelevante Bezugspersonen geht, denen man sich zugehörig fühlt, in diesem Fall das Lehrerkollektiv.

Also bei uns hat es jemand wirklich auf den Punkt gebracht, der gesagt hat, also sie ähm sie sei erschla[...], also nicht erschlagen, also im positiven Sinn er-

schlagen mit was für Leuten sie da sei. So viele interessante, spannende Sachen, die die Leute alle[s] schon gemacht haben und es seien so viele ähm Ideen da und Tatendrang. Und das ist mir auch so gegangen. (Lehrperson weiblich, Gruppeninterview T13)

Hier zeigt sich, dass ein weiterer Zusammenhang erzeugt wird, nämlich der zwischen Individuum und dem Kollektiv. Der Einzelne setzt sich mit der Portfolio-Arbeit nicht nur ins Verhältnis zu seinen Berufskolleginnen und Kollegen, man besinnt sich beim gegenseitigen Austausch auch des Gemeinsamen. Im Portfolio spricht der Einzelne nicht nur über sich selbst, er verleiht dem eigenen Selbst auch eine Position im kollektiven Gefüge. Auch wenn das erzählende Subjekt im Zentrum steht, d.h. das pädagogische Selbst sich bei der Portfolio-Arbeit seiner selbst vergewissert, so stiften die Erzählungen auch soziale Bindungen und dokumentieren Solidarität mit der professionellen Gemeinschaft.

Das Portfolio verweist der Analyse zufolge auf zwei Ebenen: Auf der einen Seite steht die Selbstbeobachtung, in den Weiterbildungskursen besonders die Beobachtung der eigenen Erfahrungen (nicht nur, was den Beruf angeht, sondern gerade auch ausserberufliche Bereiche wie Freizeit oder Familie), auf der anderen Seite steht das Erzählte bzw. Dargestellte, konkret die Darstellung von Kompetenzen. Michael Wimmer sieht „das Wissen des Nicht-Wissens und damit die Reflexion über die Grenze des Wissens im pädagogischen Handeln als den Kern pädagogischer Professionalität.“ (Wimmer 1996) an. In der Portfolio-Arbeit der Weiterbildungskurse steht jedoch gerade nicht *Wissen* bzw. die Erweiterung eigener Wissensbestände im Mittelpunkt, so zeigen es die Interviews mit Kursleitenden wie auch den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, sondern *Erfahrung*. Der Erfahrungsbegriff ist eine schwer fass- und eingrenzbar Kategorie, denn der Erfahrungsvorrat eines Menschen ist nicht ein- für allemal gegeben, sondern artikuliert sich je nach biographischer Situation immer wieder neu. Bei der Portfolio-Arbeit geschieht nun folgendes: Erlebnisse, die bereits verarbeitet und abgelegt wurden, werden nochmals hervorgeholt, neu betrachtet und ausgelegt, nämlich daraufhin, ob sie als Quelle und Ressource zur Bearbeitung pädagogischer Themen benutzt werden können. Private individuelle Erlebnisse erfahren in diesem Sinn eine Vereinnahmung und Modifikation, sie werden biographisch neu geordnet und gefasst. Einschränkend muss man sagen, dass es explizit um jene Erfahrungen geht, die zeigen, welche persönlichen Problemlagen bereits bewältigt wurden. Zugrunde liegt dabei nicht nur die Idee der Selbstorganisation, sondern auch die Vorstellung einer ständigen Selbstentwicklung, vielleicht – könnte man ergänzen – auch einer Idealisierung der Selbstentwicklung. Indem man einen lebenslangen Prozess anstößt, trägt man dem Umstand Rechnung, dass biographisches Wissen kein festes, sondern ein sich ständig veränderndes Wissen ist.

Im Selbstverständnis und der Sichtweise der Weiterbildungskurse zum Portfolio wird demnach Professionalität eng verknüpft mit dem Erfahrungsbegriff, wobei der Prozess des Lernens als ein Prozess der Erfahrung verstanden wird und zwar bezogen auf die Person in ihrer Gesamtheit. Gerade der Bezug auf individuelle Erfahrungen d.h. die Deutung bzw. Formulierung der eigenen biographischen Erfahrung als Kompetenzen für berufsrelevante Zusammenhänge erzeugt jedoch einen Widerspruch zum Professionskonzept, denn lebensweltliches, alltagspraktisches Wissen ist zu unterscheiden von professionellem Handlungs-Wissen. Professionen verfügen über ein

„spezielles, disziplinär organisiertes, meist in einer langen Ausbildung erworbenes Wissen, mit dem sie die Probleme im Berufsfeld bearbeiten.“, so Herbert Altrichter (2000, 154). In den Weiterbildungskursen zum Portfolio werden jedoch nicht explizierbares Wissen oder methodisch abgesicherte Wissensbestände ins Zentrum gestellt, sondern die Reflexion und Rekonstruktion von individuellen Problembewältigungs-Erfahrungen bzw. vielmehr die Darstellung von daraus abgeleiteten persönlichkeitsbezogenen Kompetenzen. Man könnte so weit gehen zu sagen, dass es darin um personenbezogene und eben gerade nicht um professionsbezogene Selbstbeschreibungen geht, zumindest deutet sich hier eine starke Gewichtung der (Lehrer/in-) Persönlichkeit an. Professionalisierung hingegen meint jedoch gerade ein Wegkommen von einer Orientierung, in deren Mittelpunkt die Person steht, d.h. eine Lehrperson, die in erster Linie aus ihrer Biographie und ihrem Erfahrungsschatz schöpft.

2. Portfolio-Arbeit in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung – Funktionen und Ziele von Selbst-Reflexionen

Welches Ziel verfolgen nun die untersuchten Pädagogischen Hochschulen mit dem Portfolio? In den Beschreibungen der in der Portfolio-Arbeit zu bewältigenden Aufgaben tauchen Formulierungen auf wie „eine Biographie-Landschaft zeichnen“ oder „einen Werbespot von sich machen“. Sie können Hinweise darauf sein, dass es weniger um Selbstthematisierung und Selbstfindung geht als vielmehr um deren expressiven Aspekt, d.h. eine gelungene Selbstdarstellung. Geht es im Portfolio womöglich nur um den performativen Modus des Sich-Darstellens und damit weniger um die Betonung von Individualität als vielmehr darum, sein Selbst zum öffentlichen Gegenstand zu machen, auf sich aufmerksam zu machen und sich gut zu präsentieren?

Selbstdarstellung sieht Michaela Pfadenhauer als ein Wesensmerkmal professionellen Handelns schlechthin, sie begreift Professionalität daher wesentlich als ein Inszenierungsproblem. Wahrnehmbar sei nicht Leistung als solche, sondern immer und prinzipiell nur der Ausdruck, d.h. die Darstellung - man könnte auch sagen Inszenierung - von Leistung. Aus dieser inszenierungstheoretischen Sicht ist Professionalität schlechthin als eine soziale Etikettierung zu begreifen, denn Professionalität ist, wie Pfadenhauer darlegt, eben keine unmittelbar sichtbare Qualität eines Akteurs, sondern ein über Darstellungen rekonstruierbarer Anspruch. Im Anschluss an Odo Marquard (1981) und Ronald Hitzler (1994) lässt sich Professionalität daher wesentlich als Kompetenzdarstellungskompetenz kennzeichnen. „Der Erfolg von Kompetenzdarstellungen hängt davon ab, ob sie erkannt und anerkannt werden. Er hängt nicht davon ab, ob der, der als kompetent dargestellt wird, tatsächlich kompetent ist (...).“ so Pfadenhauer (2003, 116). Portfolio wäre aus dieser Perspektive weniger ein Instrument der Kompetenzdiagnostik und Professionalisierung als vielmehr ein Kompetenz- und damit Professions-Darstellungsinstrument.

Interessant im Zusammenhang mit der Arbeit am Portfolio ist die Tatsache, dass es gemäß Kursleitungen und Mentorinnen und Mentoren beim Portfolio darum gehen soll, sich seiner Kompetenzen, Fähigkeiten und Fertigkeiten bewusst zu werden und letztendlich träges Wissen in verfügbares Handlungswissen umzuwandeln. Um sich im Portfolio seiner Kompetenzen bewusst zu machen, müssen diese auch mitteilbar gemacht werden, d.h. man braucht und benutzt Begriffe und Konstruktionen, um

diese zu explizieren. Damit werden auch Begründungslogiken der Selbstbeschreibungen einer Reflexion unterzogen und für Außenstehende nachvollziehbar gemacht.

2.1 Kompetenzdarstellung

Wie gelingt es nun, im Portfolio Kompetenz glaubhaft darzustellen? Die Aussagen aus einem Gruppeninterview mit Teilnehmenden der Weiterbildungskurse zum Thema Portfolio geben Auskunft darüber, wie sie mit der Aufgabe umgehen, Kompetenzen formulieren zu müssen. Fasst man die Themenkomplexe der Interviewaussagen zusammen, so zeigen sich folgende inhaltlichen Schwerpunkte: der Kurs wird von Teilnehmerinnen und Teilnehmern als nützlich und gewinnbringend gesehen, um System bzw. Ordnung in ihr Leben zu bringen, um Kompetenzen zu formulieren, zu sammeln und zu ordnen und er wird als Anleitung gesehen, sich durch Darstellung - indem man seine Kompetenzen in einem Ordner aufbereitet und zeigt - besser verkaufen zu können. Die Ordnung ist dabei keine zufällige, sondern hat eine Struktur. Es gibt einen Ordner, der bei Kursbeginn käuflich zu erwerben ist und in den man die Ergebnisse der reflexiven Rekonstruktion der eigenen Biographie einordnen kann. Eingeordnet werden neben offiziellen Dokumenten wie Zeugnissen jene Kompetenz-Darstellungen, die man sich während des Kurses erarbeitet. In den Interviews kommt zum Ausdruck, dass das „Kompetenzen im Ordner ablegen“ stark im Vordergrund steht. Das Zu- und Einordnen geht sogar so weit, dass man suchen muss, wo man Kompetenzen versorgt, wie es im folgenden Interviewausschnitt heißt.

Ich weiß eigentlich, was ich kann oder was ich gemacht habe, das hatte ich schon auch im Kopf, aber da konnte ich es nachher am richtigen Ort versorgen. Und letzte Woche ist es mir ganz ähnlich gegangen (...). Wenn denn da diverse äh Sachen kommen, denke ich, ja, das habe ich auch schon gemacht, ah, das habe ich auch schon gemacht. Heute heißt das einfach äh Bewegungspädagogik im Freien [Y lacht] Und für das war es für mich eigentlich noch hilfreich, um einfach gewisse Sachen am richtigen Ort abzulegen. Also auch im Kopf nachher oder, das zuordnen zu können. (Lehrperson, männlich, unterrichtet eine vierte und fünfte Klasse; Gruppeninterview T12)

Eher im Hintergrund scheint die Frage zu stehen, wofür die vorhandenen Fähigkeiten noch nützlich sein könnten. Zudem wirft das Beispiel die Frage auf, ob nicht Altes einfach unter einem neuen Namen abgelegt wird. Es zeigt sich, dass es nicht nur oder in erster Linie um das Bewusstmachen der eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen geht, sondern in der Wahrnehmung der Teilnehmer auch um den Aspekt des Sich Verkaufens. Hier deutet sich auch an, dass der Darstellung durchaus eine besondere Rolle zukommt. Man ist immer noch derselbe, kann sich aber aufgrund der „geordneten“ Darstellung besser zur Geltung bringen. Der Ordner, den man zu Beginn des Kurses käuflich erwirbt und in den man seine Dokumente und Zeugnisse wie auch die erarbeiteten Papiere des Kurses einordnet, steht symbolhaft für das Ordnen des eigenen Lebens.

Eben aber das Bewusstwerden der Kompetenzen oder einmal mit äh dem Portfolio – es ist ja mindestens in dem Ordner drin – auch wenn man es nicht laut sagt, ich kann das und ich kann das und ich kann das – das musste man (...)

zu meinen Anfangsjahren nicht sagen. Das hat man irgendwo gemerkt und gespürt und hat miteinander im Umgang das gehabt. Und heute gibt es einen Haufen Leute, denen muss man sagen, du (...) ich habe... (...) Und wenn man dann das da geordnet hat und da drin oder sich richtig ausdrücken kann mit Hilfe des Portfolios, dann sieht es vielleicht besser aus. Ich weiß nicht, für mich persönlich eigentlich nicht, weil ich bin ja immer noch der Gleiche. Aber ich kann mich besser verkaufen mit dem. (Lehrperson, männlich, unterrichtet eine vierte und fünfte Klasse; Gruppeninterview T12)

Auf die Frage der Interviewerin, was mit dem Portfolio erfasst werden soll, kommt zunächst eine Gegenfrage:

LP1: Theoretisch oder wirklich?

Hier werden zwei Ebenen angesprochen: das, was ist (das, was als wirklich bezeichnet wird) und das, was sein könnte (das theoretisch Gedachte). Im weiteren Verlauf des Interviews wird die getroffene Unterscheidung weiter expliziert:

LP2: Also was es wirklich erfasst, sind einfach die Weiterbildungen und Ausbildungen, die ich gemacht habe, die drin sind und bei denen man auch sieht, ah ja o.k., gut, doch das habe ich jetzt wirklich gemacht (...). Und sonst hat es einfach ja noch so ein paar Sachen drin, bei denen ich mich einmal ein bisschen selber eingeschätzt habe, was ich über mich denke... Aber viel mehr, das wirklich ganz von mir drin ist, hat es glaube ich nicht, °einfach wirklich° das sind Unterlagen.

LP1: Ich würde einmal sagen, es hat zu 90 % Leistungsnachweise drin und höchstens zu 10 % wirklich formulierte Kompetenzen.

Hier wird deutlich, dass beide Personen die Unterscheidung treffen zwischen den Unterlagen und dem, was mit ihnen selbst zu tun hat. Es bleibt somit eine offene Frage, was eine Kompetenz ist, drückt sie sich durch Leistungsnachweise d.h. offizielle Dokumente aus oder in selbst erkannten und formulierten Fähigkeiten, wie im letzten Beispiel angeklungen ist. Das Interview geht wie folgt weiter:

LP2: Also mich dünkte da eben da der Aufwand und der der Ertrag, den man hat, wenn man eine Kompetenz ausformulieren muss, dünkt mich sehr gering. Weil die Sätze, die Formulierung, bis man das so hinbekommt, dass man wirklich sagen kann, doch, das ist jetzt eine Kompetenz, die alle verstehen, was ich darunter meine, dünkt mich sehr hoch und was ich dann davon wirklich habe, dünkt mich dann sehr gering.

Es reicht also nicht Kompetenzen zu haben, man muss sie auch formulieren und damit erst herstellen können, dies ist die Voraussetzung dafür, sie im Ordner versorgen, d.h. ablegen zu können und – dies scheint nicht unwesentlich zu sein - sie müssen von anderen verstanden werden. Dieser soziale Aspekt ist zentral: es reicht nicht, sie für mich alleine zu formulieren, andere müssen verstehen, was ich meine. Hier wird zu-

dem eine Rechnung aufgemacht zwischen Aufwand und Ertrag. Eine Kompetenz herstellen ist eine aufwändige, Energie und Zeit kostende Angelegenheit, dies machen die Interviewaussagen deutlich; gelingt diese Aufgabe, dann erfüllt sie auch mit Stolz und Zufriedenheit.

Ich bin jetzt, werde jetzt dann 55 [lacht] oder das nächste Jahr und dann... Man hat äh wirklich schon sehr, sehr viel erlebt auch und gemacht und (...) das eben so auf den Punkt zu bringen, das ist schon noch eine Schwierigkeit. Ist aber auch noch schön, zu sehen, was ich schon alles gemacht habe. (Lehrperson weiblich, Gruppeninterview T13)

2.2 Professionelles pädagogisches Handeln und Selbstdarstellung

Gegenüber anderen Begriffen wie Qualifikation, Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten betont der Kompetenzbegriff die Funktionalität von Bildungsergebnissen. Kompetenzen sind Voraussetzungen, um bestimmte kontextabhängige Anforderungen zu bewältigen (Weinert 2001), Kompetenzen werden daher immer kontextspezifisch gefasst. Interessanterweise wird in den Weiterbildungskursen die Funktionalisierung der Arbeit am Selbst, die Reflexion von Erfahrungen in verschiedenen Kontexten und die Darstellung diesbezüglicher Erkenntnisgewinne mit Professionalisierung gleichgesetzt.

Will man Professionalität messen und beobachten, so kann man bestenfalls die Ausdrucksformen und Merkmale professionellen Handelns empirisch erfassen. Vergleichbar dem Kompetenzkonstrukt ist Professionalität nur durch ihren performativen Ausdruck sinnvoll erfassbar. Was hier begrifflich als performativer Ausdruck gefasst wird, nennt die Soziologin Michaela Pfadenhauer Selbstdarstellung. Pfadenhauer generalisiert professionelles Handeln (sie zeigt dies anhand der medizinischen Profession) über das von ihr gefundene Muster der Selbstdarstellung. Sie sagt, unabhängig von der Frage, worin im Konkreten die Leistung des Professionellen besteht, sei festzustellen, dass jede Art von Leistung keineswegs für sich spreche, sondern sichtbar gemacht, d.h. dargestellt werden muss, damit sie als solche überhaupt wahrgenommen werden kann. Leistung allein ist in den Augen von Pfadenhauer nicht hinreichend, wenn sie in den Augen relevanter Bezugsgruppen nicht sichtbar (gemacht) wird, d.h. der Professionelle muss ersichtlich machen, dass er Leistung erbringt; daher muss er auch in der Lage sein - dies wird von ihm erwartet - Leistungen adressatenbezogen darzubieten. Professionalität anzeigen, bedeutet demnach glaubhaft seine Kompetenz für etwas darstellen (vgl. Pfadenhauer 2003).

Stefan Hofer macht in seiner Arbeit (Hofer 2004) eine zweifache Unterscheidung: zwischen formal und nicht formal erworbenen Kompetenzen und zwischen fachlichen und nicht fachlichen Kompetenzen. Beide Unterscheidungen werden in der Portfolio-Arbeit der Weiterbildungsangebote an Pädagogischen Hochschulen nicht getroffen, hier werden die Verfasserinnen und Verfasser von Portfoliomappen aufgefordert, gerade dort nach Kompetenzen für ihren beruflichen Alltag zu suchen, wo sie diese gar nicht vermuten würden, nämlich im privaten Erfahrungsbereich. Die eigene Biographie und die persönliche Auseinandersetzung mit sich selbst werden funktionalisiert, indem sie als Referenz für pädagogische Einsichten herangezogen werden. Die enge Verflechtung von beruflichen und privaten Aspekten der Biographie erscheint hier als das zentrale Thema und kann als ein besonderes Merkmal des Lehrerberufs

ausgemacht werden. Herzog und Munz gehen von dieser Besonderheit aus, ihnen zufolge rührt sie daher „dass der Lehrerberuf als Vermittlungsarbeit strukturell so angelegt ist, dass er im Überschneidungsfeld von Öffentlichkeit und Privatem liegt.“ (Herzog, Munz 2010, 84) Die reflektierte Integration privater Erfahrungen sei deshalb für die Erreichung pädagogischer Professionalität grundlegend und „von der Weiterbildung zu unterstützen“ (ebd., 84). Dahinter verbirgt sich ein spezifisches (Menschen-) Bild einer Lehrperson, die sich aktiv und verantwortlich mit ihren unterschiedlichen Lebenswelten, der privaten wie beruflichen, auseinandersetzt und beide zu verbinden weiß.

2.3 Kompetenzzertifizierung

In der Portfolioarbeit der Weiterbildungskurse dient die Selbstausslegung noch eindeutiger als in der Ausbildung dazu, Unsichtbares in die Sichtbarkeit zu überführen, d.h. sich nicht nur als Berufsmensch sondern gerade auch als Person – also möglichst umfassend – in der Gesamtheit zu zeigen: Man weist nach, dass man bereit ist, kontinuierlich, gezielt und dauerhaft „an sich selbst zu arbeiten“. Hier fragt man sich: Wer bin, was kann ich, wohin will ich noch? Die Antworten, die hier gefunden werden, gehen häufig über den Beruf hinaus und sind professionsunabhängig. Hierin liegt wohl auch der Grund, weshalb die Notwendigkeit einer abschließenden offiziellen Zertifizierung, die in den Kursen angeboten wird, von den Teilnehmenden nur bedingt gesehen wird. Dazu ein Beispiel aus einem Gruppengespräch zwischen Teilnehmern eines Weiterbildungskurses:

P1: ... ich mache den Kurs nicht für ein Diplom oder äh eine Auszeichnung, sondern ich habe jetzt das gemacht, was mir etwas bringt ... (Gruppeninterview T12)

P2: Also das Diplom war ja dann eigentlich der Ordner mit allen Inhalten und dann braucht man nicht noch das Papier ... (Gruppeninterview T12)

In der Wahrnehmung der Portfolio-Ersteller steht die Reflexionstätigkeit, die man eigentlich für sich selbst macht, im Widerspruch zu einer Zertifizierung dieser Tätigkeit: Können Zertifikate, die bescheinigen, dass man im Portfolio an sich selbst gearbeitet hat, überhaupt Ausdruck von Professionalität sein?

Bei der Beschäftigung mit den Bedingungen für die Professionalisierung von Lehrpersonen begegnet einem der Kompetenzbegriff immer wieder. Das Verhältnis von Kompetenz und professionellem pädagogischem Handeln beschreiben Fröhlich und Jütte (2004) wie folgt: „Professionelles pädagogisches Handeln zeichnet sich durch „situative Kompetenz“ (...) aus, die ihrerseits stellvertretende Deutung sowie fallbezogene und situationsadäquate Reaktionen erforderlich macht (...). Professionelles Handeln folgt also gerade nicht der Logik der Standardisierung und der Vereinheitlichung wie sie für die Operationsweise einer Organisation charakteristisch ist.“ (Fröhlich/Jütte 2004, 242) Somit ergeben sich zwei unterschiedliche Handlungslogiken: Die Organisation organisiert Ausbildungsgänge und Lernangebote und verlangt von ihren Mitgliedern Handlungsweisen, welche die marktförmige Reproduktion der Organisation sichern. Im vorliegenden Fall gibt die Pädagogische Hochschule den Weiterbildungskursen und den dort ablaufenden Interaktionen Ort und Rahmung

und sie nutzt dabei die Zertifizierung, um das Mandat zu begründen, dass der Professionelle den Laien zum richtigen Handeln anleitet. Von Seiten der Organisation her will (und muss) man Kompetenz durch die Einhaltung „professioneller Standards“ glaubhaft machen. Professionelle Standards dienen nach Baer dazu, Ungewissheiten zu beseitigen (Baer 1986). Die Logik professionellen Handelns bedeutet jedoch, dass das Gelingen des Lehr-Lern-Prozesses nicht gesichert werden kann, weil er gerade situative Kompetenz erfordert. Aus diesem Grund können auf Seiten der Profession Zertifikate kein Garant für Professionalität sein. Diese Einschätzung teilen auch Dewe, Ferchhoff und Radtke: „Die Formulierung und die Institutionalisierung pädagogischer Berufsbilder und ihre Legitimation durch entsprechende Zertifikate stellen keine Garantie für Professionalität dar.“ (Dewe/Ferchhoff/Radtke 1992, 7)²

2.4 (Portfolio-) Schreiben schafft Distanz

Über die Rekonstruktion individueller Sichtweisen können kollektive Selbstbilder der eigenen Professionalität freigelegt werden. Schreiben schafft Distanz, dies gilt auch für das Schreiben bei der Portfolioarbeit. Das Schreiben als eine Tätigkeit reflexiver Praxis ermöglicht es, Nichtgegenwärtiges präsent zu machen, komplexe Sachverhalte, die nicht überblickt werden können, zu ordnen und Sinnbezüge herzustellen. Neben dem Kohärenz-Zwang ist es die Möglichkeit zur Distanznahme, welche die Funktion des reflexiven Schreibens ausmachen. Befragt nach ihren stärksten Erlebnissen aus der Zeit, in der sie sich berufs begleitend intensiv mit dem Portfolio beschäftigten, kam es in einem Gruppeninterview zu einer angeregten Unterhaltung zwischen vier Lehrpersonen. Die Distanznahme zum eigenen beruflichen Handeln kann als ein zentrales Thema in diesem Gespräch ausgemacht werden, diese wird jedoch nicht einheitlich bewertet. Während sie bei einigen Personen als hilfreich und entlastend beschrieben wird,

da ist man oft irgendwie mit vielen Emotionen dabei und hat manchmal dann gar keine Distanz mehr und dann wirklich mal das niederschreiben, diese Probleme oder Situationen, hat mir eine enorme Distanz ermöglicht und dann am Schluss wieder neue Lösungsmöglichkeiten ermöglicht. (Gruppeninterview T15)

löst sie bei einer anderen Lehrperson eher ein unbehagliches Gefühl aus.

Also mich hat das auch erschrocken, wie eigentlich etwas, das ich auf Papier bringe, ja, auch meine Gefühle verändern kann... es ist natürlich positiv, denn man kann sich nicht immer mit den Problemen der Schülerinnen und Schüler konfrontieren und sich mitziehen lassen von diesen Problemen. Aber ich fand das auch erschreckend, dass wenn man dann... ja... wenn man dann als Autor oder als Wissenschaftler auch solche Sachen aufschreibt, dass dann eine so große Distanz zu den Problemen entstehen kann. (Gruppeninterview T15)

2 Während im Rahmen des strukturfunktionalistischen Ansatzes (Ulrich Oevermann) die Handlungslogik professionalisierten Handelns nicht vereinbar ist mit der von Organisationen, wird nach dem interaktionistischen Professionsbegriff die Logik professioneller Handlungspraxis durch die Organisationsrationalität nicht beeinträchtigt, sondern stellt eine spezifische Rahmenbedingung dar.

Hier zeigt sich ein kulturelles Thema – als Charakteristikum des Lehrberufs –, das sich semantisch festmachen lässt: man ist mit vielen *Emotionen* dabei, man ist täglich *konfrontiert* mit den Problemen der Schülerinnen und Schüler, von denen man sich *mitziehen* lässt. Person und Berufsrolle scheinen sich kaum trennen zu lassen, man steckt als Person im Beruf sozusagen drin, dies korrespondiert mit den kulturellen Codes aus der Portfolioarbeit wie z.B. „als Person im Portfolio stecken“, „es geht in die Persönlichkeit“ oder der Begriff der „Selbstdeklaration“, mit denen man den Vorgang des Portfolio-Schreibens zusammenfasst.

Die Portfolioarbeit kann in dieser Hinsicht als Medium dienen, die Perspektive zu verändern und letztendlich sogar, Gefühle zu verändern, was jedoch wiederum auch als irritierend wahrgenommen wird. Interessant ist der Vergleich mit wissenschaftlicher Arbeit, die nur möglich ist, wenn genügend Distanz zu den empirischen Daten besteht. Assoziiert wird dieses Vorgehen von der interviewten Lehrperson jedoch mit Kälte und damit, dass Menschlichkeit verloren gehe. Dreeben (zitiert nach Terhart 1991, 41), schrieb in seinem Vorwort zu „The Nature of Teaching“, dass er „die kalte soziologische Perspektive eines außenstehenden Beobachters“ eingenommen habe. Dies korrespondiert mit der Interview-Aussage, dass Schreiben zwar Distanz schaffe, diese jedoch als kalt empfunden wird.

Auf der anderen Seite kann die Portfolioarbeit gerade das Gegenteil bewirken, nämlich, dass man sich so intensiv mit einer Thematik auseinandersetzt, dass man „sich stärker hineinlebt“, wie es eine Lehrperson von sich beschreibt.

Also bei mir war es eher ein bisschen gegenteilig. (...) Also ich habe gemerkt, dass ich mich während dieser Arbeit mit dem Thema oder den Themen, mit denen ich mich beschäftigt habe, viel stärker hinein gelebt habe und das manchmal auch zu einem Problem gemacht habe (...). (Gruppeninterview T15)

In diesem Fall bewirkt die Portfolioarbeit, dass bereits vergessenes Geglauhtes wieder ans Tageslicht kommt oder dass Dinge durch das Schreiben erst zum Problem gemacht werden.

2.5 Das (pädagogische) Selbst und seine Be-Schreibung

Das Selbst steht im Zentrum der Portfolio-Weiterbildungskurse, dies legen auch die semantischen Felder nahe. Hier lassen sich drei Bereiche identifizieren: zunächst die Bezeichnungen, die Selbst enthalten (Selbstbewusstsein, Selbstdarstellung, Selbstdeklaration, Selbstoffenbarung, Selbstreflexion, Selbststeuerung, Selbststudium, selbstverantwortliche Arbeit, Selbstwahrnehmung, etc.). Ein weiterer Beschreibungsbereich enthält die Vorsilbe eigen (Eigeneinschätzung, eigener Aufgabenbereich, eigener Weg, eigenes Handeln, Eigenreflexion, Eigenverantwortung, etc.) und schließlich der dritte Bereich, hier stecken Person und persönlich drin (als Person im Portfolio stecken, es geht in die Persönlichkeit, persönliche Einschätzung, persönliche Entwicklung, persönliche Kompetenzen, persönliche Rückmeldung, persönliche Standortbestimmung, persönliches Dokument, persönliches Interesse, persönliches Kompetenzmanagement, etc.).

Es soll hier im Weiteren jedoch nicht um die Semantik des Selbstbegriffs gehen, sondern vielmehr der Versuch einer Differenzierung unternommen werden, was dieses Selbst ist, das im Portfolio dargestellt werden soll. Ausgangslage der Portfolioar-

beit ist also ein Begriff äußerster Subjektivität, das Selbst, mit der Zielorientierung des Lernens. Mitangegprochen ist in diesem Selbst(-konzept) eine biographische Perspektive: „Wie ich als Pädagoge geworden bin, ist nicht ablösbar davon, wie ich geworden bin.“, so formuliert es Hartmut von Hentig (1985, 69). Die Biographie wirkt wie ein verborgener Text in die pädagogische Theoriebildung und den pädagogischen Alltag hinein, beide sind wechselseitig aufeinander bezogen. Dieses wechselseitige Verhältnis ist gekennzeichnet durch die Differenz von bewusst und unbewusst.

Ziel der Portfolioarbeit ist laut Kursanbietern, sich seine eigenen Kompetenzen *bewusst* zu machen, in dem man u.a. seine Biographie aufarbeitet. Die Analyse bezieht sich in den Weiterbildungskursen in erster Linie auf die Person und erst nachgeordnet auf schulische, unterrichtliche oder andere berufliche Perspektiven. Widerstände gegen diese *Selbstaufarbeitung* oder *Selbstaufbereitung* können nur selten beobachtet werden, auch wenn Anwender immer wieder Gefühle der Verunsicherung beschreiben, die mit dieser Arbeit für sie verbunden war.

Alheit arbeitet mit dem Begriff der Biografizität und beschreibt damit die Chance und den Zwang, das Leben selbst zu gestalten. Die Möglichkeit sich biografisch zu artikulieren, ist seiner Meinung nach in der Postmoderne inflationär geworden. „Über sich zu reden oder zu schreiben, vor sich und anderen sein Innerstes preiszugeben, seine Schuld zu gestehen, sich öffentlich zu schämen, sein Leben privat oder sogar vor einem Millionenpublikum zu erbaulichen oder unterhaltsamen, therapeutischen, juristischen, religiösen oder ästhetischen Zwecken darzustellen, gehört zum aktuellen Medien-Alltag.“ (Alheit 2011,7). Auch im Portfolio werden persönliche Erfahrungen, Begebenheiten und Pläne, d.h. eine Fülle von auf das Privatleben bezogenen Informationen preisgegeben, die Kursteilnehmerinnen und Teilnehmer stellen Privates freiwillig öffentlich zur Schau. Der Schutz der Privatsphäre war für die von uns interviewten Personen kein Thema, auch wenn für die Erstellerinnen und Ersteller der Portfolios mit der öffentlichen Präsentation Fragen nach der Außenwirkung auftraten.

Stefanie Hartz führt in ihrer Arbeit „Biografizität und Professionalität“ das Konzept der mentalen Mitgliedschaft ein. Sie beschreibt damit, wie organisationale Imperative, dazu zählen u.a. Struktur, Arbeitsorganisation, Leistungsanforderungen, mit den „Imperativen der eigenen Selbstbehauptung verwoben und wie der Differenz zwischen Individuum und Organisation Ausdruck gegeben wird.“ (Hartz 2004, 39) Einer ihrer Befunde ist die Beobachtung, dass Weiterbildung für Betriebsleiter ein wertvolles Instrument „bei der Einschmelzung von Änderungsabsichten in die Aneignungsstrukturen der Mitarbeiter“ (Hartz 2004, 338) darstellt. Die Frage liegt nahe, ob eventuell mit dem Portfolio auch Änderungsabsichten der Organisation verbunden sind und wenn ja, welche dies sein könnten.

Mit dem Begriff der Biografizität bezeichnet Alheit auch den persönlichen Code, mit dem wir uns neue Erfahrungen erschließen. Er bezeichnet diese innere Verarbeitungslogik als Schlüsselqualifikation, als „die Fähigkeit, moderne Wissensbestände an biographische Sinnressourcen anzuschließen und sich mit diesem Wissen neu zu assoziieren“ (Alheit 1995, 292). Alheit zufolge gehört die Sensibilität für das Phänomen Biografizität unserer Erfahrung „heute eigentlich zur pädagogischen Professionalität“ (vgl. Alheit 2011, 6) Die Arbeit am Portfolio, die in den Weiterbildungskursen der Pädagogischen Hochschulen angeboten wird, scheint dies widerzuspiegeln, sofern das Portfolio als Ausdruck pädagogischer Professionalität gelten kann, dieser Punkt wird an späterer Stelle noch diskutiert.

2.6 Portfolio als Biographiegenerator

Die Frage nach dem biographischen Übergewicht in der Portfolioarbeit der Weiterbildung kann in Zusammenhang gebracht werden mit zwei soziologischen Forschungsrichtungen: zum einen die Biographie- und Lebenslaufforschung, zum anderen die Risikoforschung. Bezogen auf die Biographie werden aus einem Pool möglicher biographischer Entscheidungen bestimmte als handlungsrelevant ausgewählt und andere als irrelevant ausgeblendet, d.h. durch einen Selektionsprozess wird biographische Sicherheit (Bonß 1997, 24) erzeugt oder besser simuliert. In soziologischer Konzeption bedeutet Sicherheit stets Erwartungssicherheit (Luhmann 1990, 158ff.), dies meint, dass es wahrscheinlich – also mehr oder weniger sicher – ist, dass ein Ereignis eintritt.

Pädagogisches Handeln nach seinen Charakteristika befragt, ergibt eine Vielzahl und ein Konglomerat von unterschiedlichen Merkmalen, dazu zählen Unsteuerbarkeit, Ungewissheit und Zukunftsoffenheit, weshalb Combe und Kolbe auch von einer „systematische[n] Unsicherheit pädagogischen Handelns“ sprechen. Zum Lehrerhandeln gehört demnach der „routinierte Umgang mit Unsicherheit“ (vgl. Combe/Helsper 2002). Die Ambivalenz von biographisch erzeugter Sicherheit und die mit dem Berufsalltag verbundene Unsicherheit bleiben in den Interviews unausgesprochen. Berufliche Handlungsautonomie und biographische Bedingungskonstellation stehen unverbunden nebeneinander. In den Beschreibungen ihrer Kursangebote vermisst man in den Aussagen der Kursleitenden klare Hinweise auf den Gesamtzusammenhang zwischen Aufbereitung der eigenen Biographie, Präsentation der daraus entwickelten Kompetenzen und beruflichem Alltag. Ziel biographischer Identitätsarbeit ist im Allgemeinen die Konstruktion von Zugehörigkeiten, die klar definierte Zuordnungen erlauben. Bei der Portfolio-Arbeit ist dies im Besonderen auch der Fall: über die Darstellung von Kompetenzen, von denen die Teilnehmer annehmen, das man als gute Lehrerin / guter Lehrer darüber verfügen sollte, beschreiben sie indirekt ihr Bild einer professionellen Berufskultur, in der die Lehrerpersönlichkeit (das Selbst) eine ganz zentrale Stellung einnimmt.

Wenn das Selbst im Zentrum steht und ins Verhältnis gesetzt wird zu beruflichen Handlungsbedingungen, dann – so lässt sich schlussfolgern – markieren Alter, Geschlecht, Familienstand, Wohnsituation, Anzahl und Alter der Kinder, Weiterbildungs- oder Erwerbslosigkeitserfahrungen starke Differenzen, dies erkennen auch die Teilnehmenden der Kurse:

Also ich finde schlussendlich ist ja jeder also jeder eine andere Persönlichkeit und so kann man sagen, hat auch jeder wieder seine anderen Bereiche, die einfach unterschiedlich sind. Gleich ist, dass (...) viele so auf die gleichen Highlights und Schwierigkeiten da im Prozess drin gestoßen sind. Das habe ich habe ich spannend gefunden und das hat einen irgendwie auch bestärkt. Oder auch zu hören von vielleicht älteren Kolleginnen und Kollegen, wie es ihnen gegangen ist und (...) (Gruppeninterview T13)

Ich denke, es kommt schon auch noch auf die Lebenssituation drauf an, in der man drin ist. (...) für alle war es ein Prozess und der Ordner ist ein Arbeitsinstrument für mich jetzt. Also ich kann jetzt nicht sagen, so, jetzt haben wir den

Kurs abgeschlossen, fertig, und ... Eben haben ja jetzt viele gesagt, oder, dass man es braucht, um weiterzufahren. (Gruppeninterview T13)

Das Weiterfahren verweist darauf, dass mit dem Portfolio eine Lebensaufgabe angestoßen wird oder werden soll, die darin besteht, weiter dran zu bleiben am „Kompetenzen sammeln“ und mit diesen den Ordner immer weiter zu füllen.

Der Soziologe Alois Hahn hat Foucaults *Techniken des Selbst* durch den Begriff der Biographiegeneratoren ergänzt. Er fasst mit dem Begriff Institutionen und Praktiken, die Menschen dazu veranlassen, über ihr Leben nachzudenken und biographisch geordnet darüber Auskunft zu geben. Unter den Biographiegeneratoren nimmt die Beichte einen prominenten Platz ein. In der Beichte dienen die Selbstauskunft und das Bekenntnis dazu, nicht nur eigene Verfehlungen und Schuld einzugestehen, sondern auch Belastendes loszuwerden, sich durch die wahrheitsgemäße Äußerung Entlastung zu verschaffen. Der Priester kann zuhören wie ein Therapeut, vom Glauben her Impulse und Ratschläge geben und für den Beichtenden beten. In der Gesamtheit kann dies ein Gefühl der Erleichterung zur Folge haben – erreicht durch das Erzählen, aber auch durch die Lossprechung, die am Ende jeder Beichte steht. Das Erzählen geschieht immer in dem Vertrauen darauf, dass das Geäußerte dem Beichtgeheimnis unterliegt. Beim Portfolio ist das Gegenteil der Fall, hier macht man – dies gilt für die Weiterbildung ganz besonders – die Privatsphäre öffentlich zugänglich, sie wird als beruflich nützlich deklariert.

Ziel der religiösen Beichte ist die Selbsterkenntnis, die zu einer inneren Veränderung im Sinne einer Selbstverbesserung und zukünftigen Selbstkontrolle führen soll. Die Heilung und Vergebung werden in der Reflexion und Reue gesucht, die wahr und echt zu sein haben; Grundvoraussetzung ist die schonungslose Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Auch die Portfolioarbeit hat zum Ziel, über sich selbst (und das eigene Lernen) nachzudenken, sich und sein Handeln zu beobachten und das eigene Leben/Lernen kontinuierlich zu thematisieren. Wie bei der Beichte geht es darum, die bei der Selbstbeobachtung und Reflexion gewonnenen Erkenntnisse anderen gegenüber mitzuteilen d.h. um die Selbstdarstellung in einem Text (Geschichte/Erzählung) über sich selbst.

„Die klassischen Institutionen der Selbstthematisierung - Beichte, Psychoanalyse und Interview - hatten sich als aus dem Alltag herausgehobene Formen entwickelt, in denen die Selbstthematisierung unter Anleitung von Experten oder zumindest mit professioneller Teilnahme geschieht.“ (Burkart 2006, 13) Beim Portfolio leiten Vertreterinnen und Vertreter der Pädagogischen Hochschulen dazu an, das Leben in einer ganz bestimmten Art und Weise anzusehen und zu reflektieren. Biographie wird dabei unter einem entwicklungspsychologischen Ansatz betrachtet und als Folge von Herausforderungen durch (kritische) Lebensereignisse und deren Bewältigung gesehen. Die Portfolio-Akteure und Akteurinnen werden dazu angeleitet ihre biographischen Erfahrungen unter dem Aspekt zu betrachten, wie sie diese für berufliche Zwecke „verwerten“ können. In diesem Sinne wird auch das Portfolio zum Biographiegenerator im Sinne Hahns. Lehrpersonen werden dazu angehalten, die Verarbeitung persönlicher Lebenssituationen als Basis zur Bewältigung beruflicher Herausforderungen anzusehen. Die autobiographische Reflexion dient in diesem Sinne als Objekt einer Lerngeschichte für pädagogisches Denken und Handeln.

3. Pädagogisches Handeln, Subjektivierung von Arbeit und die Kultur der Selbstthematisierung – zusammenfassende Überlegungen

Anhand der Portfolio-Arbeit in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung wurde bisher diskutiert, inwiefern Biographie in einem konkreten institutionellen Kontext funktionalisiert wird und mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, die Arbeit am Selbst gleichzusetzen mit der Arbeit am Beruf. Es zeigten sich inhaltliche Schwerpunkte, die z.B. um das Thema kreisten, ob Kompetenzdarstellung gleichgesetzt werden darf bzw. kann mit Selbstdarstellung. Es sollte deutlich geworden sein, dass mit dem Portfolio ganz unterschiedliche Funktionen und Ziele verbunden sind (Reflexion, Dokumentation, Steuerung), die z.T. unvereinbar nebeneinanderstehen. Abschließend sollen noch einige Überlegungen angeführt werden, die versuchen, die diagnostizierte Dominanz der Person bei der Portfolio-Arbeit einzuordnen.

Subjektivierung von Arbeit – die Person als Restgröße

Die pädagogische Tätigkeit umfasst und erfordert die ganze Person, dennoch entzieht sich gerade die Persönlichkeit einer methodisch-reflexiven Kontrolle; das Persönliche blieb bisher als eine nicht weiter explizierbare Restgröße stehen; demgegenüber setzt das Portfolio an der Person, ihrer Biographie, d.h. letztendlich an der „Personalen Kompetenz“ an. Sie rangiert in der Weiterbildung deutlich über einer Fach- oder Methodenkompetenz. Die starke Orientierung an der Person korrespondiert mit Veränderungen in der Arbeitswelt, die unter dem Begriff der Entgrenzung von Arbeit zusammengefasst werden. Beschrieben wird damit die Beziehung bzw. die Grenzziehung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit (oder dem außerberuflichen Leben), die sich aufgelöst hat. Zu beobachten ist der zunehmende Rückgriff auf subjektive Prozesse, weshalb dieser Entgrenzungsprozess auch als Subjektivierung von Arbeit beschrieben wird (Moldaschl/Voss 2002).

Der Begriff der Subjektivierung verweist schon darauf, dass Subjekte nicht als feste Entitäten zu betrachten sind, sondern sich in einem stetigen Prozess permanent transformieren. In der Portfolio-Arbeit wird jedoch eine Selbst-Beschreibung erwartet, in der sich Lehrpersonen als souveräne handlungsfähige Subjekte entwerfen. Ein Beispiel dafür ist die Aufgabe, für ihre private wie berufliche Zukunft einen Aktionsplan zu entwerfen. Hier zeigt sich, dass die Weiterbildungskurse keine Orte zur Problematisierung pädagogischen Denkens sind, sondern zur Entwerfung einer kohärenten Lehrpersönlichkeit. Zu fragen ist, in welchen Kontext die Idee der Portfolioarbeit, deren Gestaltung und Gehalt den Erstellerinnen und Erstellern selbst überlassen wird, eingebettet ist.

Eine Tendenz ist sicherlich ein Bedeutungsanstieg von Intimität im Zusammenhang mit der Idee der Selbstverwirklichung, ein anderer ein Zuwachs von Handlungsautonomie bzw. Selbstbestimmung durch Freisetzungsprozesse. Die genannten Facetten lassen sich als Dimensionen von Individualisierung fassen. Die erhöhte individuelle Autonomie zeigt sich z.B. im Bildungsbereich durch die Verantwortlichkeit für die eigene Lerngeschichte/-biographie. „Freisetzung und Distinktion ziehen verstärkt Reflexivität nach sich, die Selbstwahrnehmung der Individuen als Subjekte wird intensiviert. Das ‚Selbst‘ und die Identität werden zum Thema.“ (Burkart 2006, 10) Das Portfolio kann als Beispiel für die enge Verknüpfung von Autonomie und Reflexion gelten: Es soll die Reflexionsfähigkeit angehender und praktizierender Lehrpersonen

zum Ausdruck bringen, ebenso wie ihre Bereitschaft, ein Leben lang an sich und ihrer beruflichen Entwicklung zu arbeiten.

Beschreibung des Unsichtbaren

Im Zusammenhang mit dem Lehrberuf gibt Terhart zu bedenken, wir würden über zu wenige Untersuchungen verfügen, „die die subjektive Welt von Lehrern erkunden“ (Terhart 1991, 41). Terhart spricht von der Beschreibung des Unsichtbaren (ebd., 43), gerade wenn man daran denkt, das praktische Wissen von Lehrpersonen zu beschreiben. Häufig wüssten Menschen, wie man etwas macht, seien aber nicht in der Lage, dieses Wissen zu explizieren. Bei Lehrpersonen komme hinzu, dass das praktische Wissen häufig auch implizit ist. Würde man Lehrpersonen zwingen, dieses implizite Wissen (*tacit knowledge*) zu beschreiben, so ginge eine authentische Eigenperspektive verloren (Terhart 1991). Das Reden und Schreiben bei der Portfolioarbeit hat zumindest den Anschein von Authentizität. Inwiefern allerdings auch dort ein Bild von sich entworfen wird, in dem man sich als Lehrperson gut präsentiert, bleibt offen. Dass der Portfolio-Ordner durchaus ein Instrument für die Karriere-Entwicklung darstellt, dessen sind sich wohl die meisten Lehrpersonen bewusst.

Portfolio als Akt der Unterwerfung und Mittel der Kontrolle

Wir sind bereit, immer größere Bereiche unseres Lebens einer förmlichen Schulung zu unterwerfen, weil wir dem Leben als Ganzes eine Form geben wollen, meint Richard Sennett (Sennett 1985, 110). Eine Bedingung der Subjektwerdung ist - folgt man den Ansätzen von Michel Foucault und Judith Butler - das Prinzip der Unterwerfung, die sich wiederum auf das Prinzip der Kontrolle bezieht, durch das ein Subjekt in seiner Identität geformt wird. Laut Butler beruht die Formierung des Subjekts auf Unterordnung wie auf Anerkennung durch andere (Butler 2001). Die Selbstdarstellung im Portfolio könnte man entlang dieser Argumentation als einen Unterwerfungsakt deuten, der das Ziel verfolgt, institutionelle Zugehörigkeit zu produzieren oder zu aktivieren. Demzufolge würde es nicht um eine reine Selbstdarstellung gehen, sondern um eine Strategie der Selbstoffenbarung, welche die Funktion erfüllt, Zugehörigkeit durch Unterwerfung festzuschreiben und zu konstituieren.

Kulturelle Muster der Selbstthematisierung

Alois Hahn zufolge ist Selbstreflexion in differenzierter Weise nur möglich, wenn kulturelle Muster der Selbstthematisierung und Selbstzuschreibung verfügbar sind, die institutionell abgesichert sein müssen. (Hahn 1982). „Wenn das Ich über sich selbst nachdenkt, dann tut es dies nicht einfach aus sich selbst heraus (Hahn 1987,18). Die Kultur stellt ihm Mittel und Techniken dafür zur Verfügung (...).“ (Burkart 2006, 10) Das Portfolio legt nahe, dass die Selbstthematisierung, die Innenorientierung in der Außendarstellung, zu einem normativen Ideal wurde, dem sich nur wenige entziehen können. Dies erklärt eventuell den Zuspruch, mit dem man den Selbstdarstellungsaufforderungen in den Weiterbildungskursen nachkommt. Es scheint sich bereits eine Kultur der Selbstthematisierung und Selbstdarstellung etabliert zu haben.

„Berufliche Selbstbeschreibungen sind ein Teil der professionsinternen Selbstvergewisserung wie auch der öffentlichen Selbstpräsentation einer Berufskultur.“ (Nittel 2002,137). Die Selbstauflegung im Portfolio könnte man in diesem Sinne nicht nur

als Nachweis von Qualifikation, sondern auch als Beschreibung der eigenen Berufskultur ansehen. Der Begriff der Berufskultur bezeichnet nach Ewalt Terhart „die für einen bestimmten Beruf bzw. ein Berufsfeld typischen Wahrnehmungsweisen, Kommunikationsformen und langfristigen Persönlichkeitsprägungen derjenigen Personen, die in diesem Beruf arbeiten.“ (Terhart 1996, 452) Terhart zufolge ist die Berufskultur der Lehrerschaft „flüchtig, entzieht sich der Beobachterperspektive, kann zum Teil von den Teilnehmern nur bedingt expliziert werden.“ (ebd., 453) Betreffend Portfolio kann man sagen: Man kommt über das Portfolio ins Gespräch über das eigene berufliche Handeln und Wissen. Das Portfolio dient in diesem Sinne als eine Art Zugang zur Welt der Berufskolleginnen und Kollegen, als ein Verständigungsprozess über die eigene Profession und über die Person, die man sein sollte, wenn man diesen Beruf ausübt.

LITERATUR

- Alheit, Peter (1990): Biographizität als Projekt. Der „biographische Ansatz“ in der Erwachsenenbildung, Universität Bremen.
- Alheit, Peter (1995): „Biographizität“ als Lernpotential. Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen. 276-307.
- Alheit, Peter (2011): „Biografizität“ als Schlüsselkompetenz in der Moderne. (http://www.abl.uni-goettingen.de/aktuell/Alheit_Biographizitaet_Schluessel_Flensburg-2006.pdf.)
- Alheit, Peter und Erika M. Hoerning (1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt a.M., New York.
- Altrichter, Herbert (2000): Interaktion und Professionalität. In: Johannes Bastian, Werner Helsper, Sabine Reh und Carla Schelle (Hg.): Professionalisierung im Lehrerberuf, Opladen. 145-166.
- Baacke, Dieter und Theodor Schulze (1993): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens, Weinheim, München.
- Baer, William C. (1986): Expertise and Professional Standards. In: *Work and Occupations* 13 (1986), 532-552.
- Böhm, Winfried (1997): Entwürfe zu einer Pädagogik der Person. Gesammelte Aufsätze, Bad Heilbrunn.
- Bonß, Wolfgang (1995): Vom Risiko. Unsicherheit und Ungewissheit in der Moderne, Hamburg.
- Bonß, Wolfgang (1997): Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit. In: Eberhard Lipfert, Andreas Prüfert und Günther Wachtler (Hg.): Sicherheit in der unsicheren Gesellschaft, Opladen, 21-41.
- Brüggen, Susanne, Achim Brosziewski und Kathrin Keller (2009): Portfolio als Medium der Selbststeuerung. In: *Journal für Lehrerinnen- und Lehrerbildung*, 9 (2), 16-23.
- Brosziewski, Achim, Michaela Heid und Kathrin Keller (2011): Portfolioarbeit als Reflexionsmedium der Lehrerinnen- und Lehrerbildung – Befunde einer qualitativen Studie und eine reflexionstheoretische Verortung. Forschungsbericht Nr. 11. Kreuzlingen: Pädagogische Hochschule Thurgau.
- Burkart, Günter (Hg.) (2006): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M. (Original 1997: *The Psychic Life of Power. Theories in Subjection*. Stanford University Press)
- Combe, Arno und Werner Helsper (2002): Pädagogische Professionalität: Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt a.M.

- Dewe, Bernd, Wilfried Ferchoff und Frank Olaf Radtke (1992): *Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern*, Opladen.
- Fröhlich, Werner und Wolfgang Jütte (Hg.) (2004): *Qualitätsentwicklung in der postgradualen Weiterbildung. Internationale Entwicklungen und Perspektiven*. Münster.
- Foucault, Michel (1993): *Technologien des Selbst*. In: ders. et al.: *Technologien des Selbst*, hrsg. von Luther H. Martin, Huck Gutman u. Patrick H. Hutton, aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff, Frankfurt a.M., 24-62
- Glaser, Barney und Anselm L. Strauss (1998): *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Bern. Original (1967): *The discovery of grounded theory*.
- Häcker, Thomas (2006): *Portfolio: ein Entwicklungsinstrument für selbstbestimmtes Lernen. Eine explorative Studie zur Arbeit mit Portfolios in der Sekundarstufe I. Schul- und Unterrichtsforschung, Bd.3*, hrsg. von Hans-Ulrich Grunder und Thorsten Bohl. Baltmannsweiler.
- Hahn, Alois (1982): *Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34/1982, 408-434.
- Hahn, Alois und Volker Kapp (Hg.) (1987): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis*, Frankfurt a.M.
- Hartz, Stefanie (2004): *Biographizität und Professionalität. Eine Fallstudie zur Bedeutung von Aneignungsprozessen in organisatorischen Modernisierungsstrategien*, Wiesbaden.
- Helsper, Werner (2001): *Praxis und Reflexion*. In *Journal für Lehrerinnenbildung*, Heft 3, 2001, 7-15.
- Hentig, Hartmut von (1985): *Aufgeräumte Erfahrung. Texte zur eigenen Person*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien.
- Herzog, Silvio und Andrea Munz (2010): *Entwicklungsprozesse von Lehrpersonen begleiten. Ein Rahmenkonzept biografischer Weiterbildung*. In: Florian Müller et al. (Hg.): *Lehrerinnen und Lehrer lernen. Konzepte und Befunde zur Lehrerfortbildung*, Münster, 73-87.
- Hitzler, Ronald (1994): *Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch - zur Einleitung*. In: Ronald Hitzler, Anne Honer und Christoph Maeder (Hg.): *Expertenwissen*, Opladen, 13-30.
- Hofer, Stefan (2004): *Internationale Kompetenzzertifizierung. Vergleichende Analysen und Rückschlüsse für ein deutsches System*, Münster.
- Kalisch, Eleonore (2007): *Aspekte einer Begriffs- und Problemgeschichte von Authentizität und Darstellung*. In: Erika Fischer-Lichte u.a. (Hg.): *Inszenierung von Authentizität*. Tübingen und Basel, 31-44.
- Knoblauch, Hubert (1991): *Die Verflüchtigung der Religion ins Religiöse. Thomas Luckmanns unsichtbare Religion*. In: Thomas Luckmann: *Die unsichtbare Religion*. Vorwort, 7-41. Frankfurt a.M.
- Kraft, Volker (2009): *Pädagogisches Selbstbewusstsein. Studien zum Konzept des Pädagogischen Selbst*, Paderborn, München, Wien, Zürich.
- Kraul, Magret und Winfried Marotzki (Hg.) (2002): *Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*, Opladen.
- Kraus, Wolfgang (1996): *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*, Pfaffenweiler.
- Luckmann, Thomas (1991): *Die unsichtbare Religion*, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (1990): *Risiko und Gefahr*. In *Soziologische Aufklärung* 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen, 131-169.
- Marquard, Odo (1981): *Abschied vom Prinzipiellen: Philosophische Studien*, Stuttgart.
- Moldaschl, Manfred und Günter G. Voss (Hg.) (2002): *Subjektivierung von Arbeit*. München, Mering.
- Nittel, Dieter (Hg.) (2000): *Von der Mission zur Profession? Stand und Perspektiven der Verberuflichung der Erwachsenenbildung*, Bielefeld.

- Nittel, Dieter (2002): Berufliche Selbstbeschreibung im Medium von Praxisberichten. In: Hessische Blätter für Volksbildung. Heft 2/2002, 137 – 153.
- Paulson, F. Leon, Pearl R. Paulson und Carol A. Meyer (1991): What makes a portfolio a portfolio? Eight thoughtful guidelines will help educators encourage self-directed learning. In: Educational Leadership, 48, Heft 5, 60-63.
- Pfadenhauer, Michaela (2003): Professionalität. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion institutionalisierter Kompetenzdarstellungskompetenz, Opladen.
- Reh, Sabine (2004): Die Produktion von Bekenntnissen: Biographisierung als Professionalisierung. Zu Interpretationsmustern der Lehrerinnenforschung. In: Ludwig A. Pongratz u.a. (Hg.): Nach Foucault. Diskurs- und machtanalytische Perspektiven der Pädagogik, Wiesbaden. 176-194.
- Seitter, Wolfgang (1999): Zwischen Dozieren und Disponieren. Aspekte einer Professionalisierungsgeschichte von Erwachsenenbildung. In: Hans Jürgen Apel, Klaus-Peter Horn, Peter Lundgreen und Uwe Sandfuchs (Hg.): Professionalisierung pädagogischer Berufe im historischen Prozess, Bad Heilbrunn/Obb., 383-407.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch: die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin. (Original 1985: The fall of public man)
- Streckeisen, Ursula, Denis Hänzi und Andrea Hungerbühler (2007): Fördern und Auslesen: Deutungsmuster von Lehrpersonen zu einem beruflichen Dilemma, Wiesbaden.
- Terhart, Ewald (Hg.) (1991): Unterrichten als Beruf. Neuere amerikanische und englische Arbeiten zur Berufskultur und Berufsbiographie von Lehrern und Lehrerinnen, Köln, Wien.
- Terhart, Ewald (1996): Berufskultur und professionelles Handeln bei Lehrern. In: Arno Combe und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität: Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt a.M., 448-471.
- Weinert, Franz Emanuel (2001): Vergleichende Leistungsmessung in Schulen – eine umstrittene Selbstverständlichkeit, in: Franz Emanuel Weinert (Hg.): Leistungsmessungen in Schulen, Weinheim, Basel, 17-31
- Wimmer, Michael (1996): Zerfall des Allgemeinen – Wiederkehr des Singulären. In: Arno Combe und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. 1996, Frankfurt a.M., 404-447.

Liebe oder böse Schwiegermutter?

Eine empirische Analyse von Schwiegermuttertypen
aus Perspektive von Schwiegertöchtern¹

Andrea Kettenbach

1. Einleitung

Das negative Klischee der bösen Schwiegermutter findet sich vielfach in Witzen, Märchen, Sagen und Sprichwörtern wieder. So hatte die Rolle der Schwiegermutter im Volksmund immer schon einen bitteren Beigeschmack. „Die Schwieger liebt nicht die Schnur“ (Schnur: Schwiegertochter) heißt ein deutsches Sprichwort (Wagner 1867, 473). Während Franzosen ihre Schwiegermutter charmant „schöne Mutter“ (*belle mère*) nennen und die Engländer und Amerikaner nüchtern lediglich die juristische Verwandtschaft hervorheben (*mother-in-law*), ist der deutsche Ursprung des Begriffs „Schwieger“ unklarer. In früheren Zeiten wurde die Mutter des Ehemannes nur als „Schwieger“ – althochdeutsche *swiger* und mittelhochdeutsch *swigar* (Schweizer 2002) – bezeichnet. Vermutlich liegt der schlechte Ruf der Schwiegermutter in der Sozialgeschichte begründet. Mit dem Zeitpunkt der Eheschließung wechselte die Frau in die Familie des Mannes über. Sie nahm seinen Namen an und lebte im Haushalt der Schwiegereltern. Da die meisten jungen Frauen früher keine Ausbildung hatten, war die Schwiegermutter ihre Lehrmeisterin. Sie gab ihre Erfahrungen an die Schwiegertochter weiter, übertrug ihr Aufgaben und war als uneingeschränkte Hausherrin eine Respektsperson, die unbedingten Gehorsam erwartete.

Man könnte nun argumentieren, dass dieses Klischee auf traditionellen Wohn- und Besitzverhältnissen beruht und in der heutigen Gesellschaft veraltet und längst überholt ist. Schaut man sich jedoch Artikel in Frauenzeitschriften oder Berichte in Ratgebern und Internetforen an, so scheint das Thema Schwiegermutter eine große Aktualität zu besitzen. Schwiegertöchter berichten von schwierigen bis feindseligen Beziehungen zu ihrer Schwiegermutter und veranschaulichen ein durch negative Assoziationen geprägtes Bild der Schwiegertochter-Schwiegermutter-Beziehung. Auf der anderen Seite zeigen repräsentative Umfragen in Publikumszeitschriften, dass die Beurteilungen von Schwiegermüttern durch ihre Schwiegertöchter besser sind, als ihr schlechter Ruf vermuten lässt. Mehrheitlich kommen die Umfragen zu dem Ergebnis, dass mindestens zwei Drittel der Schwiegertöchter ein gutes bis sehr gutes Verhältnis zu ihren Schwiegermüttern haben. Diese Ergebnisse widersprechen dem Klischee der „bösen Schwiegermutter“. Das Thema besitzt hohe Popularität in der breiten Öffent-

¹ Der Artikel beruht auf der Dissertation der Autorin an der Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften der FernUniversität in Hagen, Lehrgebiet Psychologie des Erwachsenenalters (Kettenbach, 2010).

lichkeit, auch weil in Deutschland laut Statistischem Bundesamt (2009) über 80 % der erwachsenen Frauen eine Schwiegermutter haben bzw. hatten. Interessant ist vor diesem Hintergrund, dass die Thematik der „Schwiegertochter-Schwiegermutter-Beziehung“ aus wissenschaftlicher Sicht bisher kaum untersucht wurde.

Die besondere Situation der Schwiegertöchter und das in Zeitschriften, Büchern und im Internet vorgefundene Laienwissen zum Thema Schwiegermutter bildeten den thematischen Ausgangspunkt der psychologischen Forschungsarbeit (Kettenbach 2010). Das spezielle Forschungsinteresse der hier vorgestellten Interviewstudie galt der Untersuchung der sozialen Beziehung zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern sowie den Vorstellungsbildern zum Thema Schwiegermutter aus der Sicht der Schwiegertöchter. Der empirische Schwerpunkt lag in der Analyse der subjektiven Perspektive von Schwiegertöchtern auf die Beziehung zu ihren Schwiegermüttern. Nach einer Analyse von allgemein vorherrschenden Meinungen zum Thema Schwiegermutter, wie sie in Zeitschriften, Büchern und im Internet vorzufinden sind, wurden eine Vor- und eine Hauptuntersuchung durchgeführt. In der Voruntersuchung wurden soziale und individuelle Repräsentationen zum Stichwort Schwiegermutter in einer kleinen Stichprobe von Frauen und Männern erhoben, die zur Entwicklung eines Q-Samples dienten. Mit Hilfe dieses Samples wurde in der Hauptuntersuchung bei 34 Schwiegertöchtern auf Basis einer Q-Analyse eine „Schwiegermutter-Typologie“ erstellt, die mit Interviewdaten weiter angereichert und inhaltlich spezifiziert wurde. Weiterhin dienten durch Skalen und Kurzfragebögen erhobene quantitative Daten zur zusätzlichen Überprüfung der qualitativen Daten. Als zentrales Ergebnis dieses Vorgehens wurde – neben der Analyse der Besonderheiten der Beziehung der beiden Frauen – eine empirisch begründete Typologie ermittelt.

2. Ausgangslage: Thema Schwiegermütter in Umfragen, Ratgebern und Foren

Das Thema Schwiegermütter hat eine sehr große Praxisrelevanz. Anders als in der wissenschaftlichen Literatur wird es beispielsweise in Publikumszeitschriften, Ratgebern und Internetforen häufig thematisiert. Als Grundlage für die Interviewstudie dienten die Ergebnisse aus repräsentativen Umfragen von drei Frauenzeitschriften zum Thema Schwiegermutter. Darüber hinaus wurde das Laienwissen zu diesem Thema in ausgewählten Ratgebern und Web-Foren analysiert.

2.1 Umfrageergebnisse zum Thema Schwiegermütter

Das Hamburger Gewis-Institut führte im Januar 2006 im Auftrag der Zeitschrift „Freundin“ eine repräsentative Umfrage bei 1.024 Frauen zwischen 20 und 60 Jahren durch, die entweder verheiratet waren oder in einer festen Beziehung lebten. Die Ergebnisse zeigen, dass fast zwei Drittel der befragten Frauen ein sehr gutes Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter haben und dass nur 28 % der Schwiegertöchter angeben, dass die Beziehung zu ihrem Partner unter dem schwierigen Verhältnis zu seiner Mutter leidet. Demgegenüber wünschen sich 37 % der Befragten mehr Distanz zu ihrer Schwiegermutter, 23 % haben das Gefühl, dass sich ihre Schwiegermutter eine andere Frau für ihren Partner vorgestellt hat und 21 % fühlen sich von ihrer Schwiegermutter zu sehr in die Pflicht genommen. Außerdem werden Aspekte wie Konkurrenz (12 %) und Einmischung (16 %) angesprochen. Bei Auseinandersetzungen mit der Schwiegermutter erwarten 94 % der Frauen, dass ihr Mann ihnen zur Seite steht.

Zusammenfassend kann somit festgestellt werden, dass sich 65 % der befragten Frauen gut mit ihrer Schwiegermutter verstehen, auch wenn daneben immer noch ein bedeutender Prozentsatz von Frauen übrig bleibt, die weniger Glück gehabt haben.

Auch die Zeitschrift „Journal für die Frau“ kommt zunächst zu dem Ergebnis, dass sich die Mehrheit der Befragten gut mit ihren Schwiegermüttern verstehen. Das Meinungsforschungsinstitut INRA führte im Auftrag der Redaktion im Jahr 2000 eine repräsentative Umfrage bei 1.000 Personen durch, die eine Schwiegermutter haben bzw. hatten. Bei der Analyse der Ergebnisse zeigte sich, dass sowohl Schwiegertöchter als auch Schwiegersöhne mehrheitlich angeben, sehr gut mit ihrer Schwiegermutter auszukommen. Vergleicht man jedoch die beiden Teilstichproben miteinander, so scheinen Frauen im Vergleich zu Männern ein weniger gutes Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter zu haben. Von insgesamt 438 Frauen geben zwar 67 % an, dass sie sich sehr gut mit ihrer Schwiegermutter verstehen, aber daneben wünschen sich immerhin 19 % eine andere Schwiegermutter, und 13 % geben zu, dass sie unter ihrer Schwiegermutter leiden. Betrachtet man neben diesen allgemeinen Aussagen zur Beziehungsqualität weitere Untersuchungsaspekte, so zeigt sich auch hier, dass es Frauen zum Teil schwerer als Männern haben, mit ihren Schwiegermüttern ein gutes Verhältnis aufzubauen. So geben 22 % der Schwiegertöchter an, dass sie sich über unfreundliche Bemerkungen ihrer Schwiegermutter ärgern, und 13 % beklagen, dass sich ihre Schwiegermutter ständig in ihre Angelegenheiten einmischen. Hinsichtlich der Einschätzung der Unterstützungsbereitschaft sind deutlich weniger Frauen als Männer davon überzeugt, dass ihre Schwiegermutter im Notfall einspringen würde. Neben diesen Unterschieden zwischen Frauen und Männern kommen beide Teilstichproben zu dem Ergebnis, dass die räumliche Nähe zur Schwiegermutter nicht zu groß sein darf und dass ihr Partner bei Auseinandersetzungen mit der Schwiegermutter hinter ihnen steht.

Auch eine Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung im Auftrag der Kundenzeitschrift „Apotheken Umschau“ bestätigt die mehrheitlich gute Beziehung zwischen Schwiegertöchtern bzw. -kindern und ihren Schwiegermüttern bzw. -eltern. Im Februar 2002 wurden 1.482 Interviews mit Personen durchgeführt, die zum Zeitpunkt der Untersuchung verheiratet waren oder mit ihrem Partner zusammen lebten und noch eine Schwiegermutter (N = 816) bzw. einen Schwiegervater (N = 666) hatten. Es zeigt sich, dass das Verhältnis der Befragten zu den Schwiegervätern tendenziell besser als zu den Schwiegermüttern ist. Das beste Verhältnis im Durchschnitt geben die Männer zu ihren Schwiegervätern an (sehr gut/gut: 81,1 %; eher/ganz schlecht: 4,7 %). An zweiter Stelle steht das Verhältnis der Frauen zu ihrem Schwiegervater (sehr gut/gut: 78,3 %; eher/ganz schlecht: 6,2 %) und an dritter Stelle das Verhältnis der Männer zu ihrer Schwiegermutter (sehr gut/gut: 77,6 %; eher/ganz schlecht: 6,1 %). Am „schlechtesten“ ist das Verhältnis der Frauen zu ihren Schwiegermüttern (sehr gut/gut: 72,5 %; eher/ganz schlecht: 7,6 %). Dennoch sprechen noch knapp drei Viertel der Schwiegertöchter von einer guten Beziehung.

Zusammenfassend zeigen die Umfrageergebnisse, dass die Beurteilungen der Schwiegermütter durch ihre Schwiegerkinder bzw. -töchter besser sind, als ihr schlechter Ruf vermuten lässt. Mehrheitlich kommen die drei Publikationen zu dem Ergebnis, dass mindestens zwei Drittel der Schwiegertöchter ein gutes bis sehr gutes Verhältnis zu ihren Schwiegermüttern haben. Auf der anderen Seite zeigt sich, dass je nach Fragestellung ein Viertel bis ein Drittel der Schwiegertöchter bzw. -kinder zu

ihren Schwiegermüttern ein schwieriges, angespanntes oder schlechtes Verhältnis haben. Und es deutet vieles darauf hin, dass es neben den vielen guten und unproblematischen Beziehungen zwischen Schwiegertöchtern bzw. -kindern und ihren Schwiegermüttern bzw. -eltern durchaus auch heute noch zu Schwierigkeiten und Spannungen kommt, unter denen besonders die Schwiegertöchter zu leiden haben.

2.2 Das Thema Schwiegermütter in ausgewählten Ratgebern

Die Analyse der Ratgeber und Selbsthilfeliteratur zum Thema Schwiegermütter erfolgte auf Basis von 62 Büchern, die zum Suchbegriff „Schwiegermutter“ im November 2008 beim Online-Buchhändler „Amazon“ gelistet wurden. Neben Romanen und Krimis mit Titeln wie „Schwiegermütter machen dick“ oder „Nur eine tote Schwiegermutter ...“ sowie Geschenk- und Witzbüchern (wie z. B. „60 boshafte Liebenswürdigkeiten für Schwiegermütter“) wurden 26 Ratgeber angeboten. Analysiert wurden schließlich 11 Ratgeber und Selbsthilfebücher, die das Thema Schwiegermutter-Schwiegertochter bereits im Titel fokussierten. Als Grundlage für die Problem- und Fragestellung der Forschungsarbeit wurden die Titel im Hinblick auf drei Leitfragen analysiert: 1. Welches Ziel verfolgt der Autor mit seinem Buch? 2. Auf welcher wissenschaftlichen oder statistischen Basis beruht der Ratgeber? und 3. Welche Ursachen werden für die Schwierigkeiten zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern angenommen bzw. welche Themen stehen im Vordergrund?

Die *Zielsetzung der Ratgeber* lässt sich in die beiden Aspekte Ursachenklärung und Intervention unterteilen. Die Autoren gehen mehrheitlich davon aus, dass es sich um schwierige Beziehungen zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern handelt und dass es spezifische Hintergründe gibt, die dafür verantwortlich sind. Je nach Schwerpunktsetzung des jeweiligen Buchs stehen dabei unterschiedliche Aspekte im Vordergrund wie die Beleuchtung der Beziehung aus der Perspektive der drei Beteiligten, die Klärung der Frage „Wie wird aus einer Mutter eine böse Schwiegermutter?“, die Analyse von Verstrickungen der beteiligten Personen oder die Enttabuisierung und Anerkennung des Problemfalls Schwiegermutter. Bei dem Interventionsziel der Ratgeber gibt es ebenfalls unterschiedliche Herangehensweisen. Hier reichen die Angebote von einfachen und zum Teil praxisbewährten Tipps und Ratschlägen über konkrete, gesprächstherapeutische oder systemische Lösungsansätze bis hin zu Hinweisen auf Kontaktadressen, Beratungsstellen und Selbsthilfegruppen.

Die *Basis der Ratgeber* beruht mehrheitlich auf Gesprächen und Interviews mit Schwiegertöchtern, -müttern oder -söhnen. Die Mehrzahl der Berichte und Erzählungen stammt von Schwiegertöchtern, welche unter einem problematischen Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter leiden. Einige der Autoren beziehen sich auf Aussagen von Psychologen, Soziologen oder Evolutionsforschern. Zudem fließen die eigenen Erfahrungen der Autoren als Schwiegermutter oder Schwiegertochter, die Erkenntnisse aus Briefen, E-Mails, Telefonaten, Seminaren, Selbsthilfegruppen oder Beratungsgesprächen mit ein. Konkrete Angaben zur Erhebung ihrer Informationen gibt es kaum. Diese Ratgeber beruhen mehrheitlich auf den subjektiven Erkenntnissen der Autoren sowie Alltags- und Praxiserfahrungen und sind nach wissenschaftlichen Kriterien nicht ausreichend empirisch abgesichert.

Im Hinblick auf die Klärung der möglichen *Ursachen und Hintergründe* für die problematische Beziehung zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter sowie auf die schwerpunktmäßig behandelten Themen gibt es zum Teil deutliche Unter-

schiede. In den meisten der Ratgeber wird das Verhalten bzw. die Rolle des Mannes/Sohnes als eine wichtige Ursache für mögliche Spannungen und Probleme zwischen den beiden Frauen genannt. So wird beispielsweise ein grundlegendes Problem darin gesehen, dass sich Männer beim Wettstreit der beiden Frauen heraushalten und durch ihr ausweichendes oder uneindeutiges Verhalten einen zu großen Interpretationsspielraum schaffen, der zu Konflikten führen kann, oder dass Männer sehr lange unter den „Fittichen der Mutter“ stehen und von dieser beschützt und „bemuttert“ werden. Nach der Eheschließung kann diese nicht loslassen und mischt sich in das Leben des Sohnes und seiner Partnerin ein. In beiden Fällen wird die Schwiegertochter im Konfliktfall nicht von ihrem Mann vor der Schwiegermutter geschützt oder verteidigt.

Ein anderer, häufig thematisierter Grund für die Schwierigkeiten zwischen der Schwiegertochter und der Mutter ihres Mannes sind die Enkelkinder. Mit der Geburt von Enkeln entsteht eine neue Dynamik in der schwierigen Dreiecksbeziehung. Da heute viele junge Frauen berufstätig sind, gewinnt die Schwiegermutter in ihrer Funktion als babysittende Großmutter auf der einen Seite eine neue Bedeutung. Die Schwiegermutter nutzt die Gelegenheit, an dem Leben der neuen Familie teilzuhaben und ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Dabei bringt sie eigene Vorstellungen mit ein, wie die Kinder erzogen und behütet werden sollen. Auf der anderen Seite hat sich die Machtposition der Schwiegertochter zu ihrem eigenen Vorteil verändert. War die Schwiegermutter früher häufig eine Person, der mit Respekt begegnet werden musste, so hat die Schwiegertochter heute als „Mutter der Enkel“ die Möglichkeit, den Kontakt zu den Enkelkindern zu kontrollieren. Die Schwiegermütter registrieren intuitiv ihre neue, geschwächte Position und halten sich vorerst zurück mit ungebetenen Ratschlägen, oder sie „preschen“ erst recht nach vorne, aus Angst, den Anschluss an ihre Familie zu verlieren. Die Autoren kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass Enkel die Beziehung zwischen Schwiegertöchtern und -müttern entweder entkrampfen oder verkomplizieren können. Die Geburt eines Enkels kann zur Entspannung der Beziehung beitragen, oder sie birgt die Möglichkeit, die Beziehung durch eine übermäßig empfundene Einmischung und eine neue Konkurrenzsituation zu verschlechtern.

Neben dem Mann und den Enkelkindern wird in einigen Ratgebern die veränderte Frauenrolle und der Mythos Mutter bzw. Großmutter als Ursache für Konflikte zwischen den Frauen der beiden unterschiedlichen Generationen genannt. Auf der einen Seite haben „moderne“ Schwiegertöchter, die nicht im Haushalt der Schwiegermutter und unter deren Herrschaft leben, heute wesentlich mehr Freiheiten und Macht, insbesondere im Hinblick auf die Kontaktpflege und die Enkel. Daneben gehören die Schwiegertöchter häufig der neuen Frauengeneration an, die Beruf und Familie vereinen, viele Freunde haben, Hobbys pflegen und nach modernen Ernährungs- und Erziehungsprinzipien leben. Aus diesem Grund fehlt einerseits oft das Verständnis für und der Bedarf an Tipps und Ratschlägen. Andererseits existiert immer noch der Mythos der Mutter und Oma, die unfehlbar, gütig, aufopferungsvoll, selbstlos und warmherzig ist. Entsprechen die Schwiegermütter und Großmütter diesem Bild und den hohen Erwartungen, die damit verknüpft sind, nicht, kommt es ebenfalls zu Konfliktpotential, das die Beziehung belasten kann. Neben diesen Aspekten werden auch die persönliche Situation der Schwiegertochter und der Schwiegermutter sowie die

Werthaltung und der Stil bzw. das Milieu der beiden Familien als mögliche Ursachen für Konflikte und Meinungsverschiedenheit in den Ratgebern thematisiert.

2.3 Web-Foren und Selbsthilfegruppen im Internet

Neben den Ausführungen der Ratgeber wurden persönliche Beiträge von Schwiegertöchtern und -müttern in Web-Foren und Selbsthilfegruppen im Internet analysiert. Bei der Recherche ließen sich drei unterschiedliche thematische Schwerpunkte finden. Zum einen ging es in den Beiträgen in Selbsthilfeforen (z. B. Das Schwiegermutter Forum), Frauenforen (z. B. Mamiweb, Erdbeerlounge, Frauenzimmer) und Familien- bzw. Elternforen (z. B. Forum Familie, Elternforen.com, Schnullerfamilie) vorwiegend um die Mitteilung von negativen Beschreibungen der Schwiegermutter. Dabei berichten die „betroffenen“ Schwiegertöchter über die störenden Verhaltensweisen und Vorkommnisse mit ihrer Schwiegermutter. Nachfolgend werden drei Beiträge exemplarisch aufgezeigt:

- *Das Schwiegermutter Forum:* „Die Mutter von meinem Freund hatte von Anfang an etwas gegen mich ... Sie sagte zu mir, dass es besser ist, dass ich mich von meinem Freund trennen soll, weil es ihm ohne mich besser gehen würde. Ich würde ihm ja sein Leben ohne Ende kaputt machen etc.“
- *Frauenzimmer:* „Ich habe ein richtiges Schwiegermonster. Das Schlimmste ist noch, sie wohnt genau gegenüber!!! Sie tut immer so, als sei alles in Ordnung. Nur wenn ich dann alleine oder mit den Kindern komme, mault sie sofort rum ...“
- *Forum Familie:* „Meine Schwiegermutter mischt sich überall ein, weiß alles besser, lügt viel und redet schlecht über mich! Seit ich rausgefunden habe, dass sie schlecht über mich hinter meinem Rücken redet, will ich meine Tochter nie zu ihr geben.“

Ein zweiter Aspekt, der sich bei der Analyse der ausgewählten Web-Foren zeigt, ist das Ratsuchen oder Ratgeben bei Problemen mit der Schwiegermutter. In Hilfeforen (z. B. Hilferuf.de, Forum Hilfe) oder Online-Ausgaben von Frauenzeitschriften (z. B. Brigitte.de) wenden sich Schwiegertöchter an die anderen Forenteilnehmer, um Ratschläge für die schwierige Beziehung mit Schwiegermüttern zu erhalten oder zu geben.

- *Hilferuf.de:* „Bitte ich brauche ganz dringend ein paar Ratschläge. Ich hab meine Schwiegermutter ja schon gern, aber es wird mir einfach zu viel sie jeden Tag bei uns zu haben und dass sie immer nur an allen etwas auszusetzen hat ...“
- *Forum-Hilfe.de:* „Ich hatte das gleiche Problem mit meiner Schwiegermutter ... das einzige was ist dir raten kann: setze dich durch, lass dir nichts gefallen, bitte sie um eine Aussprache und mache ihr klar, dass sie sich nicht einzumischen hat.“
- *Brigitte.de:* „Ich kann Dir wirklich nur raten, dass Du von Anfang an in beide Richtungen ganz klare Grenzen ziehst! Jetzt ist es das Service, in ein paar Jahren das ‚richtige‘ Babybett ... Und lieber, es knirscht jetzt ein wenig im Gebälk, so es nur um ein Service geht, als später.“

Daneben gibt es auch Großelternforen, in denen sich ratsuchende Großmütter bzw. Schwiegermütter über die Probleme mit ihrer „bösen“ Schwiegertochter austauschen und Rat bei Gleichgesinnten suchen. Und drittens lassen sich auch private Webseiten finden, die sich mit dem Thema Schwiegermutter beschäftigen. Die Homepage einer

verärgerten Schwiegertochter mit dem Pseudonym „Butterblume“ ist beispielsweise ausdrücklich ihrer Schwiegermutter gewidmet, um sich gegen ihre „Lügen, Gerüchte, Verleumdungen und Verletzungen der Privatsphäre“ zu wehren.

Zusammenfassend skizzieren die Beiträge in ausgewählten Web-Foren und Onlinezeitschriften ein mehrheitlich schwieriges Verhältnis zwischen den beiden Frauen. Verglichen mit den Inhalten der Ratgeberbücher stehen auch hier die negativen Beziehungsbeispiele bzw. die Reaktionen der Schwiegertöchter im Vordergrund und untermauern das negative Klischee der „bösen Schwiegermutter“.

3. Fragestellung und methodisches Vorgehen

Die zuvor aufgezeigten Befunde skizzieren zwei unterschiedliche Sichtweisen zum Thema Schwiegermutter. Auf der einen Seite zeigen die Ergebnisse von Zeitschriftenumfragen, dass deutlich mehr als die Hälfte der Schwiegertöchter von einem guten bis sehr guten Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter berichten. Andererseits wird in Ratgebern und Foren vorwiegend das negative Klischee der bösen Schwiegermutter thematisiert, die einen „hässlichen“ Charakter hat und deren Besuche oft als familiäre „Katastrophe“ gefürchtet werden. Somit scheint es zwei Extreme zu geben: die „böse“ Schwiegermutter, die die ärgste Konkurrentin um die Gunst des Mannes ist, und die „liebe“ Schwiegermutter, die Freundin und uneigennützig Lebensberaterin der Schwiegertochter ist. Diese in der Praxis vorgefundene Polarisierung des Themas Schwiegermütter war Ausgangspunkt für eine empirische Überprüfung.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen sollte im Rahmen des Forschungsvorhabens die soziale Beziehung zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern aus Sicht von Schwiegertöchtern untersucht werden. Ein Hauptziel der Untersuchung war die Beschreibung der sozialen Beziehung zwischen Schwiegertöchtern und ihren Schwiegermüttern. Dabei standen zwei Fragen im Vordergrund: (1) Wie beschreiben Schwiegertöchter die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter? (2) Was sagen und denken Schwiegertöchter über ihre Schwiegermütter? Das zweite Ziel der Untersuchung bestand in der Entwicklung einer empirisch begründeten Schwiegermutter-Typologie. Zur Operationalisierung der oben genannten Fragestellungen wurde die Forschungsstudie in eine Vor- und eine Hauptuntersuchung unterteilt.

In der Voruntersuchung wurden vor dem Hintergrund der Erkenntnisse aus der Problemrecherche, wonach das Verhalten des Mannes bzw. Sohnes Einfluss auf die Qualität der Beziehung zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter haben kann, sowohl Frauen als auch Männer zum Thema Schwiegermütter befragt. Als Basis für die Entwicklung des Q-Samples (s.u.) und das weitere Vorgehen wurde eine weitgehend offene mündliche Befragung durchgeführt. Dabei wurden Schwiegertöchtern offene Fragen zu allgemeinen und individuellen Repräsentationen zum Stichwort Schwiegermutter sowie zu problematischen und unproblematischen Situationen mit der Schwiegermutter gestellt. Auf einer 6-stufigen Skala wurde die Beziehungsqualität zwischen der Schwiegertochter und der Schwiegermutter erhoben, und es wurde offen nach den Begründungen für die Bewertung gefragt. Zusätzlich wurden ausgewählte soziodemographische Kontextdaten erhoben. Je nach Gesprächsverlauf wurden individuelle Vermutungen und Hintergründe für im Gespräch aufkommende interessante Themen angesprochen. Bei der Befragung von Männern ging es nicht primär um die Dyade Mann-Schwiegermutter, sondern auch hier sollte die Beziehung

zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern im Vordergrund stehen. Zunächst wurden die Männer zu ihren sozialen und individuellen Repräsentationen zum Thema Schwiegermütter bzw. zu ihrer eigenen Schwiegermutter – der Mutter ihrer Frau – befragt. Im weiteren Verlauf der Befragung sollten die Männer Stellung zu der Beziehung zwischen ihrer Frau und der eigenen Mutter nehmen. Es wurde ebenfalls nach typischen problematischen und unproblematischen Situationen geforscht, die dem Mann zwischen seiner Frau und seiner Mutter einfallen. Analog zur Frauenbefragung sollten die Männer schließlich die Beziehungsqualität zwischen ihrer Frau und der eigenen Mutter einschätzen und begründen. Abschließend wurden ebenfalls soziodemographische Kontextdaten erhoben und zusätzliche interessante Themen angesprochen. Neben allgemeinen Erkenntnissen zu Vorstellungsbildern zum Thema Schwiegermütter und die Unterschiedlichkeit der beiden Beziehungen Schwiegertochter-Schwiegermutter und Schwiegersohn-Schwiegermutter dienen die Ergebnisse der Voruntersuchung vor allem als Grundlage für die Entwicklung einer Statementliste, dem sogenannten Q-Samples, das in der Q-Analyse im Rahmen der Hauptuntersuchung zu Einsatz kam.

Bei der Q-Methode (vgl. Stephenson 1953; Brown 1993 und 1980) handelt es sich um ein Verfahren zur Erhebung subjektiver Einstellungen und Meinungen, dessen Hauptziel in der Bildung von Typen subjektiver Sichtweisen zu einem bestimmten Gegenstandsbereich besteht. Dabei werden typische Meinungsbilder generiert und die sich darin widerspiegelnden Gemeinsamkeiten und Unterschiede der subjektiven Sichtweisen der Individuen aufgedeckt. Laut Stephenson (1953) vergleicht die Q-Methode Individuen anstelle von Variablen oder Tests mit einer inversen Faktorenanalyse. Im Gegensatz zur R-Methodologie, die durch testtheoretische Vorannahmen begründet ist, zeichnet sich die Q-Methodologie durch ein spezifisches Erhebungs- (Q-Sort-Technik) und Auswertungsverfahren (Q-Technik) aus, das Personen mit dem Ziel der Typenbildung miteinander vergleicht. Bei der Durchführung der beiden Techniken hat das Q-Sample eine zentrale Bedeutung. Ein Q-Sample ist die Bezeichnung für ein Set von Karten, auf denen Statements, Wörter oder Bilder stehen, die den Probanden zur Sortierung vorgelegt werden. Die Statements des Q-Samples werden mit Hilfe einer Lege- bzw. Verteilungstechnik, der Q-Sort-Technik, zuvor festgelegten Kategorien zugewiesen. Es stehen grundsätzlich zwei Möglichkeiten zur Beurteilung bzw. Verteilung eines Q-Samples zur Verfügung. Entweder wird es den Probanden freigestellt, wie häufig sie welche Kategorie zur Beurteilung benutzen (unforced Q-Sort), oder es wird ihnen vorgeschrieben, wie häufig sie die Kategorien mit den Items belegen dürfen (forced Q-Sort). Unabhängig von der gewählten Sortiermethode ordnen die Probanden die Karten des Q-Samples auf einem Papierlineal, auf dem die Kategorien von z. B. -5 bis +5 eingezeichnet sind. Dabei können die Karten so lange verschoben werden, bis eine subjektiv stimmige Q-Struktur entstanden ist. Bei der Auswertung schließlich kommt die Q-Technik zum Einsatz. Konkret bezieht sich die Q-Technik auf die zur Q-Methode gehörenden statistischen Auswertungsprozeduren. Q-Korrelationen werden erstellt, indem die einzelnen Q-Sorts der befragten Personen miteinander korreliert werden. Die Q-Korrelationen bilden die Basis für die Faktorenanalyse. Durch diese können Typen gebildet oder Einzelfälle systematisch analysiert werden. Zur Durchführung dieser statistischen Typenanalyse stehen unterschiedliche computergestützte Auswertungsprogramme zur Verfügung (z. B. Schmolck 2002,

Tubergen 2003). In der vorliegenden Untersuchung wurde die Software von Schmolk (2002) verwendet.

Für die im Rahmen der Hauptuntersuchung durchgeführte Interviewstudie gab es eine Vielzahl grundsätzlich geeigneter Interviewformen. Bei der Planung der Untersuchung standen dabei (1) das narrative Interview (Schütze 1977), (2) das fokussierte Interview (Merton/Kendall 1946), (3) das halbstandardisierte Interview (Scheel/Groeben 1988), (4) das problemzentrierte Interview (Witzel 1985) und (5) das episodische Interview (Flick 1997) zur Diskussion. Nach Abwägung der Vor- und Nachteile der verschiedenen Interviewformen und vor dem Hintergrund der größtmöglichen Praktikabilität und Effizienz bei der Erhebung der Forschungsfragen wurde das episodische Interview (Flick 2007) als Basismethode für die Interviewstudie ausgewählt. Entscheidend war die Tatsache, dass diese Interviewform laut Flick (Flick 2007, 245) die Vorteile sowohl des narrativen Interviews (Anbindung an Erfahrungen über Erzählung und Nutzung von Erzählautomatismen) als auch des Leitfaden-Interviews (Strukturierung und damit Vergleichbarkeit) nutzt. Darüber hinaus bot sich die große Offenheit und hohe Flexibilität des Instrumentes zur explorativen Erforschung der Besonderheiten der sozialen Beziehung zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern an.

Für die Interviewstudie wurden ausschließlich Schwiegertöchter befragt. Diese Entscheidung resultierte aus der Tatsache, dass auf Basis der Analyse der Umfragen, der Inhalte der Ratgeber, der Web-Foren und der Ergebnisse der Voruntersuchung insbesondere die Situation dieser Zielgruppe besonders problematisch zu sein scheint. Als weiteres Ergebnis aus der Problemrecherche stellte sich heraus, dass zum einen Kinder eine wichtige Rolle bei problematischen Schwiegertochter-Schwiegermutter-Beziehungen spielen. Daneben scheint es zum anderen in einigen Beziehungen nach der Eheschließung zu einer Verschlechterung der „Zwangsbeziehung“ mit der Schwiegermutter zu kommen. Aus diesem Grund sollte die Stichprobe aus Schwiegertöchtern bestehen, die zum einen mehrheitlich verheiratet sind bzw. waren oder in fester Beziehung leben und zum anderen Kinder haben.

Die ca. einstündigen Gespräche liefen in der Regel wie folgt ab: Nach der Begrüßung und der Einweisung in den Gesprächsverlauf wurde das durch den Leitfaden gesteuerte Interview mit der Abfrage zu Vorstellungen zum allgemeinen Klischee der Schwiegermutter begonnen, gefolgt von der Frage nach den individuellen Vorstellungen zur eigenen Schwiegermutter. Im Rahmen des gemischt-methodischen Vorgehens kam die oben beschriebene Q-Methode zum Einsatz. Zur Ermittlung von Schwiegermutter-Prototypen wurden die Probandinnen gebeten, 54 Q-Statements – positive und negative Aussagen zu Schwiegermüttern (wie z.B. „Sie ist warmherzig“, „Sie ist fürsorglich“, „Sie mischt sich in die Kindererziehung ein“ oder „Sie ist bevormundend“) – auf einer 5-stufigen Skala (von „- 2“ = nicht charakteristisch bis „+ 2“ = sehr charakteristisch) einzustufen. Dabei sollten die Schwiegertöchter für jedes der 54 Q-Statements prüfen, inwieweit es charakteristisch bzw. nicht charakteristisch für ihre eigene Schwiegermutter ist. Im Anschluss an die Q-Sort-Technik wurden die Probandinnen nach typischen Situationen, problematischen und unproblematischen Episoden im Zusammenleben mit ihrer Schwiegermutter gefragt. Danach wurde nach der Beziehung zwischen der Schwiegermutter und den Kindern bzw. Enkeln sowie nach dem Verhalten des Mannes der Schwiegertochter bei Streitigkeiten zwischen seiner Frau und seiner Mutter gefragt. Aufgrund der offenen Gesprächstechnik konnte die

Reihenfolge der Themen an die aktuellen Gesprächsinhalte angepasst werden. Im Anschluss an das Interview wurden die Befragten aufgefordert, die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter zu bewerten und einen Kurzfragebogen über soziodemographische und kontextuelle Daten schriftlich zu beantworten.

4. Ergebnisse der Interviewstudie

Es wurden insgesamt 34 Leitfadeninterviews mit Schwiegertöchtern durchgeführt. Entsprechend der vorab formulierten Auswahlkriterien waren die Schwiegertöchter mehrheitlich verheiratet (88 %) oder in einer festen Beziehung lebend. Eine der Frauen lebte getrennt von ihrem Mann. Außerdem hatten alle Befragten Kinder, 62 % von ihnen waren zum Zeitpunkt der Befragung berufstätig. Zur inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews wurde die Methode zur Analyse von Leitfadeninterviews von Schmidt (2007) angewandt. Sie wurde ausgewählt, da sie sich ideal für die Analyse der gegebenen Fragestellung anbot und sich weitgehend mit der Inhaltsanalyse von Kelle und Kluge (1999) im Rahmen der Typenbildung deckt. Auf Basis der Ergebnisse der Q-Analyse wurden die Interviews vier Schwiegermutter-Prototypen zugewiesen. Diese Prototypen wurden auf Basis der Interviewdaten weiter angereichert und inhaltlich spezifiziert. Weiterhin dienten durch Skalen und Kurzfragebögen erhobene quantitative Daten zur zusätzlichen Überprüfung der qualitativen Daten im Rahmen einer Diskriminanzanalyse. Das gemischt-methodische Vorgehen erwies sich als effizient hinsichtlich der Anreicherung, Spezifizierung und Validierung der empirischen Ergebnisse. Insgesamt ließen sich vier „Schwiegermuttertypen“ aus Sicht der Schwiegertöchter ermitteln: Typ 1: „die liebe Schwiegermutter, Typ 2: „die böse Schwiegermutter“, Typ 3: „die nervige, aber nützliche Schwiegermutter“ und Typ 4: „die distanzierte und desinteressierte Schwiegermutter“. Im Folgenden werden die vier Typen zusammenfassend charakterisiert.

Typ 1: „Die liebe Schwiegermutter“

Die „liebe Schwiegermutter“ wird von ihren Schwiegertöchtern als eine herzliche, rücksichtsvolle und aufgeschlossene Frau beschrieben, die sich liebevoll um die Familie und die Enkelkinder kümmert. Sie drängt sich der Schwiegertochter nicht auf, indem sie sich einmischt, meckert oder gar „biestig“ zur ihr ist. Sie respektiert die Schwiegertochter und begegnet ihr mit Wertschätzung und Respekt. Vor diesem Hintergrund ist es sehr plausibel, dass die Beziehungsqualität insgesamt von den befragten Schwiegertöchtern als sehr positiv bewertet wird. Aussagen wie Akzeptanz, Respekt, Dankbarkeit und Verständnis werden dabei am häufigsten genannt. Im Zusammenhang mit den problematischen Situationen fallen vereinzelt auch Begriffe wie Distanziertheit, mangelnder Respekt und Akzeptanz, doch angesichts der vielen positiven Aussagen fallen diese Angaben weniger ins Gewicht und werden von den Probandinnen vermutlich wegen ihres situativen Charakters nicht als gravierend erlebt. Aufgrund der vielen positiven Eigenschaften ihrer Schwiegermutter scheint der Aspekt der Nutzenabwägungen kaum eine Rolle zu spielen. Außerdem können sich die Schwiegertöchter dieses Typs anscheinend mehrheitlich darauf verlassen, dass ihr Mann bei Streitigkeiten hinter ihnen steht, was im Typenvergleich nicht unbedingt selbstverständlich ist. Insgesamt scheint die Beziehung zwischen den Triaden „Schwiegertochter-Kind-Großmutter“ und „Schwiegertochter-Mann-Mutter“ auf-

grund dieser Befunde balanciert zu sein und dient damit abschließend als Erklärung für die mehrheitlich gute bis sehr gute Beziehungsbewertung.

Typ 2: „Die böse Schwiegermutter“

Die „böse Schwiegermutter“ kann als unangenehme Frau beschrieben werden, die sich gerne einmischt, immer etwas zu meckern hat und zum Teil sogar hinterhältig, zänkisch und verlogen ist. Außerdem zeigt sie wenig Fürsorge für die Familie und die Enkelkinder. Die Schwiegermutter scheint somit dem in der Öffentlichkeit verbreiteten negativen Klischee der Schwiegermutter zu entsprechen. Die Schwiegertöchter beschreiben die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter sehr negativ und sprechen mehrheitlich über offene und verdeckte Antipathie. Einige Frauen sprechen in diesem Zusammenhang von „Zickenalarm“. Vor diesem Hintergrund scheint es nicht weiter verwunderlich zu sein, dass die Beziehungsqualität sehr negativ beschrieben wird. Die Probandinnen erhalten angesichts der schlechten Beziehungsqualität kaum Hilfe oder Unterstützung durch die Schwiegermutter. Zudem berichten sie mehrheitlich über Einmischung und Bevormundung durch die Schwiegermutter. Aufgrund der eindeutigen Dominanz der Nachteile scheinen die Schwiegertöchter kaum Nutzenabwägungen vorzunehmen bzw. beschreiben vordergründig die Kosten der Beziehung. Dieses negative Verhältnis scheint jedoch nicht nur zwischen den Schwiegertöchtern und den Schwiegermüttern zu bestehen, sondern auch zwischen den Kindern der Probandinnen und den Schwiegermüttern bzw. Großmüttern. Analog dazu scheinen auch die Männer bzw. die Söhne zum Teil ein schlechtes Verhältnis zu ihrer Mutter zu haben. Interessant ist an dieser Stelle, dass die Probandinnen sich nur wenig dazu äußern, wie sich ihr Mann bei Streitigkeiten zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter verhält. Obwohl man angesichts der schlechten Beziehungsqualität vermuten würde, dass es sehr häufig zu Auseinandersetzungen kommt und das Verhalten des Mannes für die Frauen eine wichtige Rolle spielen sollte, so deuten die Ergebnisse darauf hin, dass das nicht der Fall zu sein scheint. Einige Äußerungen geben vielmehr Anlass zu der Vermutung, dass es den Frauen anscheinend nicht so wichtig ist, wie sich ihr Mann bei Streitigkeiten verhält, da sie selber gelernt haben, damit umzugehen, oder selbstbewusst genug sind, um der Schwiegermutter gegenüberzutreten. Abschließend fällt auf, dass alle fünf Probandinnen des Samples, deren Beschreibung dem Typ „böse Schwiegermutter“ zuzurechnen ist, von einem positiven Beziehungsanfang mit ihrer Schwiegermutter berichten und dass sich alle fünf Beziehungen im Laufe der Zeit zum Negativen hin verändert haben. Diese auffallende Begebenheit kann zum einen der Realität entsprechen und von daher ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal im Hinblick auf die Typenunterscheidung sein. Andererseits kann dies auch dahingehend interpretiert werden, dass die Beziehungsanfänge im Nachhinein und vor allem angesichts der negativen gegenwärtigen Situation positiver bewertet werden, als sie ursprünglich waren. Diese Vermutung soll im Rahmen der Diskussion näher betrachtet werden.

Typ 3: „Die nervige, aber nützliche Schwiegermutter“

Insgesamt zeigen die Ergebnisse in der Zusammenschau, dass es sich bei der Schwiegermutter des Typs 3 um eine Frau mit deutlichen Vor- und Nachteilen handelt. Zum einen mischt sich die Schwiegermutter ein, ist nervig und aufdringlich. Erschwerend

kommt hinzu, dass sie schnell beleidigt ist, sich gerne in den Vordergrund drängt und der Schwiegertochter nicht zuhört. Doch auf der anderen Seite ist sie eine liebevolle Oma, die durchaus auch hilfsbereit sein kann und besorgt um die Familie ist. Außerdem ist es für die Schwiegertochter angenehm, dass sie wenig über den Haushalt meckert. Dieser Aspekt der Nutzenabwägung scheint von zentraler Bedeutung zu sein. Zudem stellt sich heraus, dass bei den Befragten die Aussagen zum Aspekt der Einmischung am höchsten sind. Dabei handelt es sich nicht wie bei Schwiegermuttertyp 1 um Ratschläge oder Tipps, sondern zum Teil um Bevormundung und grenzüberschreitende Einmischung hinsichtlich Kindererziehung, Partnerschaft bis hin zur Privatsphäre. Auf der anderen Seite erhalten die Schwiegertöchter anscheinend auch die meiste Hilfe und Unterstützung durch ihre Schwiegermutter, insbesondere bei der Kinderbetreuung. Im Hinblick auf den Aspekt Sympathie zeigt sich, dass hierzu kaum Aussagen gemacht werden und dass die Probandinnen die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter eher pragmatisch und oberflächlich beschreiben. Bei der Analyse des Aspektes Antipathie stellt sich heraus, dass ein vergleichbar negatives Bild wie bei Typ 2 skizziert wird, bei dem vor allem verdeckte und indirekte Verhaltensweisen der Schwiegermutter charakteristisch sind. Auch hier sprechen die Probandinnen von „Zickenalarm“ und beklagen das zum Teil manipulative und „intrigante“ Verhalten der Schwiegermutter. Von daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Beziehungsqualität von den Schwiegertöchtern als angespannt und konfliktreich beschrieben wird. Mehrheitlich scheinen die Schwiegertöchter unter der fehlenden Akzeptanz und Anerkennung sowie unter Konkurrenz, Eifersucht und Abwertung durch die Schwiegermutter zu leiden. Dabei scheint bei einigen Probandinnen ihre Rolle als Mutter besonders geringe Anerkennung und Wertschätzung zu erfahren. Außerdem zeigt die Analyse der Aussagen zum Verhalten des Mannes bei Streitigkeiten deutlich, dass hier ein weiterer zentraler Unterschied zu den anderen Typen besteht. Da die Schwiegertöchter bei Auseinandersetzungen oder Streitigkeiten mit ihrer Schwiegermutter mehrheitlich nicht damit rechnen können, dass ihre Männer hinter ihnen stehen und sie verteidigen oder zumindest Verständnis für sie zeigen, sind die Auseinandersetzungen mit der Schwiegermutter vermutlich belastender als bei allen anderen Typen. Da die Schwiegermutter ihr zum Teil beleidigendes, intrigantes und manipulierendes Verhalten der Schwiegertochter gegenüber meist ohne Zeugen an den Tag legt, hat die Schwiegertochter zudem keine Beweise oder Argumente gegen die Schwiegermutter in der Hand, was ihre Position noch schwieriger oder auswegloser zu machen scheint. Doch neben diesen negativen Aspekten scheint ein wesentlicher Nutzensvorteil darin zu liegen, dass die Probandinnen bei der Kinderbetreuung durch ihre Schwiegermütter unterstützt werden. Da sie mehrheitlich berufstätig sind, sind die Probandinnen somit auf diese Hilfe angewiesen. Insgesamt scheinen jedoch beide Triaden – „Schwiegertochter-Kind-Großmutter“ und „Schwiegertochter-Mann-Mutter“ – unabhängig von den offensichtlichen Nutzenabwägungen aufgrund ihrer Unbalanciertheit für die Schwiegertochter belastend zu sein. Darüber hinaus deuten die schlechten Beziehungsnoten zu beiden Schwiegereltern darauf hin, dass es sich um eine potenziell konfliktreiche Beziehungskonstellation handelt.

Typ 4: „Die distanzierte und desinteressierte Schwiegermutter“

Auf Basis der Q-Methodenergebnisse handelt es sich bei der Schwiegermutter des Typs 4 um eine Person, die einerseits sehr reserviert ist und sich nicht aufdrängt,

andererseits schnell beleidigt und sehr empfindlich ist. Auf Basis der Q-Analyseergebnisse wurde zunächst der Typenname „distanziert und empfindlich“ gewählt. Diese Charakterisierung wurde durch die Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse bestätigt und weiter konkretisiert. Bei der Analyse der inhaltlichen Sinnzusammenhänge zeigt sich jedoch, dass das *empfindliche* Verhalten der Schwiegermutter im Gespräch weniger negativ von der Schwiegertochter bewertet wird, als dies bei der Sortierung der Q-Statements der Fall gewesen zu sein scheint. Demgegenüber scheint das *Desinteresse* der Schwiegermutter am Leben der Schwiegertochter im Allgemeinen und besonders ihren Kindern gegenüber für sie sehr problematisch zu sein. Weiterhin sind die Probandinnen zum Teil verärgert darüber, wie unsensibel und wenig einfühlsam die Schwiegermutter mit den Kindern umgeht und wie wenig Interesse sie für die Besonderheiten und Leistungen der Enkel zeigt. Dieser Aspekt der „wenig interessierten Oma“ scheint ein zentrales Unterscheidungskriterium zu sein, was auch durch verschiedene Ergebnisse der Inhaltsanalyse bestätigt wird. Aufgrund ihres desinteressierten Verhaltens wird der Schwiegermutter anscheinend mehrheitlich wenig Sympathie entgegengebracht. Zum Aspekt der Antipathie werden nur wenige Aussagen gemacht. Das deutet darauf hin, dass die Schwiegertöchter das Desinteresse mehrheitlich teilen und sich deshalb vermutlich nur zu wenigen Sympathie- wie Antipathiebekundungen verleiten lassen. Vor diesem Hintergrund ist auch das Ergebnis plausibel, dass die Kinder der Schwiegertöchter ebenfalls ein eher reserviertes Verhältnis zu ihrer Großmutter haben und dass es nie zur Betreuung der Kinder durch die Oma kommt. Da es insgesamt so wenige Vorteile aus Sicht der Schwiegertöchter gibt, erübrigen sich auch Nutzenabwägungen, die bei Typ 3 demgegenüber so zentral sind. Ein weiteres zentrales Unterscheidungskriterium – vor allem im Vergleich zu Typ 3 – scheint das Verhalten des Mannes bei Streitigkeiten zu sein. Im Unterschied zu Schwiegermuttertyp 3 zeigt sich, dass die Männer der Probandinnen mehrheitlich bei Streitigkeiten hinter ihnen stehen oder zumindest versuchen, als Vermittler zu fungieren. Da diese Ehemänner selber vermehrt ein schwieriges Verhältnis zu ihrer Mutter haben, zeigen sie Verständnis für die Probleme und die Gefühle ihrer Frau. Dieser Beistand der Männer scheint sehr wichtig für die Frauen zu sein. Zusammenfassend wurde deshalb die Typenbeschreibung weiter spezifiziert und der Typenname „die distanzierte und desinteressierte Schwiegermutter“ gewählt.

5. Diskussion und Ausblick

Als zentrales Ergebnis der Untersuchung sind die vier Schwiegermuttertypen zu nennen. Neben den beiden Extrempolen der „lieben“ (Typ 1) und „bösen“ (Typ 2) Schwiegermutter, konnten auf Basis der Q-Methoden-Ergebnisse zwei Zwischenformen die „nervige, aber nützliche“ (Typ 3) und die „distanzierte und desinteressierte“ (Typ 4) Schwiegermutter gefunden werden. Anders als bei den beiden in der öffentlichen Meinung häufig thematisierten Extrempositionen stellen Typ 3 und Typ 4 Mischformen dar. Beide Typen enthalten jeweils positive und negative Aspekte der Schwiegermuttercharakterisierung. Diese Besonderheit scheint speziell bei den Schwiegertöchtern des Typs 3 zu vermehrten Spannungen in der Beziehung zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter und zu mehrheitlichen Nutzenabwägungen zu führen. Die von den Probandinnen verbalisierten Abwägungen der Kosten der Beziehung gegenüber ihrem Nutzen können eine Erklärung dafür sein, dass bei den Pro-

bandinnen die Beziehungsbewertungen mehrheitlich positiv ausfallen. Anscheinend ist für die Probandinnen des Typs 3 der Nutzen, insbesondere in Form von Hilfe bei der Kinderbetreuung, höher als die Kosten in Form von Einmischung, Bevormundung, Kritik und mangelnder Anerkennung. Demgegenüber scheinen für die Schwiegertöchter des Typs 2 die Kosten größer als der Nutzen zu sein, was zu einer mehrheitlich schlechten Beziehungsbewertung führt. Bei Typ 1 liegt der Nutzen, den die Schwiegertochter durch die Unterstützung der Schwiegermutter hat, deutlich über den Kosten bzw. es wird mehrheitlich von Sympathie und Anerkennung gesprochen, was zu einer guten Beziehungsbewertung führt. Bei Typ 4 schließlich scheint die Beziehung werde große Vorteile noch emotional belastende Nachteile für die Schwiegertochter zu bieten. Diese Befunde bestätigten die austauschtheoretische Annahme von Thibaut und Kelley (1959 und 1978) sowie Rusbult (1983), wonach die Beziehungszufriedenheit umso größer ist, je mehr Belohnungen aus der Beziehung resultieren, je weniger Kosten anfallen und je höher das aus der Differenz zwischen Belohnungen und Kosten resultierende Nettoergebnis über dem Vergleichsniveau liegt. Insbesondere bei Typ 3 werden Nutzen-Kostenabwägungen thematisiert. Darüber hinaus werden bei der Beziehungsbewertung Vergleiche mit anderen Beziehungen und Personen vorgenommen. Auch das in der Öffentlichkeit weit verbreitet Klischee der „bösen Schwiegermutter“ könnte dabei als Vergleichsniveau dienen. In Übereinstimmung mit den Untersuchungen von Rusbult, Martz und Agnew (1998) zeigten die Probandinnen des Typs 1 tendenziell eine umso höhere Bereitschaft zu akkommodativem Verhalten, je höher die Zufriedenheit, das *Commitment* und die Investitionen in die Beziehung sind und je geringer die wahrgenommene Qualität potenzieller Alternativen ist.

In der vorgestellten Arbeit wurde ausschließlich die subjektive Perspektive Schwiegertöchter untersucht. In den Ergebnissen der Studie sieht sich die Schwiegertochter beispielsweise häufig als die „Gute“ und beschreibt die Schwiegermutter als die „Böse“ oder zumindest als diejenige Person, die potenziell für die Verursachung der angesprochenen Schwierigkeiten verantwortlich ist. Grundsätzlich unterliegt die Wahrnehmung einer Person bestimmten Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die zu systematischen Verzerrungen ihrer Wahrnehmung und Urteilsbildung führen können. Neben allgemeinen Wahrnehmungsverzerrungstendenzen können Situations- oder Persönlichkeitsmerkmale sowie Probleme psychischer, kognitiver oder körperlicher Art die Ursache für bestimmte Wahrnehmungs-, Urteils- und Attributionsprozesse sein. Da sich die Typologie auf die einseitigen Wahrnehmungsberichte der Schwiegertöchter bezieht, kann es – wie bei jeder sozialen Wahrnehmung – zu möglichen Verzerrungen gekommen sein. Aufgrund dieser Einschränkungen ergeben sich, neben den Erfordernissen einer weiteren Validierung der erzielten Ergebnisse, zahlreiche Möglichkeiten zu weiterführenden, vertiefenden Untersuchungen. Dabei steht die generelle Frage im Vordergrund „Was trägt dazu bei, die Dynamik zwischen den vier Schwiegermuttertypen zu erklären?“. Zur Beantwortung dieser Frage könnte neben der Untersuchung der Persönlichkeit der Schwiegertochter auch die Befragung von weiteren Familienmitgliedern wie beispielsweise des Mannes der Schwiegertochter bzw. des Sohnes der Schwiegertochter, der Kinder bzw. Enkel oder des Schwiegervaters bzw. des Mannes der Schwiegermutter aufschlussreich sein. Eine weitere interessante Suchrichtung stellt aus psychologischer Sicht die Freundschaftsforschung dar. Im Unterschied zu einer frei gewählten Freundschaftsbeziehung sind die Rollen in einer Schwiegertochter-Schwiegermutter-Beziehung zugeschrieben. Ob und wie

Freundschaften eingegangen, aufrechterhalten oder beendet werden, ist ausschließlich Sache der Beteiligten. Die Schwiegerbeziehung hingegen ist unmittelbar mit dem Bestehen der Paarbeziehung verbunden und nicht frei wählbar. Darüber hinaus zeigen Untersuchungen von Argyle und Henderson (1986), dass fehlende Wertschätzung oder mangelnde emotionale Unterstützung bei Frauen der häufigste Grund für den Abbruch von Freundschaften ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich zum Beispiel die Frage, unter welchen Bedingungen oder Konstellationen Frauen zu Freundinnen werden und unter welchen nicht.

In der Praxis ergibt sich auf Basis der vorliegenden Ergebnisse die Notwendigkeit der Entwicklung geeigneter Interventionsmaßnahmen für unterschiedliche Typen, Typeneigenschaften und Beziehungskonstellationen. Viele der Ratgeber bieten pauschal Tipps für nicht empirisch fundierte, meist einseitig negativ skizzierte Typen. Ziel führender erscheint es, die jeweils störenden Dimensionen wie z.B. Einmischung, fehlende Wertschätzung oder Desinteresse zu beleuchten und hierfür Tipps und Handlungsanweisungen zu entwickeln. Wünschenswert wäre, bei Auseinandersetzungen zwischen Schwiegertöchtern und Schwiegermüttern jeweils das Stadium des Konfliktes zu berücksichtigen (vgl. Glasl 2004). Neben den konkreten Überlegungen zu Interventionsmöglichkeiten für die Praxis stellen sich weitere Fragen von durchaus gesellschaftlicher Relevanz. Angesichts der steigenden Scheidungsrate in Deutschland, die sich laut Statistischem Bundesamt (2009) von 1960 (11%) bis 2008 (49%) fast verfünffacht hat, ergeben sich weitere interessante Ansatzpunkte. Zum Beispiel, dass Frauen durch wiederholte Heirat mehr als nur eine Schwiegermutter haben können. Hier wäre interessant zu sehen, inwieweit es Unterschiede zwischen den Schwiegertochter-Schwiegermutter-Beziehungen gibt und was davon auf die Beziehungskonstellation und was auf die Persönlichkeiten der betroffenen Frauen zurückzuführen ist? Aus Sicht der Schwiegermütter kommt hinzu, dass sie es in Patchworkfamilien nicht nur mit einer neuen Schwiegertochter, sondern zum Teil auch mit neuen, nicht leiblichen Enkeln zu tun haben. Im weiteren Zusammenhang mit dem Thema ergeben sich somit zahlreiche Fragen, die sowohl für die Forschung als für die Praxis von großem Interesse sind.

LITERATUR

- Argyle, Michael und Monika Henderson (1986): *Die Anatomie menschlicher Beziehungen. Spielregeln des Zusammenlebens*. Paderborn: Jungfermann.
- Brown, Steven (1980): *Political subjectivity: Applications of Q methodology in political science*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Brown, Steven (1993): *A primer in Q Methodology*. In: *Operant Subjectivity* 16, 91-138. Retrieved from: <http://facstaff.uww.edu/cottlec/QArchive/Primer1.html> (8.12.2011)
- Flick, Uwe (2007): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Hamburg: Rowohlt.
- Glasl, Friedrich (2004): *Konfliktmanagement: Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater*. Bern: Freies Geistesleben.
- Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Kettenbach, Andrea (2010): *Sind Schwiegermütter alle gleich? Eine Typologie aus Sicht der Schwiegertöchter*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Merton, Robert and Patricia Kendall (1946): *The Focused Interview*. In: *American Journal of Sociological* 51, 541-557.

- Rusbult, Caryl (1983): A longitudinal test of the investment model: the development (and deterioration) of satisfaction and commitment in heterosexual involvements. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 45, 101-117.
- Rusbult, Caryl, John Martz and Christopher Agnew (1998): The investment model scale: Measuring and commitment level, satisfaction level, quality of alternatives, and investment size. In: *Personal Relationships* 5, 357-391.
- Scheel, Brigitte und Norbert Groeben (1988): Dialog-Konsens-Methoden zur Rekonstruktion subjektiver Theorien. Eine Einführung in die Psychologie des reflexiven Subjekts. Tübingen: Francke.
- Schmidt, Christiane (2007): Analyse von Leitfadeninterviews. In: U. Flick, E. v. Kardorff und I. Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Rowohlt, Reinbek b. Hamburg, 447-455.
- Schmolck, Peter (2002): PQMethod-2.11d. Retrieved from <http://www.lrz.de/~schmolck/qmethod/> (8.12.2011)
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. *Arbeitsberichte und Materialien Nr. 1*. Bielefeld: Fakultät für Soziologie.
- Schweizer, Peter, Paul (2002): *Altdeutscher Wortschatz. Ein sprachgeschichtliches Wörterbuch*. Retrieved from <http://www.ippsch.de/database/altdeutsch.pdf> (8.12.2011).
- Statistisches Bundesamt (2009): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Haushalt und Familie. Ergebnisse des Mikrozensus 2008*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Stephenson, William (1953): *The study of behavior: Q-technique and its methodology*. Chicago: University of Chicago Press.
- Thibaut, John and Harold Kelley (1959): *The social psychology of groups*. New York: Wiley.
- Thibaut, John and Harold Kelley (1978): *Interpersonal Relations. A Theory of Independence*. New York: Wiley.
- Tubergen, van Norman (2003): QUANAL. Retrieved from <http://www.lrz.de/~schmolck/qmethod/> (8.12.2011).
- Wagner, Karl Friedrich Wilhelm (1867). *Deutsches Sprichwörter-Lexikon: Stichwort Schwiegermutter*. Retrieved from <http://www.zeno.org/Wander-1867/A/Schwiegermutter>. (8.12.2011).
- Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz, 227-255.

Einblicke in die Entwicklung der Biographieforschung in Italien¹

Cosimo Mangione

Im Folgenden möchte ich versuchen, einen Überblick über die wesentlichen Etappen in der Entwicklung der Biographieforschung in Italien zu geben.² Darin sollen die zentralen Themen und ihre Beziehung zur kollektivhistorischen Veränderungsdynamik der italienischen Gesellschaft³, die akademische Rezeption qualitativer Forschungsmethoden⁴ sowie die methodischen und methodologischen Leitgedanken deutlich werden, so weit dies im Rahmen eines Überblicks möglich ist.

Thematische Linien

Schaut man auch nur oberflächlich auf die thematischen Schwerpunkte und Relevanzgesichtspunkte der Biographieforschung in Italien seit ihrer Entstehung anfangs der 1950er Jahre bis heute, dann entdeckt man mühelos einen roten Faden: die maßgebliche Orientierung an lebensgeschichtlichen Verläufen, die von Leiden und sozioökonomischer Marginalisierung geprägt sind. Die Entstehungsbedingungen für das Vorherrschen eines solchen fokussierten Bezuges weisen für viele sowohl auf einen subversiven Gegenentwurf zum (soziologiefreudlichen) Neu-Idealismus Benedetto Croces⁵ und zum faschistischen Elitarismus hin, welche bis zum Ende des zweiten Weltkrieges für das kulturelle Leben in Italien bestimmend waren (vgl. DiRenzo 1971, 3 f.; Maciotti 1985, 10 f.; Buralassi 1996; Bruni/Gobo 2005), als auch auf die

-
- 1 Ich bedanke mich ganz herzlich bei Gerhard Riemann für den Anstoß, diesen Artikel zu verfassen, und auch für die detaillierte und wertvolle Rückmeldung.
 - 2 Da ich in diesem Rahmen einem gewissen „Kondensierungszwang“ unterliege, verweise ich auf die sehr aufschluss- und bibliographiereichen Aufsätze von Rammstedt (1992), Maciotti (1985) und – was die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung in Italien insgesamt angeht – Bruni/Gobo (2005).
 - 3 Corradi (1988, 78) weist darauf hin, dass die Erkenntnisinteressen der qualitativen Sozialforschung in Italien mehr als in anderen Ländern die Prozesse der sozialen Veränderung innerhalb des Landes reflektieren.
 - 4 In ihren Ausführungen über die Soziologie in Italien nach dem zweiten Weltkrieg unterscheidet Pinto (1980, 233) fünf Phasen, die auch bei der vorliegenden Arbeit von Bedeutung sind, um den Kontext der Entwicklung der Biographieforschung und den Eingang eines qualitativen Instrumentariums in das anerkannte akademische Methodenrepertoire nachzuvollziehen. So beschreibt sie zunächst die Anfänge der Soziologie als Ausdruck eines „intellektuellen Protests“, der allmählich wissenschaftliche und später professionelle Konturen annimmt. Ab Mitte der 60er Jahre werden erste Ansätze einer Institutionalisierung sichtbar, welche dann in eine Phase der universitären Konsolidierung münden.
 - 5 Dass Croces Einfluss auch in den 1950er Jahren weiterhin lebendig war, wird aus einer Bemerkung De Martinos deutlich. Er erzählt in den einführenden Hinweisen zu seiner Arbeit in Apulien von den Gesprächen des interdisziplinären Teams und erwähnt, dass in dem Zimmer, in dem sich das Team aufhielt, ein Bild von Croce mit Widmung an ihn hing (1961/1976, 37).

anti-positivistische Haltung, welche Antonio Labriolas und später Gramscis⁶ Werke propagierten (vgl. Pinto 1980, 234).⁷ Zudem zeigt sich darin gleichzeitig eine besondere theoretische und weltanschauliche Färbung, die im Laufe der Zeit nicht nur die Forschungswege und ihre methodologische Erkenntnishaltung, sondern auch die Formen der Datenverwendung im Bestreben, den Prozessen und Strukturen sozialen Ausschlusses andere Perspektiven entgegenzusetzen, immer deutlicher prägen wird. Als Laura Passerini (vgl. 1988a, 8 f.) Ende der 1980er Jahre unter Hinweis auf die Arbeiten von Walter Ong und Paul Thompson auf die „Rückkehr der Oralität“ im wissenschaftlichen Diskurs als Motor eines Prozesses der Demokratisierung der Geschichte und als Instrument auf der Seite der „Unterdrückten“ aufmerksam machte, konnte die Biographieforschung in Italien bereits auf eine lange Tradition zurückblicken, in der die Erfahrung der sozialen Entbehrung und Verelendung aus der Sicht der „Problembetroffenen“ zum Ausdruck gebracht worden war. Bauern (vgl. Tentori 1971; Revelli 1977/1997), Industriearbeiter (vgl. Crespi 1974), Zuwanderer (vgl. Macioti 2000; vgl. Quarta 2008), Auswanderer (vgl. Cavallaro 1981), psychiatrische Patienten (vgl. Morandini 1977/1985), Bewohner der römischen Peripherie (vgl. Ferrarotti 1974), um nur einige Konfliktszenarien zu nennen, und deren gesellschaftliche Wirklichkeit rückten ins Zentrum des empirischen Interesses.

Süditalien⁸ bot sich in der ersten Phase der Neu-Orientierung der Sozialwissenschaften⁹ aufgrund seiner wirtschaftlichen Unterentwicklung und traditionell bäuerlich geprägten Kultur als ein besonderer sozialer Ort an, um Zugang zu den Erfahrungskonstellationen von randständigen Gesellschaftsmitgliedern zu bekommen (vgl.

6 Trotz der Vorbehalte Gramscis gegenüber den Sozialwissenschaften gaben seine Werke der anthropologischen Forschung (vgl. De Martino 1961/1976) und den psychiatrischen Reformprozessen von Basaglia (1968, 1973) wichtige Anregungen.

7 In diesem Kontext wurde 1921 die Veröffentlichung der „La Rivista Italiana di sociologia“ („Italienische Zeitschrift für Soziologie“), welche 1897 erstmals erschien, unterbrochen (vgl. DiRenzo 1971, 4).

8 Einen anderen „geographischen“ Zugang wählt Pinto (1980, 235). Sie betrachtet die Spezifität des norditalienischen Raumes um Turin mit seiner Offenheit gegenüber der positivistischen epistemologischen Perspektive als entscheidend für die Revitalisierungsprozesse der Soziologie in Italien. Darüber hinaus unterstreicht Pinto die Rolle der katholischen Kirche, die eher dazu bereit war, die Haltungen der empirischen Forschung – wegen ihrer Nähe zur Sozialpsychologie – in ihr theologisches Gebäude zu integrieren. In diesem Zusammenhang ist wahrscheinlich auch der soziologische Beitrag Luigi Sturzos zu lesen (Jonas 1981, 146 f.), eines Autors, der lange Zeit in den Darstellungen dieser Disziplin unberücksichtigt blieb (Barbano 1996, 23 ff.).

9 Bei der historischen Betrachtung der Renaissance der soziologischen Forschung in Italien zu Beginn der 1950er Jahre lassen sich zwei gegensätzliche Parteien entdecken: einerseits die Vertreter der These, welche die italienische Soziologie des 19. Jahrhunderts als entscheidend prägende Basis für die späteren Entwicklungen betrachten (u.a. Pellizzi 1956), und andererseits diejenigen, die eine klare theoretische Diskontinuität feststellen und in der „italienischen“ Auseinandersetzung mit dem empirischen Repertoire der amerikanischen Soziologie eine neue Orientierung entdecken. Unter den letztgenannten sieht Barbano (1993, 11), nach der erzwungenen Stille während der zwanzigjährigen Herrschaft des Faschismus (zwischen 1922 und 1943) eine Phase der „Wiedergeburt“ (ital. „rinascita“) der italienischen Soziologie. Weitere erkenntnisreiche Reflexionen über diese historische Zeitspanne finden sich u.a. bei Burgalassi (1996, 31), Costantini (1993) und Pinto (1980) und in Bezug auf die faschistischen Einflüsse auf die Soziologie bei Losito/Segre (1992, 43-86) und Scaglia (1992). Einzig die demographische Forschung wurde in dieser Zeit weiter vorangetrieben (DiRenzo 1971, 5; Gini 1934). Zwischen diesen beiden divergierenden Positionen versucht Corradi (1988, 81) – als isolierte Stimme – das Blühen der italienischen Soziologie zwischen der amerikanisch geprägten empirischen Forschung und der für Europa charakteristischen theoretischen Haltung, ja Sensibilität für die historischen Dimensionen – verstanden sowohl als strukturelle als auch als zeitgeschichtliche –, in deren Rahmen die Daten generiert werden, zu vermitteln.

Scotellaro 1955; vgl. Banfield 1963).¹⁰ Eine der ersten Studien, in denen die Erhebung von Lebensgeschichten eine Rolle spielte, wurde von einer – von F. G. Friedmann¹¹ geleiteten – interdisziplinären Forschergruppe¹² durchgeführt und hatte die Lebensbedingungen und die Kultur der Bewohner der „Sassi di Matera“¹³ zum Gegenstand (vgl. Friedmann 1951; vgl. Tentori 1971). Friedmann selbst war beeindruckt von Primo Levis Roman „Christus kam nur bis Eboli“ („Cristo si è fermato ad Eboli“)¹⁴, in dem der turinische Arzt in seinem vom faschistischen Regime erzwungenen zweijährigen süditalienischen Exil neben den unmenschlichen Lebensumständen und der abergläubischen „Bauernkultur“ eines kleinen Dorfes in Lucania auch die miserablen Zustände in Matera mit aufwühlenden Worten porträtierte. Eine relevante Dimension der Untersuchung von Friedmann betraf die Qualität der „Begegnung“ zwischen Forschern und Erforschten. Für ihn sollten die „Gleichwertigkeit“ und die Grundsätze einer empathischen Hermeneutik als zentrale Strukturierungsprinzipien der Interaktion nicht aus dem Blick geraten. (vgl. Friedmann 1956; vgl. dazu auch

10 Es waren vor allem die Hinweise einer Gruppe amerikanischer Forscher (vgl. Rapport/Cappannari/Moss 1957) über die besonderen Bedingungen in Italien u.a. in ländlichen Gebieten, welche die Aufmerksamkeit von Kulturanthropologen und Sozialwissenschaftlern weckte (Marselli 1963). Man sprach später aufgrund der exzessiven „Abhängigkeit“ von nordamerikanischen Impulsen vom „Amerikanismus“ der Soziologie in dieser Zeit (für eine ausgewogene Darstellung dieser Kritik siehe Barbano 1993, 13). In der Tat spielte bei der Revitalisierung der soziologischen Forschung das Fulbright-Programm zur Förderung des kulturellen Austauschs zwischen Italien und den USA eine zentrale Rolle (DiRenzo 1971, 6 f.), wobei manche der „amerikanischen“ Arbeiten, die in diesem Kontext entstanden – wie die von Banfield – kurz nach deren Veröffentlichung von italienischen Autoren scharf kritisiert wurden (Marselli 1963).

11 Als in Deutschland 1933 Hitler Reichkanzler wurde, flüchtete Friedmann, der Jude war, zuerst nach Italien und dann zwei Wochen vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges über England in die USA. Hier unterrichtete er Philosophie an der Universität von Arkansas, bis er 1950 ein Fulbright-Stipendium bekam und mit der Idee nach Italien zurückkehrte, mehr über die archaische Welt Süditaliens in Erfahrung zu bringen (vgl. Friedmann 1996, 39 ff.).

12 Die Gruppe setzte sich interessanterweise aus Experten unterschiedlicher Disziplinen – einem Arzt, einem Architekten, zwei Ingenieuren, zwei Historikern, einer Psychologin, einem Geographen, einem Wirtschaftswissenschaftler und einem Soziologen, einem Agrarwissenschaftler und einem Anthropologen – zusammen (vgl. Friedmann 1996, 66 f.). Tentori (1971, 7) zählt dazu noch drei „Sozialarbeitern“, einen „Experten für gesundheitshygienische Probleme“ und eine „Expertin für Schulprobleme“ auf. Corradi (1988, 79) betrachtet sogar die „interdisziplinäre Herangehensweise“, verstanden als Neigung, Konzepte und interpretative Kategorien anderer Disziplinen zu nutzen, als einen der wesentlichen Aspekte der italienischen qualitativen Sozialforschung. Auch die ethnographischen Arbeiten Ernesto De Martinos (u.a. 1976, 35) sind im Kontext der Zusammenarbeit des disziplinär heterogenen Teams entstanden, wobei für ihn die Mitwirkung von Fotografen zentral wurde. Anhand des damals entstandenen Bildmaterials wurden seine Bücher reichlich illustriert (vgl. u.a. die „Tavole“ (1976)), und zurzeit werden auf deren Grundlage noch Fotoausstellungen in Italien organisiert. Für die ethnographischen Bilder in den Arbeiten De Martinos vgl. auch Faeta (2006, 114 f.). De Martino (1976, 37) betont die Notwendigkeit, im Vorfeld jeglicher interdisziplinären Arbeit Voraussetzungen zu schaffen, so dass eine dominante methodologische Untersuchungsperspektive konsensuell festgelegt wird.

13 „I Sassi di Matera“ sind ein „troglyditesches“ (Levi 1966, 54) System von 3.000 Felsensiedlungen, in denen damals die Landarbeiter und Tagelöhner unter dramatischen Bedingungen lebten (vgl. Friedmann 1996, 66). Das Material, das von Friedmann und seiner Gruppe gesammelt wurde, diente dem italienischen Parlament später als Anregung für die Errichtung eines Modelldorfes – „La Martella“ – wenige Kilometer entfernt von Matera (Friedmann 1993, 26)

14 Friedmann (1996, 46) hatte das Buch vor der Ausreise aus Amerika gelesen und beschrieb es als „eine Art Offenbarung“.

Hinz 1997, 9 f.).¹⁵ In Friedmanns Gruppe arbeitete auch ein junger italienischer Anthropologe, Tullio Tentori, welcher erzählte, dass er während der Feldforschung unter dem Eindruck der Notwendigkeit gestanden hatte, die biographischen Daten mit strukturellen Daten zu kombinieren, um das „Bewusstsein der Unterdrückung innerhalb der subalternen Klasse“ (1983, 139 f.) deutlich werden zu lassen.¹⁶ Ins Zentrum rückten für ihn sowohl die Biographien von Personen, die er aufgrund der Daten des Historikers und der Archäologin des Forschungsteams als typisch erachtete, als auch die national- und lokalgeschichtlichen, politischen und strukturellen Faktoren, welche die Entwicklung der Gemeinschaft beeinflussten (ebd.).

Weitere Impulse – vor allem was die Strukturierung des Feldzuganges, die Sammlung von Daten, die Reflexion von deren Symbolisierungsdichte und die Rätselhaftigkeit sozialer Phänomene insgesamt angeht – kamen in dieser Zeit aus den Arbeiten De Martinos (u.a. 1959/2004; 1961/1976). De Martino, der sich ungewöhnlich stark für forschungsmethodische Fragen interessierte (Gallini 2005), war tief beeindruckt von den Untersuchungen Knud Rasmussens über die Inuit und von Shirokogoroffs Forschungen über den tungusischen Schamanismus (vgl. Satta 2005, 69 f.), und in deren Fahrwasser wandte er sich „ethnoreligiösen“ Phänomenen zu. In diesem Zusammenhang führte er zwischen 1950 und 1957 „ethnographische Explorationen“ (2004, 12) in Lucania und 1959 in Apulien durch, wo er sich jeweils mit „zeremonieller Magie“ und dem Tarantismus auseinandersetzte. Seine reichhaltigen Reflexionen basierten auf unterschiedlichen Datenquellen – Feldbeobachtungen, Notizen über lebensgeschichtliche Erzählungen, Bilder, aber auch kurze Audioabschnitte – und zeugen von einem „politischen“ Interesse, das „Leiden“ der Bauern Süditaliens der öffentlichen und offiziellen Geschichte zugänglich zu machen und es der Sprachlosigkeit der Armut zu entziehen (De Martino 1949). Darin wird auch das Erbe Gramscis deutlich¹⁷.

Die geographische Fokussierung und sozialpolitische Orientierung setzte sich in den eindringlichen Arbeiten von Dolci über das Elend der Bevölkerung in einigen ländlichen Gebieten Siziliens fort.¹⁸ Darin werden neben der Beschreibung sozialer Daten über Familien, Arbeit, Parteien-, Erziehungs- und Wohlfahrtsstruktur auch biographische Erzählungen, die exemplarisch für die katastrophalen Lebensbedingungen der Mehrheit stehen sollten, präsentiert (Dolci 1956, 68 ff., 164 ff.). All dies führte Dolci zu der Überzeugung, dass der stark ausgeprägte Banditismus und die hoffnungslose Arbeitslosigkeit in der Region hätten vermieden werden können, wenn man mittels eines Staudamms am Fluss Iato ein Bewässerungssystem für ca. 8.000 Hektar

15 Wie Rammstedt (1992, 99) richtig anmerkt, blieb diese grundlegende Haltung für die spätere methodische und methodologische Entwicklung der italienischen Biographieforschung ein entscheidender Orientierungsrahmen.

16 Die Verwendung des Begriffs „subaltern“ – er taucht auch noch an einigen anderen Stellen meiner Ausführungen auf – verrät die Orientierung der Autoren an den Schriften Antonio Gramscis, der die Kategorie in seinen „Gefängnisheften“ zur Kennzeichnung von „untergeordneten“ und marginalisierten Gruppen verwandte, die von den hegemonialen Teilen der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben (vgl. Gramsci 1999). Der Begriff hat in den letzten Jahrzehnten in Anlehnung an Gramsci eine wichtige Rolle in den „postcolonial studies“ gespielt (vgl. Ludden 2001, Young 2003) und insbesondere die auch ins Deutsche übersetzte Arbeit von Gayatri Chakravorty Spivak „Can the Subaltern Speak?“ (Spivak 2007).

17 Zu dem Einfluss Gramscis auf De Martino vgl. Pasquinelli (1977).

18 Ich teile hier die Reflexionen von Lo Verde (2003, 114), der, bei aller Kritik an dem methodologischen Grundgerüst der Arbeiten von Dolci, diesen „soziologische Relevanz“ attestiert.

Land konstruiert hätte. Vor diesem Hintergrund forderte er nachdrücklich die Verbesserung der Infrastruktur in den Gemeinden (vgl. ebd. 64 f.). Eine solche „sozialanwältliche“ Anregung, Ergebnisse soziologischer Untersuchungen als Impuls für die Ankurbelung sozialreformerischer Projekte zu nutzen, ist – mehr als in anderen Ländern – ein anderes charakteristisches Element der italienischen Soziologie dieser Zeit (vgl. Recchi 2008, 413). Dies trat noch deutlicher in den Vordergrund, als das Land mit den sich bereits am Horizont abzeichnenden Phänomenen der internen Migration von Süd- nach Norditalien¹⁹ und den daraus resultierenden sozialen Konflikten in Städten wie Genua oder Mailand konfrontiert wurde.

Denn im Laufe der Zeit und aufgrund der zunehmenden Beschleunigung der Industrialisierung, die vor allem in Norditalien zwischen 1958 und 1963 im „Wirtschaftswunder“ kulminierte (Cardini 2006), wurde eine turbulente Veränderungsdynamik in der Gesellschaft erzeugt, die den Fokus der Sozialwissenschaftler auf sich lenkte. Die Richtungen der „geographischen Mobilität“ wurden von den neu entstandenen industriellen Zentren, vor allem in Norditalien, bestimmt und von der Erosion vertrauter familiärer und sozialer Strukturen begleitet (vgl. Crainz 2003, 14). In dieser Zeit entstand „Comunità e razionalizzazione“, eine Arbeit von Alessandro Pizzorno (1960), die zu Recht als Klassiker der italienischen Soziologie betrachtet wird (Jedlowski 2003, 121)²⁰. Darin zeigt Pizzorno, wie in Rescaldina, einer norditalienischen Stadt, unterschiedliche Alltagssphären immer deutlicher von der Logik einer zunehmend modernen und industrialisierten Welt erfasst und kolonialisiert werden (ebd.).

Klarer lebensgeschichtlich orientiert – aber auch reich an soziostrukturellen Daten – erscheint die Gemeindestudie von Ferrarotti et al. (1959) über die biographischen Auswirkungen der einsetzenden Technisierung und Industrialisierung auf die Welt der Bauern in Castellammare, einer kleinen Stadt in Campania.

In diesem Rahmen lässt sich auch Luciano Cavalli, ein Soziologe marxistischer Orientierung aus Mailand, verorten (vgl. Turi 2008, 40 ff.), der während eines Studienaufenthalts in Amerika von den Pionieruntersuchungen der Chicagoer Schule und vor allem den „Gemeindestudien“ von Lynd und Lynd (1929) beeinflusst wurde (vgl. Giovannini 2008, 320; vgl. Recchi 2008, 412). Er begann nach seiner Rückkehr nach Italien sich für das Leben der Fabrikarbeiter und das der süditalienischen Migranten in Genua zu interessieren (vgl. Cavalli 1957, 1964). Es entstanden Untersuchungen, die unter anderem lebensgeschichtliche Materialien mit teilnehmenden Beobachtungen und weiteren statistischen Daten triangulierten und zur Erhellung der Lebensbedingungen von Nischen proletarischer Migranten innerhalb des städtischen Sozialraums in Genua und Imperia beitrugen (vgl. Recchi 2008, 421 f.). Auch wenn diese Studien nicht direkt zur Biographieforschung gezählt werden können, machten sie doch auf ein kollektives Phänomen aufmerksam, das dann zentral für andere Untersuchungen wie die von Alasia und Montaldi²¹ (1960/1975) und Montaldi (1961/1972) wurde. Franco Alasia, der mit Danilo Dolci befreundet war und dessen engagierten

19 Zwischen der Nachkriegszeit und der Ölkrise von 1973 zogen fast 4 Millionen Menschen von Süd- nach Mittel- und Norditalien (vgl. Pugliese 2002, 43 f., zit. n. Recchi 2008, 413).

20 Zur Bestätigung der Bewertung Jedlowskis sei hier kurz angemerkt, dass die Studie von Pizzorno vom venezianischen Verlag Marsilio 2010 wieder aufgelegt wurde.

21 Montaldi war Teil einer marxistisch orientierten Gruppe, die sich in der Zeit der Entstalinisierung in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre an einer kritischen Diskussion über die Arbeiterbewegung beteiligte (vgl. Campelli 1977, 107).

Kampf in Sizilien persönlich unterstützt hatte, begann Ende der 1950er Jahre, biographische Zeugnisse von Migranten aus Nord- und Süditalien zu sammeln, die in der Peripherie Mailands in dürftigen Häuserkonglomeraten lebten. Diese 38 gesammelten Lebensgeschichten zeigen nicht nur die Motivationsquelle für den Aufbruch in die Fremde, sondern schildern auch die desolante Fortdauer der Distanz der von Verelendungstendenzen geprägten „subalternen Welt“ der Zugewanderten zu der Aufnahmegesellschaft. Zudem werden darin ihre Erfahrung sozialen Leidens sowie Demütigungserlebnisse, in denen individuelle und kollektive Phänomene vorenthaltener Anerkennung sichtbar werden, deutlich.²²

Die Arbeiten von Montaldi sind meiner Meinung nach bezeichnend für eine bestimmte Tendenz in der italienischen Biographieforschung²³, denn darin werden nicht nur die Erkenntnisintentionen in Bezug auf bestimmte Wirklichkeitsabschnitte expliziert, sondern es wird auch der Versuch unternommen, die marginalisierungserzeugenden Prozess- und Strukturelemente durch „kritische Aktivität“ zu verändern. Montaldi spricht in diesem Zusammenhang wörtlich von „Transformation“ und führt diese als Kernorientierung bei der Zielbestimmung des Erkundungsprozesses auf (1972, 15). Insbesondere machte er sich für eine marxistische Soziologie als Instrument der Entlarvung von Widersprüchen der Klassengesellschaft stark (vgl. Campelli 1977, 107 f.).

Die 1960er und 70er Jahre waren in Italien allgemein durch die zunehmenden Versuche geprägt, die qualitative Forschung zu diskreditieren, wobei dies von der Rezeption²⁴ des amerikanischen Funktionalismus (Jedlowski 2003, 121) und dem parallelen Mangel an einer rigorosen methodologischen Reflexion seitens der damals wichtigsten Vertreter einer qualitativen Orientierung wie Goffman oder Blumer genährt wurde (Bruni/Gobo 2005).²⁵ Erst mit der Veröffentlichung des Lehrbuches von Glaser und Strauss (1967), das auch auf die italienische Debatte Auswirkungen hatte, wurden Bedingungen für eine nachhaltige methodologische Konsolidierung geschaffen (Bruni/Gobo 2005).

Zwischen dem Sommer 1963 und dem Sommer 1964 klangen die Modernisierungskräfte, die den Aufschwung vorantrieben hatten, plötzlich ab (Crainz 2003, 6f). Es begann eine „konjunkturelle Phase“, in der die Konturen der sozialen Ungleichheiten und Widersprüche, erzeugt durch den industriellen Aufschwung und dann verstärkt durch das Scheitern der sozialreformerischen Politik der Regierungen der „Mitte-Links“-Koalition (ital. „Centro-Sinistra“) und der Krise der ersten Regierung von Aldo Moro 1964, sichtbar wurden (vgl. Crainz 2003, 6; vgl. auch Foot

22 Die Studie von Alasia und Montaldi wurde zu Recht für ihren polemischen Charakter und die selektive Sammlung von Daten kritisiert, die das Phänomen der Migration nur unter dem Gesichtspunkt sozio-ökonomischer Marginalisierung betrachtete und zur Stärkung eines defizitorientierten Stereotyps von Südtalienern beitrug (vgl. Foot 2001, 44 f.).

23 Corradi (1988, 83) attestiert der italienischen qualitativen Forschung insgesamt eine sozialkritische Haltung („spirit of social criticism“).

24 Die Tatsache, dass sich diese Rezeption als wenig ergebnisreich herausstellte, ist für Jonas (1981, 150) auf das „bewusste Disengagement“ und die wertneutrale Haltung des funktionalistischen Gedankengebäudes zurückzuführen, Aspekte, die sich, verglichen mit den klaren Positionen in den theoretischen Systemen von Mosca oder Pareto, als nachteilig erwiesen.

25 Einen weiteren Grund für die damalige marginale Rolle qualitativer Methoden sah Corradi (1988, 83) in der instrumentellen Verquickung zwischen der Sozialforschung und den Mechanismen sozialer Kontrolle.

2001).²⁶ Die neuen Massenbewegungen formierten sich in den Zentren des Aufschwungs und setzten daraufhin eine „Proletarisierung der Städte“ in Gang, die das Interesse von Ferrarotti (1974) weckte. In seiner Arbeit über das Leben der Bewohner der Baracken in der Peripherie Roms, deren Untertitel bezeichnenderweise „Beitrag zu einer Soziologie der Marginalität“ lautet, versuchte er anhand von autobiographischen Erzählungen zu klären, „wie die objektiven Bedingungen, welche die Existenz der Bewohner der Baracken definieren, in den Biographien der Individuen zum Ausdruck kommen und erlebt werden“ (Ferrarotti 1974). In seiner einführenden theoretischen Positionierung setzte er sich kritisch mit der psychologistischen Interpretation von „Klasseninteressen“ (ebd., 26) des „Polish Peasant“ von Thomas und Znaniecki und der „Ambiguität“ eines Konzeptes wie dem der „Kultur der Armut“ von Oscar Lewis (1982) und dem in seinen Augen damit einhergehenden Risiko, „den politischen Wert der Forschung zu schmälern“ (Ferrarotti 1974, 17), auseinander. Gleichzeitig hob er die Notwendigkeit hervor, das Spannungsverhältnis zwischen den objektiven Daseinsbedingungen (ital. „datità“) und dem individuellen Erleben (ital. „vissuto“) nicht aus dem Blick zu verlieren (ebd. 32 ff.), und er kam zu einem Verständnis von Marginalität als strukturelle Dimension (vgl. Ferrarotti 1974, 28 ff.).

Einer ähnlichen Ausrichtung folgen die Untersuchung von Ferrarotti/Crespi (1994), die Sammlung autobiographischer Erzählungen von Fabrikarbeitern in Sesto San Giovanni von Crespi (1979) und seine Untersuchung über die Lebensgeschichten von Fabrikarbeitern in der Region rund um Pavia²⁷ (1974). Letztgenannte verfolgte das Ziel, einerseits die zentralen Merkmale einer solch „existentiellen Lage“ herauszuarbeiten und andererseits die Entwicklungswege zur Bildung eines kollektiven „historischen Bewusstseins“ der Arbeiter in Bezug auf die Gesellschaft, in der sie leben, nachzuzeichnen (vgl. ebd., 22). Richtungsweisend für Crespi sind u.a. die Beiträge von Serge Mallet, Alain Touraine und Oskar Negt (vgl. ebd., 25).

Weitere qualitativ orientierte Arbeiten verorten sich in dem allgemeinen Interesse Ende der 1960er und 70er, aber auch 80er Jahre an sozialen Bewegungen (Calabrò/Grasso 1985/2004; Melucci 1984) und vor allem der Frauenwelt. Darunter die Untersuchung von Piccone Stella über 50 junge Frauen im Alter von 20 bis 30 Jahren aus Süditalien (1979), Saraceno (1986) und die der Oral History verpflichteten Beiträge von Passerini (1988b), Revelli (1997), Rivera (1984) sowie insbesondere die von Gallini (1981) und Di Piazza/Mugnaini (1988), welche jeweils die Lebensgeschichte

26 Mehr als die Soziologen waren es in erster Linie Schriftsteller und Regisseure, die als sensible Seismographen die tektonischen Bewegungen dieser Zeit, noch bevor diese in aller Deutlichkeit wahrnehmbar wurden, mit beeindruckenden Arbeiten registrierten. 1962 wurde der Roman „La vita agra“ von Luciano Bianciardi veröffentlicht und 1964 von Carlo Lizzani verfilmt. Aus diesen Jahren stammen auch „Tempi stretti“ (1957) und „La linea gotica“ (1962) von Ottiero Ottieri sowie „Il calzolaio di Vigevano“ (1962), „Il maestro di Vigevano“ (1962) und „Il meridionale di Vigevano“ (1964) von Lucio Mastroianni. Zudem kommen 1960 „Rocco e i suoi fratelli“ von Luchino Visconti, 1961 „L'acattone“ von Pasolini und 1963 „I mostri“ von Dino Risi ins Kino.

27 Die Folgen des wirtschaftlichen Aufschwungs und der darauffolgenden „Konjunktur“ wurden vor allem von der Arbeiterklasse „bezahlt“, sodass die Studentenbewegung von 1968 leichtes Spiel hatte, deren Unbehagen für ihre Proteste zu gewinnen. Im Herbst von 1969 (dem „heißen Herbst“) nahmen die Kämpfe von Arbeitern und Gewerkschaften in Italien zu. Es entstand eine Phase der gesellschaftlichen Destabilisierung, die trotz der Gemeinsamkeiten mit ähnlichen Erfahrungen in anderen Ländern Europas, vor allem hinsichtlich der Intensität und Dauer des Konflikts, italienspezifische Dimensionen aufweist (vgl. Crainz 2003, 326) Für eine detailreiche historische Rekonstruktion dieser Zeit siehe Crainz (2003, 321- 409) und für eine soziologische Betrachtung Pizzorno et al. (1978).

einer „Bäuerin“ (ital. „contadina“) präsentieren und somit die Schwelle zu einer Anthropologie markieren, welche sich an die subjektiven Erfahrungen der Einzelnen in modernen komplexen Gesellschaften zu wenden beginnt (vgl. Bachiddu 2010, 105).

Eine letzte erwähnenswerte sozio-anthropologische Untersuchung in den 1970er Jahren ist die von Tentori und Giudicini (1972), welche die problematischen Auswirkungen der schnellen Veränderungsdynamik eines Viertels der Stadt Bologna anhand autobiographischer Interviews und Leitfadenterviews, kombiniert mit einer Sammlung von Bildern und kartographischem und demographischem Datenmaterial, aufzeigt.

Inzwischen wurden auch andere dramatische Phänomene der Ausgrenzung in der italienischen Gesellschaft in der Öffentlichkeit verstärkt wahrgenommen und thematisiert. Franco Basaglia z.B. stieß mit seinen Büchern, die sich sowohl auf Sartre als auch auf Gramsci stützen (1968 und 1973) und die erste Rezeption der Werke von Erving Goffman in Italien darstellen (vgl. Barbano 2003, 222)²⁸, international auf Interesse. Darin schilderte er eindrücklich die Situation der Patienten in „Irrenanstalten“ (ital. „Manicomio“) und trug mit Erfolg zur Deinstitutionalisierung der psychiatrischen Versorgung bei.

Der Kern der demokratischen Psychiatrie in Italien, die viele Impulse aus der englischen Antipsychiatrie von Laing, Cooper und von der Gemeindepsychiatrie Frankreichs aufnimmt und weiterentwickelt (vgl. Basaglia 2002, 116 ff.), besteht aus dem Versuch, solche Prozesse der Demontierung des Irrenhauses bzw. der Anstaltsöffnung mit der Re-Etablierung oder Wiederentdeckung der persönlichen Lebensgeschichten der Krankenhausinsassen zu verknüpfen, ihnen „die Würde einer Biographie zurückzugeben“ (Pastore 1994, 100). Es gibt viele Texte, welche auf einen solchen Zusammenhang hinweisen.

Besonders bemerkenswert – auch für die empirische Orientierung, die ihr zugrunde liegt – ist die Arbeit von zwei Ärzten, Piccione und Lo Savio, eine Arbeit²⁹, die von dem Bemühungen berichtet, eine Abteilung für Langzeitpatienten des Krankenhauses von Trieste nach außen hin zu „öffnen“. Zu diesem Zweck wird die Erkundung der „wirklichen Geschichte“ (Schmid 1977, 18) der Insassen eine zentrale Bedeutung erlangen. Piccione brachte diese neue biographische Sensibilität zum Ausdruck, indem er Interviews mit zwölf Patientinnen und Patienten durchführte und dabei eine Gesprächsführung wählte, welche grob an die eines narrativen Interviews erinnert.

Später versuchte er zwei Wochen lang, sich als Beobachter in der Abteilung aufzuhalten, um sich ein Bild über die Kontext- und Bedingungsbeziehungen des Prozesses des Auffällig-Werdens zu machen und scheinbar unerklärliche Verhaltensweisen zu verstehen.

Aus dieser Erfahrung heraus versuchte er anschließend, in der täglichen Morgenversammlung zusammen mit dem Pflegepersonal einen kollegialen Stil der biographischen Fallexploration zu entwickeln, ja institutionell zu verankern und auf

28 Die italienische Übersetzung von „Asylums“ von Erving Goffman stammt von Franca Basaglia und wurde mit einer Einführung von Franco und Franca Basaglia bereits 1968 veröffentlicht.

29 Da das Original der Arbeit in deutschen Bibliotheken nicht zu finden war, habe ich auf die Hinweise aus dem Buch von Sil Schmid (1977) rekurriert.

deren Basis eine neue Orientierung im Umgang mit den Patientinnen und Patienten bei der Gestaltung der Rehabilitationsarbeit herauszubilden. Piccione schreibt:

Als erstes nahmen wir uns die allerschwersten Fälle vor. Diese Patientinnen zu „re-historisieren“, ihnen ihre persönliche Geschichte wiederzugeben, war das Ziel. Es gelang uns, indem wir alle Informations-Bruchstücke, die jeder Einzelne beizutragen hatte, zusammenfügten. So rekonstruierten wir die Biographie derjenigen Insassen, die den Pflegerinnen nur durch ihr völlig entmenslichtes Verhalten bekannt waren. Damit entwickelten wir auch erste einfache individuelle Rehabilitationsprogramme (zit. n. Schmid 1977, 22).

Biographie wird zum Ausgangspunkt für den Entwurf einer medizinischen Professionalität, die davon geprägt ist, dass der Patient – befreit von einer expertenhaften Definitionsmacht – als autonomes Wesen mit einer nachvollziehbaren Geschichte wahrgenommen wird. Diese wird zum Rahmen für eine neue Erkenntnisrelation, die den „Insassen“ nach Dekaden der Vorenthaltung fundamentaler Grundrechte eine wesensgemäße „bürgerliche“ Subjektautonomie und eine nicht aufhebbare Verantwortung für sich selbst zubilligt.

In diesem „antipsychiatrischen“ Klima entstanden einige einprägsame „Zeugnisse“ wie z.B. das von der „Langzeitpatientin“ Adalgisa Conti, die 1913 im Alter von 26 Jahren in die Anstalt von Arezzo³⁰ eingewiesen wurde. Luciano Della Mea (1978) hatte in deren „Krankenakte“, in der auch andere wichtige Dokumente verwahrt wurden, einen in verbittertem Ton verfassten Brief aus dem Jahr 1914 gefunden und veröffentlicht. Darin versuchte Adalgisa Conti – ohne Erfolg – durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte, ihren Arzt zu einer Revision seiner Entscheidung zu bewegen und eine Entlassung zu bewirken.

Eine weitere erschütternde Arbeit über das Leben von Frauen in vier italienischen Irrenanstalten stammt von Morandini (1985). Hier wird, aus der Sicht der „Patientinnen“ und mittels ihrer bewegenden Erzählungen u.a. über das demütigende Erleben von Elektroschockbehandlungen und die Gabe von Medikamenten, die brachiale Gewalt von und in den „Institutionen“ beschrieben.

Neben den Erleidensprozessen von psychiatrischen Patienten gerieten auch die zunehmenden Migrationsströme in den Fokus von Sozialwissenschaftlern. In der Zeit zwischen 1955 und 1970 wanderten mehr als vier Millionen Italiener ins Ausland aus (vgl. Crainz 2003, 14). In diesen Rahmen lässt sich auch die Migration nach England und u.a. nach Bedford einbetten, eine Stadt, die 1980 5.000 Zuwanderer aus Italien verzeichnete, wovon 399 aus Kalabrien stammten. Auf diese kleine Gruppe konzentrierte sich Renato Cavallaro bei seiner Arbeit (1981). Die zugrundeliegende Stichprobe zählte 18 Familien. Mit diesen führte Cavallaro Interviews zur Erhebung von „einzelnen Biographien“, „Paarbiographien“ (Ehepaare) und „Gruppenbiographien“ durch. Bei den zuletzt genannten Interviews ließ er während der Aufzeichnung einer „Paarbiographie“ andere Verwandte, die dazu explizit eingeladen worden waren, in

³⁰ Nachdem Basaglia mit der „Öffnung“ der Anstalt in Gorizia zuerst gescheitert war, wurde das „Experiment“ der „demokratischen Psychiatrie“ in weiteren Städten Italiens wie Arezzo, Trieste, Perugia etc. weitergeführt (vgl. Donnelly 1992, 56).

das Gespräch intervenieren³¹ (vgl. ebd., 23). Außerdem wurde „sekundärbiographisches Material“ wie Tagebücher, Fotos, Briefe und Zeitungen gesammelt und in die Analyse miteinbezogen. Insbesondere der Verweis auf das Konzept von „sozialer Zeit“ von Durkheim als „reale Zeit erlebt in den Erfahrungen der Einzelnen in der Gruppe“ (ebd., 55) gab ihm die Möglichkeit, das konfliktbeladene Verhältnis zwischen den unterschiedlichen koexistierenden sozialen Zeiten in den Erzählungen zu identifizieren: Während die Zyklichkeit der „ländlichen Zeit“ der Ursprungsgesellschaft das Fundament für den Zusammenhalt der Gruppe und für die Reproduktion ihrer Kultur lieferte (vgl. ebd., 26, 58 f., 75), war die fragmentierte, ja rationalisierte Struktur der „industriellen Zeit“ eine Dimension, die manche Mechanismen zur Herstellung von Solidarität in der primären Gruppe sprengte (vgl. ebd., 65). Zudem warf die Untersuchung ein Licht auf „Diskontinuitätsmomente“, wie beispielsweise Feierlichkeiten, die als Befreiung aus der linearen Entfaltung der industriellen Zeit erlebt wurden.

Inzwischen fließen, wie Barbano anmerkt (2003, 201 u. 218 und 1987, 263), in die methodologische Diskussion die Impulse aus der Veröffentlichung wesentlicher Beiträge über den symbolischen Interaktionismus wie die anthologische Sammlung von Ciacci (1983), die Auseinandersetzung mit den Studien von Goffman (Giglioli 1969, 1971; Ciacci 1972), die von 1969 stammende Übersetzung der Arbeit von Berger und Luckmann „The Social Construction of Reality“, die – nicht unkritische (Barbano 1987, 293 ff.) – Sammlung über die Ethnometodologie (Giglioli/Del Lago 1983) und Beiträge über die Soziolinguistik (Giglioli 1968, 1973). Und es wird ein großes Interesse an der Soziologie des Alltagslebens geweckt (Caccamo 1979; Jedlowski/Vigorrelli 1979).³² Es entsteht in diesem Rahmen durch die Verflechtung unterschiedlicher Impulse, ausgehend von einer selbstkritischen Reflexion über die Überfokussierung der marxistischen Ideologie auf ökonomische Aspekte, über die Verschärfung der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit für kleinflächige Dimensionen der Lebensrealität – es werden in diesen Jahren die Arbeiten von Henry Lefebvre und Agnes Heller ins Italienische übersetzt – bis zu einer produktiven Rezeption der Schule der „Annales“ von Braudel mit ihrer „Historisierung des Alltagslebens“ (Burke 1990, 46)³³, langsam eine neue analytische Sensibilität (Jedlowski 2003, 123 ff.). Ein gelungener Ausdruck dieser Dynamik bzw. dieser schrittweisen Verdichtung neuer epistemischer Erkundungsprinzipien stellt die Studie von Alberto Melucci (1984) dar, der später mit dem Sammelband „Verso una sociologia riflessiva“ (1998) („Reflexive Soziologie“) ein wichtiger Vertreter einer Erneuerung der qualitativen Erkenntnishaltung in Italien

31 Auch De Luca/Panareo (2006, 47) hatten in ihrer Arbeit über bi-nationale Paare vor, Interviews durchzuführen, und dabei geplant, Kreuzvergleiche zu machen, indem zuerst die Paare und dann die einzelnen Partner hätten interviewt werden sollen. Die beiden Wissenschaftlerinnen sind allerdings aus forschungspragmatischen Gründen davon abgekommen (man hatte nicht so viel Zeit zur Verfügung, und die Paare waren nach dem ersten Interview zu erschöpft, um weitere Gespräche zu führen). Auffällig ist, dass die ethischen Dimensionen, die mit solchen Settings verknüpft sind, völlig unthematisiert bleiben (vgl. Schütze 1987).

32 Für eine profunde Reflexion über die Bedeutung dieser Rezeption, ihre theoretische und geschichtliche Einbettung vgl. Barbano (2003, 197-230; 1987, 171 u. 282). Er relativiert z.B. teilweise die Vorstellung einer passiven Rezeption der Beiträge des Symbolischen Interaktionismus in Italien und verweist auf die Beiträge autochthoner Autoren wie Giorgio Braga (1961, 1977) und Camillo Pellizzi (vgl. Barbano 1987, 195 f.).

33 Unter den Biographieforschern, die sich intensiv mit Braudel, Georges Duby und Lucien Febvre auseinandersetzen, sollten hier exemplarisch insbesondere Ferrarotti (1994) und Crespi (1979) erwähnt werden.

wird. Für die Biographieforschung spielt – wenn wir hier die lebensgeschichtlich orientierten Oral-History-Arbeiten von Luisa Passerini über die Erinnerungen von Turiner Arbeitern an die Zeit des Faschismus (1984, 4) und die von Alessandro Portelli (2007) nicht ausdrücklich dazu zählen – der Beitrag von Chiara Saraceno (1986) in diesem sich entfaltenden selbstreflexiven Forschungshorizont eine besondere verdienstvolle Rolle.

Denn ihre vergleichende Untersuchung zwischen den biographischen Verläufen zweier Frauengenerationen – die eine, deren Vertreterinnen 1986 zwischen 18 und 22 Jahre alt sind, und die andere, welche Frauen zwischen 28 und 32 Jahren betrachtet –, mit ihren unterschiedlichen Selbstdefinitionen und Verwirklichungsprojekten (ebd., 8f) zeugt von einem tieferen Verständnis für die Bedeutungskomplexität der bereits am Ende der 1960er Jahre begonnenen Veränderung der Lebensrealität der Frauen und versucht diese mit großer methodischer Sensibilität zu durchdringen.

Mit der Ausdifferenzierung der internationalen Migrationsrouten verschob sich der Schwerpunkt des Forschungsinteresses. 2003 betrug die Zahl der sich rechtmäßig in Italien aufhaltenden „Ausländer“ mehr als 1,5 Millionen (vgl. Russo Krauss 2005, 26), dementsprechend wuchs das Interesse der Sozialwissenschaftler am Leben dieser Gruppe.

Schon gegen Mitte der 1970er Jahre wurde Italien Ziel von immer mehr Menschen aus anderen Ländern. Es ist eine Zeit, die international von wirtschaftlichen Krisen geprägt ist³⁴ und in der andere europäische Länder wie beispielsweise Deutschland die Anwerbung von Migranten stoppen. Es kann sein, dass sich all das auf die Entscheidung, Italien, aber auch Griechenland oder Spanien als Wahlheimat auszusuchen, ausgewirkt hat (vgl. Russo Krauss 2005, 18; Quarta 2008, 36).

Ein wiederkehrendes Interesse zeichnet sich in diesem Kontext im Hinblick auf die Rekonstruktion der Migrationserfahrung der in Italien lebenden ausländischen Frauen ab. Macioti und ihre Mitarbeiterinnen haben z.B. mit zwölf marokkanischen Frauen – alle jünger als 35 Jahre –, die in Rom und in Latium lebten, offene Interviews durchgeführt (vgl. Macioti 2000). Auffallend war die Schwierigkeit, einen Zugang zu dieser „Zielgruppe“ zu finden (vgl. ebd., 11 f.), die später bei der Auswertung der Erzählungen auf die fortdauernde Isolation der Frauen (vgl. ebd., 66) bei gleichzeitiger Abwesenheit einer frauenspezifischen marokkanischen Vereinskultur (vgl. ebd., 13) und auf die teilweise fehlenden Italienischkenntnisse (vgl. ebd., 121) zurückgeführt wurde. Dabei bleibt der Mann einziger Vermittler zwischen der Frau und dem gesellschaftlichen Umfeld, was als Ausdruck einer „Frauensubalternität“ gedeutet wird (ebd.). Aufgrund dieser Ergebnisse fordert die Forscherin die Implementierung von Sprachkursen oder die Schaffung von Gelegenheitsstrukturen wie z.B. Frauentreffen für die Ausübung vorenthaltener Sozialität (vgl. ebd., 122).

Komplexer und methodisch präziser zeigt sich die Arbeit von Quarta (2008). Die Soziologin triangulierte quantitative Erhebungen und teilnehmende Beobachtungen mit lebensgeschichtlichen Erzählungen von fünf aus Marokko stammenden Frauen aus der Region rund um Lecce in Apulien. Es handelt sich hierbei um Material, das mithilfe „fokussierter Interviews“ erzeugt wurde. Ziel der Arbeit war die Explizierung der Rolle bzw. der „Haltung“ der Frauen in dem Projekt der Auswanderung und in

34 Dementsprechend werden die Gründe für die Migration nach Italien eher auf der Ebene des Push-Factors identifiziert (vgl. Russo Krauss 2005, 17).

ihrer Familie, um zu untersuchen, in wie weit die Migrationserfahrung zu einer „Kontaminierung von kulturellen Skripten“ und zur Reformulierung der eigenen Identität beiträgt (vgl. ebd., 81 f.). Des Weiteren wurden die erhobenen Daten dazu benutzt, um die Hypothese von Mernassi zu überprüfen, wonach die patriarchalische Familienstruktur, mehr als die islamische Religion, für die „Subalternität“ der Frauen verantwortlich sei (vgl. ebd., 81 ff.).

Von Biographien von Zuwanderern aus Afrika und Asien in die Region Lecce – einem Gebiet am untersten Zipfel Apuliens, in dem daher immer wieder „illegale“ Migranten stranden – handelt die einfühlsame Forschung von Perrone (1995). Diese reifte während der Freiwilligenarbeit innerhalb eines Vereins, der sich für diese Gruppe engagiert, heran und zielte darauf ab, „die Berührungspunkte zwischen den Kulturen“ zu identifizieren und zu würdigen (ebd., 41), ohne die Sichtweise des Anderen durch eine eurozentrische Perspektive zu vereinnahmen (vgl. ebd., 35). Zudem interessierte sich Perrone für die Dynamik der Lebensbewältigung nach dem „traumatischen“ Aufeinanderprallen mit der italienischen Gesellschaft und die dieser Dynamik zugrundeliegenden kulturellen Sinnquellen (vgl. ebd., 35 f.).

Zwei weitere erwähnenswerte Arbeiten haben sich mit der Rekonstruktion von Kriminalisierungsprozessen im Rahmen von Biographieverläufen von Migranten auseinandergesetzt. Zum einen sind 33 junge Maghrebiner zwischen 18 und 25 Jahren ins Zentrum des Interesses von Sbraccia (2007) gerückt, die zu der Zeit der „biographischen Interviews“ in fünf unterschiedlichen Vollzugsanstalten ihre Strafen absaßen, und zum anderen haben Angelini und Fossa (2005) die Verflechtungen zwischen Migration und Inhaftierung nachzuvollziehen versucht.

In den letzten Jahren ist ein zunehmendes Interesse an ethnographischen – aber auch ethnomethodologischen³⁵ – Untersuchungen festzustellen, die oft mit der Erhebung halb-strukturierter lebensgeschichtlicher Interviews trianguliert werden (vgl. Bugliari Goggia 2007, 205-212). Exemplarisch für diese Forschungshaltung sind die Arbeiten von Bugliari Goggia (ebd., 207 f.) über die Lebensgeschichte von neun Militanten aus linksextremen Bewegungen in Turin anhand von semi-strukturierten Interviews und die von De Luca/Panareo (2006).

Anmerkungen zur Forschungspraxis

Während in diesen Arbeiten die Orientierung an einem von Leidensartikulationen geprägten empirischen Vorgehen von einer ausgeprägten Sensibilität für Verletzungserfahrungen zeugt, erhalten die analytische Herangehensweise und die Strukturiertheit der Deutungspraxis im Umgang mit den autobiographischen Materialien sowie die zugrundeliegenden methodologischen Voraussetzungen oftmals nur schwache Umrisse. Die häufigen expliziten oder eher beiläufigen Verweise auf Gramsci, Marx und Sartre oder auf Beiträge, die in dieser Traditionslinie stehen, wie z.B. die von Daniel Bertaux, sowie die sozialreformatoren Perspektiven, die mit den Ergebnissen verknüpft werden, lassen deutlich werden, wie sich die Autorinnen und Autoren politisch verorten (vgl. Rammstedt 1992, 119).

Bezogen auf die Gestaltung des Forschungsprozesses fällt auf, dass die Erhebung von Lebensgeschichten teilweise entweder ergänzend zu einer schriftlichen Befra-

35 Für einen Überblick der Rezeption der Ethnomethodologie in Italien siehe Segre (2004).

gung (Esposito 2004, 135)³⁶ oder in einer explorativen Phase erfolgt, um Themen sichtbar werden zu lassen, welche dann in einem zweiten Schritt anhand fokussierter Interviews „vertieft“ werden sollten. Ein solcher Zugang wird von De Luca/Panareo (2006, 43 ff.) bei der Rekonstruktion der Geschichten „erfolgreicher“ binationaler Paare in Lecce und von Giudicini/Pieretti (1994, 430 f.) in der Studie über Drogenabhängige während ihres Rehabilitationsaufenthalts in der „Comunità S. Patrignano“ bei Rimini gewählt. Giudicini und Pieretti entschieden sich dafür, den Informanten selbst die – sehr wahrscheinlich schriftliche – „Zusammenstellung“ (ital. „compilazione“) ihrer biographischen Verläufe anhand eines Fragebogens mit 13 thematischen Bereichen zu überlassen, weil man u.a. von der Annahme ausging, dass ein herkömmliches Interview Befangenheitsbedingungen hätte entstehen lassen können, die die Erzählung „sensibler“ Erfahrungen hätten erschweren können.³⁷

In anderen Fällen, wie bei der Studie über Homosexuelle in Süditalien von Burgio (2008, 51), wird auf ein offenes Interview hingewiesen, wobei der Erzählstimulus thematisch stark fokussiert wird und deshalb diskriminierend wirkt („erzähl mir von deinem Leben als Homosexueller, mit besonderer Berücksichtigung der Schulzeit“). Auch die vom Autor an manchen Punkten selbstkritisch betrachtete (ebd., 51 f.) Gesprächsführung hat eine grundsätzliche Orientierung an den Relevanzlinien der Informanten im Blick, wobei sie gleichzeitig die Rückbindung an das beabsichtigte Erkenntnisinteresse verfolgt.

Was die Auswertung des Materials von Untersuchungen bis zum Ende der 1990er Jahre angeht, entsteht teilweise der Eindruck einer gewissen Unsicherheit, wenn es darum geht, mit sprachlichen Auffälligkeiten in den gesammelten Erzählungen umzugehen. Diese Unsicherheit manifestiert sich in der Tatsache, dass sprachliche Phänomene wie z.B. Hintergrundkonstruktionen³⁸ (vgl. Schütze 1987) oder Redeabbrüche³⁹ nicht in das Blickfeld der Forscher geraten.⁴⁰ Eine bemerkenswerte Ausnahme bleibt Cavallaro (1981; 1985), welcher in der Auswertung der Lebensgeschichten von nach England ausgewanderten Kalabresen der Spannung zwischen den gestaltgebenden situativen Interaktionsdimensionen (ital. „cornice“) und dem darin eingerahmten

36 Die methodische Entscheidung der Studie von Esposito (2004) ist mit der Besonderheit des Untersuchungsgegenstands verknüpft: das Familien- und Alltagsleben und die Bedeutung der Religion in dem Leben von Mafiamitgliedern, die ihre Strafe in einem neapolitanischen Gefängnis absitzen („Casa Circondariale di Secondigliano“). Der Autor beschreibt die Schwierigkeiten, persönliche Gespräche mit den Insassen zu arrangieren (ebd., 22 f.), und präsentiert – neben den Befragungsergebnissen – in einer knappen und dennoch gehaltvollen Weise die Lebensgeschichte von vier seiner Informanten (ebd., 135 ff.).

37 Zur Ehrenrettung der italienischen Forscher ist hier anzumerken, dass solche „theoretischen“ Vorbehalte gegenüber der Ergiebigkeit offener bzw. narrativer Interviews auch in Deutschland – und das nach mehr als 30 Jahren Erfahrung mit solchen Formen der Datenerhebung, ja profunder sprachsoziologischer Untersuchungen (vgl. Kallmeier/Schütze 1977) – ohne ausreichende Berücksichtigung von deren empirischem Gehalt propagiert werden.

38 In transkribierten Interviews von Cavallaro (1981), Crespi (1974) und Montaldi (1972) konnte ich jeweils auffällige Hintergrundkonstruktionen identifizieren.

39 Bichi (2002, 153) präsentiert die Transkription eines Interviews bereinigt von allen „nutzlosen Wiederholungen von Wörtern und unvollständigen Wörtern“, während De Luca/Panareo (2006) erwähnen, dass sie aus dem transkribierten Interview „Wiederholungen und komplizierte Konstrukte“ eliminiert haben, um den Text für den Leser zugänglich zu machen.

40 Crespi (1974, 26) modifiziert den transkribierten Text, indem er Daten korrigiert und Episoden vervollständigt.

„erzählenden Gedächtnis“ („narratum“) besondere Aufmerksamkeit schenkt (vgl. Cavallaro 1981, 29 ff.). Auch die rhetorischen Prozeduren, die Bedeutsamkeit von kontrastierenden Phänomenen, wie die der „Kondensierung“ (ital. „concisione“) und der „Redundanz“ (ital. „ridondanza“) der gesprochenen Sprache, die formalen Aspekte bezüglich der Segmentierung des Textes, die Auffälligkeit von „Wortentstellungen“ (ital. „storpiatura“), von „Code-Switching“ oder verbalen *Tempi* erhalten eine Deutungsrelevanz bei der Erschließung des Textes. Weitere Anregungen wie die von Pozzi (1985), der sich auf den Unterschied zwischen „Narration“ und „Genre“ stützt, bleiben trotz ihrer potentiellen Nützlichkeit vage und orientierungsschwach.⁴¹ Neuere methodologische Reflexionen zeigen sich – wenngleich man in ihrer theoretischen Artikulation eine analytische Tiefe vermisst – sensibel für sprachlich-kommunikative Aspekte der Hervorbringung mündlicher Lebensgeschichten, für ihre aufgeschichtete sequentielle Struktur und Textsortendifferenzierung (Cucchi 2005, 159-176), aber auch für die semiotische Qualität des Interviews (Montesperelli 2008, 46 ff.).⁴²

In Bezug auf die Strukturierung der Erhebungsmethoden zeigt sich mit der Konzentration auf eine offene Interviewführung eine gewisse Einheitlichkeit⁴³ (vgl. Rammstedt 1992, 117). Gleichzeitig ist es schwierig nachzuvollziehen, wie die Forscher mit den Gesprächsführungs- bzw. Erhebungstechniken tatsächlich umgegangen sind, da sich deren Darstellung auf wenige wortkarge Hinweise beschränkt. In vielen Fällen wird allerdings deutlich, dass die Erzeugung der Erzählung exmanenten Gegenstands- und theoretischen Forscherinteressen unterliegt⁴⁴ (vgl. u.a. Burgio 2008, 51; Quarta 2008, 94). Unter den erwähnenswerten Ausnahmen befindet sich die bereits genannte Arbeit von Saraceno (1986), in der eine Aufteilung des biographischen Interviews („*intervista biografica*“) in drei Teile vorgeschlagen wird: Zuerst wird ein offener Erzählstimulus formuliert: „Sie können gerne von da anfangen zu erzählen, wo Sie möchten“, um dann in dem zweiten Teil, in dem sich die Forscherin unterschiedlichen Erfahrungsbereichen (u.a. schulische Bildung, Berufsbiographie, Familie etc.) anhand eines klaren strukturierten Leitfadens zuwendet, das Interview fortzusetzen. Am Ende dieses Teils rekapituliert die Forscherin wichtige Passagen des Interviews und gibt der Informantin somit einen ersten Eindruck über die Erzählung, wo-

41 Vollständigkeitshalber sei hier nur kursorisch erwähnt, dass in Italien vor allem Luisa Passerini (1984), eine Vertreterin der Oral History, eine fruchtbare Auseinandersetzung mit Erzählungen, generiert durch offene lebensgeschichtliche Interviews, unter der sensiblen Verwendung von Kategorien der Narrationsanalyse von Benveniste, Starobinski, Lejenu, Bachtin etc. gelungen ist. Bemerkenswert sind auch in dieser Hinsicht die Arbeiten von Alessandro Portelli (2007).

42 Für weitere Einblicke über Hinweise im Umgang mit biographischen Interviews bzw. qualitativen Daten vgl. u.a. Bichi (2002), Cipriani (2008) und Neresini (1997).

43 Alheit und Bergamini (1996) haben bereits ein italienischsprachiges Lehrbuch zur Methodologie der sozialwissenschaftlichen Forschung veröffentlicht und darin den Schwerpunkt auf das narrative Interview von Fritz Schütze gelegt. Später verwendete Bergamini (1998) diese Technik in ihrer Forschung. Eine sehr gelungene Verortung und knappe Darstellung der Arbeiten von Schütze und – was das Konzept der Verlaufskurve anbelangt – von Riemann/Schütze (1991) in der Landschaft der deutschen Biographieforschung findet man zudem in einem in italienischer Sprache verfassten Aufsatz von Apitzsch/Inowlocki (2000). Es wäre vielleicht in diesem Zusammenhang sinnvoll zu erwähnen, dass eine Übersetzung der Texte von Fritz Schütze über das narrative Interview und über die narrativ-strukturellen Auswertungsverfahren ins Italienische durchaus ein wünschenswertes Projekt sein könnte.

44 Cucchi (2005, 159 f.) erinnert den Forscher daran, dass „ihm immer bewusst sein sollte, dass sich der Informant bei der Erzählung der Lebensgeschichte an dem „Problem“ orientieren sollte, das zu Beginn der Untersuchung festgelegt worden ist“.

bei der Möglichkeit einer Präzisierung bzw. Korrektur angeboten wird. In der letzten Phase des Interviews kommen drei weitere Frageblöcke zum Einsatz: einige bilanzierende Fragen („die wichtigsten Lebensereignisse und Entscheidungen“), die anderen bezüglich eines Zukunftsentwurfes („was werden Sie in zehn Jahren tun, mit wem etc.“) und schließlich einige Fragen, welche die hypothetische Einschätzung des vorgestellten Szenarios betreffen (ebd., 25-30).

Eine Gestaltung der Forschungsinteraktion, die „offener“ für die Entfaltung der Selbstdarstellungsmechanismen und die narrative Artikulierung von Leidensprozessen des Informanten ist, wird in der Arbeit von Passerini (1987, 7 f.) deutlich. Nach einer kurzen Plausibilisierung des Forschungsinteresses – Erinnerungen an die Zeit des Faschismus von Turiner Arbeitern – bat sie ihre Interaktionspartner, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Um zu verhindern, dass eine fremdbestimmte chronologische Ordnung die sequentielle autobiographische Relevanzsetzung des Informanten durcheinanderbringt, vermeidet Passerini den ausdrücklichen Hinweis auf einen bestimmten Ausgangspunkt („von Anfang an“ oder „seit der Geburt“) und beschränkt die Steuerung des Interviews auf klärende Nachfragen über Orte oder Zeiten, ohne den Eindruck zu erwecken, „mehr“ über ein angesprochenes Thema erfahren zu wollen.⁴⁵

In der Mehrheit der Fälle wird die Transkription der Lebensgeschichten nach einem Überblick über das methodologische Gerüst und nach einer Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse präsentiert, ohne dass „Koordinationselemente“ zwischen erhobenen Texten, Analyse und Theorie deutlich werden. Die Bezugnahme auf das empirische Material scheint eine weitgehend dekontextualisierte, ja impressionistische Qualität zu haben.⁴⁶

Ein Beispiel für dieses unkoordinierte Vorgehen ist die Arbeit von Ferrarotti (1974), in der er die theoretisch fundierten Hinweise über das Primat der „biographischen Methode“ für eine Rekonstruktion der Geschichte „von unten“ (1986, 8) kaum methodisch ausbuchstabiert. Zurecht merkt Maciotti (1985, 18 f.) kritisch an, dass bei der Lektüre des „Gesprächs“ mit Pina im „Vite di baraccati“ jegliche Hinweise auf die Erzeugungspraxis des Materials fehlen: Sowohl die Entstehungsbedingungen des Kontaktes als auch die Prozesse der Aushandlung, Vertrauensbildung und Verständigung mit der Erzählerin über die Rahmenbedingungen der Interaktion werden nicht thematisiert. Auch wird nicht ersichtlich, welche analytischen Kategorien bei der

45 Als Hinweis auf die Quelle einer solchen offenen Haltung erwähnt Passerini (vgl. 1987, 8, Fußnote 14) überraschenderweise neben ethno-anthropologischen Disziplinen auch die Interviewpraxis des Radios, da hier mehr Erzählraum angeboten wird, und verweist diesbezüglich auf die Reflexionen von Lejeune und Chancel. Meine Anmerkungen beziehen sich auf die englische Übersetzung der Arbeit von Passerini, die verglichen mit dem italienischen Original in diesem Punkt abweicht bzw. diese Präzisierungen nicht enthält.

46 In diesem Kontext erscheint die Kritik von Campelli (1997, 91) in Bezug auf mehrere biographische Untersuchungen, veröffentlicht gegen Ende der 1970er Jahre, legitim. Deren Ergebnis – so Campelli – „besteht einfach und ausschließlich in der Darstellung des erhobenen Materials, ohne jegliche analytische Explizierung seitens des Forschers (...) die Ausgangsannahme ist die einer autonomen Selbstvidenz des Materials, das den Forscher von der Verpflichtung entbindet, Hinweise herauszuarbeiten (...) das Untersuchungsmaterial bleibt so wortwörtlich den interpretativen Fähigkeiten des Lesers überlassen“. Ähnlich klingt der Tenor der Kritik von Cipolla (1990, 97) an den Arbeiten von Montaldi. In den letzten Jahren hat sich die Biographieforschung in Italien für methodologische und analytische Anregungen aus Deutschland offen gezeigt, vor allem hinsichtlich der „objektiven Hermeneutik“ von Overmann (vgl. Leccardi 1989a, 1989b, 1997; Rampazi 1997) und des narrationstrukturellen Verfahrens von Fritz Schütze (Alheit/Bergamini 1996).

Auswertungspraxis orientierungsrelevant sind. Der vielleicht beständigste Aspekt der Erkundungsmethodik der italienischen Biographieforschung ist die postulierte Notwendigkeit einer egalitären und partnerschaftlichen Beziehung zwischen Forschern und Erforschten, welche in ein Verständnis der Soziologie als Partizipation mündet (Ferrarotti 1959/1961, 28)]. In diesem Zusammenhang werden die Aspekte der Interaktion, der bedeutungsvollen „persönlichen Beziehungen“ und des egalitären Dialogs mit dem Untersuchungsgegenstand (ital. „con-ricerca“) zu Kernmerkmalen der biographischen Methoden (vgl. Ferrarotti 1986, 164-176; 1961, 29; vgl. auch Acquaviva 1988, 145 ff., Crespi 1979, 21).⁴⁷ Ferrarotti begründet seine Erkenntnishaltung mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, die quasi naturwissenschaftliche dualistische Betrachtung von Forscher und Forschungsobjekt soziologischer Forschungen zu überwinden als Voraussetzung für das Verstehen des empirischen Materials (1961, 28). Soziologische Wahrheit wird in diesem Sinne „eine inter-subjektive Eroberung“ (ebd., 29) und setzt eine Beziehung voraus, die ein gemeinsames Ziel im Blick hat (1959, 26).

Diese Dimension hat sich in der Phase der Neugestaltung der Sozialwissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg entlang der Verflechtung zwischen Soziologie und Marxismus und ihrer „emanzipativen“ Funktion immer stärker herausgebildet (vgl. Barbano 1988, 112 f.) und verrät eine gewisse Nähe zu ähnlichen französischen Positionen (vgl. Rammstedt 1992, 120). Bichi (2002, 58) spricht z.B. – verweisend auf die Idee einer „teilhabenden Forschung“ (franz.: „recherche participante“ (Pourtois/Desmet 2007, 38) – von „teilhabenden Lebensgeschichten“ (ital.: „storie di vita partecipate“), um den interaktionellen Charakter der Interviewsituation hervorzuheben.

Schluss

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es in der italienischen Biographieforschung trotz der bereits skizzierten Unsicherheit im Umgang mit lebensgeschichtlichem sprachlichem Datenmaterial und trotz der unklaren Erkundungs- und Erhebungspraxis eine bemerkenswerte Kontinuität und Aufmerksamkeitstiefe für Erlebensprozesse randständiger gesellschaftlicher Akteure und für die Anregung emanzipativer Prozesse oder, wie im Fall von Perrone (1995), für die Verbesserung der interkulturellen Verständigung gibt. Schließlich zeugt die Vielfalt der fruchtbaren Rezeptionen internationaler Beiträge, von der amerikanischen Kulturanthropologie und den Gemeindestudien über die französische und marxistische Philosophie bis hin zu den letzten Versuchen, methodologische Anregungen aus der deutschen Biographieforschung aufzunehmen, von einem Diskurs, der von einer – für andere Länder lehrreichen – großen Offenheit geprägt ist⁴⁸.

47 Interessanterweise definiert Friedmann (1956) seine Untersuchung als „Begegnung“, während Perrone (1995, 40) das Material mit den Worten „die hier dargestellten Geschichten sollten als Erzählungen zwischen Freunden betrachtet werden“ einführt.

48 Eine solche Offenheit wird allerdings interessanterweise von manchen als „typischer Defekt der italienischen Soziologie“ und „Abhängigkeit von fremden (wissenschaftlichen und theoretischen, C.M.) Quellen“ betrachtet (Corradi 1988, 84).

LITERATUR

- Acquaviva, Sabino S. (1988): Franco Ferrarotti: vent'anni di politica scientifica e culturale. In: Cipriani, Roberto/Macioti, Maria Immacolata (Hg.): *Omaggio a Franco Ferrarotti*. Roma: Siases, 141-162.
- Alasia, Franco/Montaldi, Danilo (1975, orig. 1960): *Milano, Corea. Inchiesta sugli immigrati*. 2. Auflage. Milano: Feltrinelli.
- Alheit, Peter/Bergamini, Stefania (1996): *Storie di vita. Metodologia di ricerca per le scienze sociali*. Milano: Guerini.
- Angelini, F./Fossa, G. (2005): Migrazioni e carcerazioni in Liguria. Prime risultanze di una ricerca. In: Ambrosini, M/Torre A. T. (Hg.): *Secondo rapporto sull'immigrazione a Genova*. Genova: Fratelli Frilli Editori, 255-282.
- Apitzsch, Ursula/Inowlocki, Lena (2000): L'analisi biografica: non solo un metodo ma anche un approccio teorico. In: Alberici, Aureliana (Hg.): *Educazione in età adulta: percorsi biografici nella ricerca e nella formazione*. Roma: Armando, 33-50.
- Bachiddu, Elena (2010): Scrivere, leggere, rappresentare i racconti orali. Testualizzazione, edizione. In: Pistacchi, Massimo (Hg.): *Vive voci. L'intervista come fonte di documentazione*. Roma: Donzelli, 89-122.
- Banfield, Edward C. (1958): *The Moral Basis of a Backward Society*. New York et al.: THE FREE PRESS.
- Barbano, Filippo (1987): *La sociologia in Italia. III – Sociologia come scienza e scienza dei sociologi ('45-'85)*. Torino: Giappichelli.
- Barbano, Filippo (1988): *Nelle fasi della sociologia in Italia. Alcuni scenari: storicità, metodi della ricerca, bisogni ermeneutici*. In: Cipriani, Roberto/Macioti, Maria Immacolata (Hg.): *Omaggio a Franco Ferrarotti*. Roma: Siases, 93-139.
- Barbano, Filippo (1993): *Introduzione*. In: Costantini, Gianfrancesco: *Per una storia della sociologia in Italia. Gli anni '50 e il Mezzogiorno*. Napoli: Edizioni Scientifiche Italiane, 9-30.
- Barbano, Filippo (1996): *Premessa*. In: Burgalassi, Marco M.: *Itinerari di una scienza. La sociologia in Italia tra Otto e Novecento*. Milano: Franco Angeli, 9-28.
- Barbano, Filippo (2003): *La sociologia in Italia. Le trasformazioni degli anni '70*. Milano: Franco Angeli.
- Basaglia, Franco (1968): *L'istituzione negata*. Torino: Einaudi.
- Basaglia, Franco (Hg.) (1973): *Che cos'è la psichiatria?* Torino: Einaudi.
- Basaglia, Franco (2002, orig. 2000): *Die Entscheidung des Psychiaters. Bilanz eines Lebenswerks*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Bergamini, Stefania (1998): *Formazione e lavoro. Percorsi formativi e storie di vita di lavoratori e imprenditori dell'area veronese. Metodologia e risultati di ricerca*. Milano: Franco Angeli.
- Biancardi, Luciano (1962): *La vita agra*. Milano: Rizzoli.
- Bichi, Rita (2000): *La società raccontata. Metodi biografici e vite complesse*. Milano: Franco Angeli.
- Braga, Giorgio (1961): *Comunicazione e società*. Milano: Franco Angeli.
- Braga, Giorgio (1977): *Per una teoria della comunicazione verbale*. Milano: Franco Angeli.
- Bruni, Attila/Gobo, Giampietro (2005): *Qualitative Research in Italy*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 6 (3), Art. 41. Abrufbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0503410>. Stand: 05.10.2010
- Bugliari Goggia, Atanasio (2007): *Outsiders metropolitani. Etnografia di storie di vita sovversive*. Roma: Armando.
- Burgalassi, Marco M. (1996): *Itinerari di una scienza. La sociologia in Italia tra Otto e Novecento*. Milano: Franco Angeli.
- Burgio, Giuseppe (2008): *Mezzi maschi: gli adolescenti gay dell'Italia meridionale: una ricerca etnopedagogica*. Milano/Udine: Mimesis.

- Burke, Peter (1990): *The French historical revolution: the Annales school 1929-89*. Stanford: Stanford University Press.
- Caccamo, De Luca, Rita (Hg.) (1979): *Teorie della vita quotidiana*. Roma: Editori Riuniti.
- Campelli, Enzo (1977): *L'uso dei documenti e delle storie di vita nella ricerca sociologica*. Roma: Editrice ELIA.
- Campelli, Enzo (1997): *Il metodo e il suo contrario. Sul recupero della problematica del metodo in sociologia*. Milano: Franco Angeli.
- Calabrò, Anna Rita/Grasso, Laura (2004, orig. 1985): *Dal movimento femminista al femminismo diffuso: storie e percorsi a Milano dagli anni '60 agli anni '80*. Milano: Franco Angeli.
- Cardini, Antonio (Hg.) (2006): *Il miracolo economico italiano (1958-1963)*. Bologna: Il Mulino.
- Cavallaro, Renato (1981): *Storie senza storia. Indagine sull'emigrazione calabrese in Gran Bretagna*. Roma: Centro studi emigrazione.
- Cavallaro, Renato (1985): *Sociologia e storie di vita: "il testo", "il tempo" e "lo spazio"*. In: Maciotti, Maria Immacolata (Hg.): *Biografia, storia e società. L'uso delle storie di vita nelle scienze sociali*. Napoli: Liguori, 85-97.
- Cavalli, Luciano (1957): *Inchiesta sugli abituri*. Genova: Saga-Reale.
- Cavalli, Luciano (1964): *Gli immigrati meridionali e la società ligure*. Milano: Franco Angeli.
- Ciacci, Margherita (1972): *Gli insegnamenti di Chicago. G.H. Mead e l'interazionismo simbolico*. In: *Rassegna italiana di sociologia*, 2, 263-295.
- Ciacci, Margherita (Hg.) (1983): *Interazionismo simbolico*. Bologna: Il Mulino.
- Cipolla, Costantino (1990): *Oltre il Soggetto per il Soggetto*. Milano: Franco Angeli.
- Cipriani, Roberto (Hg.) (2008). *L'analisi qualitativa. Teorie, metodi, applicazioni*. Roma: Armando.
- Corradi, Consuelo (1988): *Notes on Qualitative Sociology in Italy*. In: *Qualitative Sociology*, 11 (1&2), Spring/Summer 1988, 77-78.
- Costantini, Gianfrancesco (Hg.) (1993): *Per una storia della sociologia in Italia. Gli anni '50 e il Mezzogiorno*. Napoli: Esi.
- Crainz, Guido (2003): *Il paese mancato. Dal miracolo economico agli anni Ottanta*. Roma: Donzelli.
- Crespi, Pietro (1974): *Esperienze operaie. Contributo alla sociologia delle classi subalterne*. Milano: Edizioni Jaca Book.
- Crespi, Pietro (1979): *Capitale Operaia. Storie di vita raccolte tra le fabbriche di Sesto San Giovanni*. Milano: Jaca Book.
- Cucchi, Patrizia (2005): *Lineamenti metodologici per una ricerca qualitativa*. In: Cavallaro, Renato (Hg.): *Partire, tornare, raccontare ... L'emigrazione nella prospettiva della sociologia qualitativa*. Roma: Edizioni CiesRe, 129-200.
- Della Mea, Luciano (Hg.) (1978): *Adalgisa Conti. Im Irrenhaus. Sehr geehrter Herr Doktor. Dies ist mein Leben*. Frankfurt: Verlag Neue Kritik.
- De Luca, Rossana/Panareo, Maria Rosaria (2006): *Storie in transito: coppie miste nel Salento*. Milano: Guerini Scientifica.
- De Martino, Ernesto (1949): *Intorno a una storia del mondo popolare subalterno*. In: *Società*, anno V, n. 3, 411-435.
- De Martino, Ernesto (1976, orig. 1961): *La terra del rimorso. Contributo a una storia religiosa del Sud*. Milano: Il Saggiatore.
- De Martino, Ernesto (2004, orig. 1959): *Sud e magia*. Milano: Feltrinelli.
- Di Piazza, Valeria/Mugnaini, Dina (1988): *Io so' nata a Santa Lucia. Il racconto autobiografico di una donna toscana tra mondo contadino e società di oggi*. Castelfiorentino: Società storica della Valdelsa.

- DiRenzo, Gordon J. (1971): *Sociology in Italy Today*. Washington D.C.: Delaware University. Institute of international Studies. Abrufbar unter: <http://www.eric.ed.gov/ERICWebPortal/contentdelivery/servlet/ERICServlet?accno=ED057263>. Stand: 08.10.2010.
- Dolci, Danilo (1956): *Banditi a Partinico*. Bari: Editori Laterza.
- Donnelly, Michael (1992): *The politics of mental health in Italy*. London and New York: Tavistock/Routledge.
- Esposito, Maurizio (2004): *Uomini di camorra: la costruzione sociale dell'identità deviante*. Milano: Franco Angeli.
- Faeta, Francesco (2006): *Fotografi e fotografie. Uno sguardo antropologico*. Milano: Franco Angeli.
- Ferrarotti, Franco/Uccelli, Elio/Giorgi-Rossi, Gianfranco (1959): *La piccola città. Dati per l'analisi sociologica di una comunità meridionale*. Milano: Edizioni di Comunità.
- Ferrarotti, Franco (1961, orig. 1959): *La sociologia come partecipazione*. In: Ferrarotti, Franco: *La sociologia come partecipazione e altri saggi*. Torino: Taylor, 9-31.
- Ferrarotti, Franco (1974): *Vite di baraccati. Contributo alla sociologia della marginalità*. Napoli: Liguori editore.
- Ferrarotti, Franco (1986): *La storia e il quotidiano*. Bari: Editori Laterza.
- Ferrarotti, Franco/Crespi, Pietro (1994): *La parola operaia. Cento anni di storie di vita operaia (1892-1992)*. L'Aquila: Scuola Superiore G. Reiss Romoli.
- Foot, John (2001): *Milan since the Miracle. City, Culture, Identity*. Oxford: Berg.
- Friedmann, Friedrich George (1951): *Osservazioni sul mondo contadino dell'Italia meridionale*. In: *Quaderni di sociologia* 3, 148-161.
- Friedmann, Friedrich George (1956): *Matera: un incontro*. Roma: UNRRA-Casas.
- Friedmann, George (1993): *Augsburger Humanismus in der Fremde*. In: *Augsburger Humanismus in der Fremde. Briefe und Dokumente aus dem Archiv Friedmann*. Augsburg: Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg, 9-53.
- Friedmann, Friedrich George (1996): *Miseria e dignità. Il Mezzogiorno nei primi anni Cinquanta*. San Domenico di Fiesole: Edizioni Cultura della Pace.
- Gallini, Clara (1981): *Intervista a Maria*. Palermo: Sellerio.
- Gallini, Clara (2005): *Presentazione*. In: Gallini, Clara (Hg.): *Ernesto De Martino e la formazione del suo pensiero: note di metodo*. Napoli: Liguori, 1-7.
- Giglioli, Pier Paolo (1968): *Direzioni di ricerca in sociolinguistica*. In: *Rassegna Italiana di Sociologia*, IX, n. 2, 329-381.
- Giglioli, Pier Paolo (1969): *Introduzione all'edizione Italiana*. In: Goffman, Erving: *La vita quotidiana come rappresentazione*. Bologna: Il Mulino, IX-XXVI.
- Giglioli, Pier Paolo (1971): *Self e interazione nella sociologia di Erving Goffman*. In: Goffman, Erving (1971): *Modelli di interazione*. Bologna: Il Mulino, VII-XXXVII.
- Giglioli, Pier Paolo (1973): *Linguaggio e società*. Bologna: Il Mulino.
- Giglioli, Pier Paolo/Dal Lago, Alessandro (Hg.) (1983): *Etnometodologia*. Bologna: Il Mulino.
- Gini, Corrado (1934): *Saggi di demografia*. Roma: Istituto poligrafico dello stato.
- Giovannini, Paolo (2008): *La società divisa*. In: Bettin Lattes, Gianfranco/Turi, Paolo (Hg.): *La sociologia di Luciano Cavalli*. Firenze: Firenze University Press, 317-331.
- Gramsci, Antonio (1999): *Gefängnishefte. Band 9* (Hg. v. Wolfgang Fritz Haug und Klaus Bochmann). Hamburg: Argument Verlag.
- Guidicini, Paolo/Pieretti, Giovanni (1994): *San Patrignano tra comunità e società. Ricerca sui percorsi di vita di 711 ex-ospiti di San Patrignano*. Milano: Franco Angeli.
- Hinz, Manfred (1997): *Friedrich George Friedmann Südtalien-Studien*. In: Rektor der Universität Augsburg (Hg.): *Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann*. Augsburg: Pressestelle der Universität Augsburg, 6-30.
- Jedlowski, Paolo/Vigorelli, Amedeo (Hg.) (1978): *Henri Lefebvre. La vita quotidiana nel mondo moderno*. Milano: Il Saggiatore.

- Jedlowski, Paolo (2003): Per una storia della sociologia della vita quotidiana in Italia. In: Ceccarelli Guerrieri, Giovanna (Hg.): *Le ragioni della sociologia. Il percorso culturale e civile di Antonio Carbonaro*. Milano: Franco Angeli, 119-130.
- Jonas, Friedrich (1981): *Geschichte der Soziologie 2. Von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart*. 2. Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1976): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, Dirk (Hg.): *Gesprächsanalysen*. Hamburg: Helmut Buske Verlag, 159-274.
- Leccardi, Carmen (1989a): L' "ermeneutica oggettiva": una metodologia qualitativa sui generis. In: Crespi, Franco (Hg.): *Sociologia e cultura: nuovi paradigmi teorici e metodi di ricerca nello studio dei processi culturali*. Milano: Franco Angeli, 131-153.
- Leccardi, Carmen (1989b): Si può parlare di metodi qualitativi al di fuori della sociologia comprendente? In: *Rassegna Italiana di Sociologia*, 4, 609-617.
- Leccardi, Carmen (1997): L' "ermeneutica oggettiva" come metodologia per l'interpretazione di protocolli interattivi. In: Ricolfi, Luca (Hg.): *La ricerca qualitativa*. Roma: NIS, 95-124.
- Levi, Carlo (1966): I Sassi di Matera. In: Bronzini, Giovanni Battista (1996): *Il viaggio antropologico di Carlo Levi: da eroe stendhaliano a guerriero birmano*. Bari: Edizioni Dedalo, 54-58.
- Lewis, Oscar (1982): *Die Kinder von Sanchez. Selbstporträt einer mexikanischen Familie*. Bornhem-Merten: Lamuv Verlag.
- Losito, Marta/Segre, Sandro (1992): *Ambiguous Influences. Italian Sociology and the fascist regime*. In: Turner Stephen P./Käsle, Dirk (Hg.): *Sociology responds to fascism*. London: Routledge, 42-87.
- Lo Verde, Fabio Massimo (2003): *Storie impegnative: il racconto biografico nelle inchieste di Danilo Dolci*. In: Costantino, Salvatore (Hg.): *Raccontare Danilo Dolci. L'immaginazione sociologica, il sottosviluppo, la costruzione della società civile*. Roma: Editori Riuniti, 103-115.
- Ludden, David (Hg.) (2001): *Reading Subaltern Studies. Critical History, Contested Meaning and the Globalization of South Asia*. New Delhi: Permanent Black.
- Lynd, R. S./Lynd, H. M. (1929): *Middletown. A Study in Modern American Culture*. New York: Harcourt, Brace and Co.
- Macioti, Maria Immacolata (1985): Introduzione. L'uso delle "storie di vita" in alcune ricerche italiane degli anni '50. In: Macioti, Maria Immacolata (Hg.): *Biografia, storia e società. L'uso delle storie di vita nelle scienze sociali*. Napoli: Liguori, 9-40.
- Macioti, Maria Immacolata (2000): *La solitudine e il coraggio. Donne marocchine nella migrazione*. Milano: Edizioni Angelo Guerini e Associati.
- Marselli, Gilberto A. (1963): *American Sociologists and Italian Peasant society: with reference to the book of Banfield*. In: *Sociologia Ruralis*, Volume 3, Issue 1, 319-338.
- Mastronardi, Lucio (1962): *Il calzolaio di Vigevano*. Torino: Einaudi.
- Mastronardi, Lucio (1962): *Il maestro di Vigevano*. Torino: Einaudi.
- Mastronardi, Lucio (1964): *Il meridionale di Vigevano*. Torino: Einaudi.
- Melucci, Alberto (Hg.) (1984): *Altri codici. Aree di movimento nella metropoli*. Bologna: Il Mulino.
- Melucci, Alberto (Hg.) (1998): *Verso una sociologia riflessiva*. Bologna: Il Mulino.
- Montaldi, Danilo (1972, orig. 1961): *Autobiografie della leggera*. Torino: Einaudi.
- Montesperelli, Paolo (2008): Esperienze e punti di riflessione da una prospettiva "ermeneutica" di analisi delle interviste. In: Cipriani, Roberto (Hg.): *L'analisi qualitativa. Teorie, metodi, applicazioni*. Roma: Armando, 40-49.
- Morandini, Giuliana (1985, orig. 1977): *... e allora mi hanno rinchiusa*. Milano: Tascabili Bompiani.
- Neresini, Federico (Hg.) (1997). *Interpretazione e ricerca sociologica*. Urbino: Quattroventi.

- Pasquinelli, Carla (1977): *Antropologia culturale e questione meridionale. Ernesto De Martino e il dibattito sul mondo popolare subalterno negli anni 1948-1955*. Firenze: La Nuova Italia.
- Passerini, Luisa (1984): *Torino operaia e fascismo. Una storia orale*. Bari: Laterza & Figli.
- Passerini, Luisa (1987): *Fascism in Popular Memory. The cultural Experience of the Turin Working Class*. Cambridge et al.: Cambridge University Press.
- Passerini, Luisa (1988a): *Storia e soggettività: le fonti orali, la memoria*. Firenze: La Nuova Italia.
- Passerini, Luisa (1988b): *Autoritratto di gruppo*. Firenze: Giunti.
- Passerini, Luisa (1991): *Storie di donne e femministe*. Torino: Rosenberg & Sellier.
- Pastore, Vincenzo (1994): *Vita e miracoli della legge 180*. In: Fiorino, Vinzia (Hg.): *Rivoltare il mondo, abolire la miseria. Un itinerario dentro l'utopia di Franco Basaglia: 1953-1980*. Pisa: Edizioni ETS, 97-114.
- Pellizzi, Camillo (1956): *Gli studi sociologici in Italia nel nostro secolo*. In: *Quaderni di sociologia*, 21, 123-141.
- Perrone, Luigi (1995): *Porte chiuse: cultura e tradizioni africane nelle storie di vita degli immigrati*. Napoli: Liguori.
- Piccone Stella, Simonetta (1979): *Ragazze del Sud. Famiglie, figlie, studentesse in una città meridionale*. Roma: Editori Riuniti.
- Pinto, Diana (1980): *La sociologie dans l'Italie de l'après-guerre, 1950-1980*. In: *Revue française de sociologie*, 21-2, 233-250.
- Pizzorno, Alessandro (1960): *Comunità e razionalizzazione: ricerca sociologica su un caso di sviluppo industriale*. Torino: Einaudi.
- Pizzorno et.al. (1978): *Lotte operaie e sindacato: il ciclo 1968-72 in Italia*. Bologna: Il Mulino.
- Portelli, Alessandro (2007): *Storie orali. Racconto, immaginazione, dialogo*. Roma: Donzelli.
- Pourtois, Jean-Pierre/Desmet, Huguette (2007): *Épistémologie et instrumentation en sciences humaines*. Wavre: Mardaga.
- Pozzi, Enrico (1985): *Testo e genere del metodo biografico*. In: Maciotti, Maria Immacolata (Hg.): *Biografia, storia e società. L'uso delle storie di vita nelle scienze sociali*. Napoli: Liguori, 73-84.
- Ottieri, Ottiero (1957): *Tempi stretti*. Torino: Einaudi.
- Ottieri, Ottiero (1962): *La linea gotica. Taccuino 1948-1958*. Milano: Bompiani.
- Quarta, Elisabetta (2008): *Shahrazad tra noi. Storie di vita di marocchine immigrate in Italia*. Roma: Edizioni CieRe.
- Rammstedt, Angela (1992): *Biographieforschung in Italien*. In: *BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*. 5. Jg., 95-134.
- Rampazi, Maria Rita (1997): *Oevermann e Zoll: dalle strutture di senso latenti dell'interazione ai modelli sociali di interpretazione*. In: Neresini, Federico (Hg.): *Interpretazione e ricerca sociologica*. Urbino: Quattroventi, 100-112.
- Rapport, Victor A./Capannari, Stephen C./Moss, Leonard W. (1957): „Sociology in Italy. In: *American Sociological Review* 22, 4, 441-447.
- Recchi, Ettore (2008): *Le lezioni di una ricerca pionieristica: dall'immigrazione interna all'immigrazione internazionale in Liguria*. In: Bettin Lattes, Gianfranco/Turi, Paolo (Hg.): *La sociologia di Luciano Cavalli*. Firenze: Firenze University Press, 411-424.
- Revelli, Nuto (1997, orig. 1977): *Il mondo dei vinti. Testimonianze di vita contadina. La pianura. La collina. La montagna. Le Langhe*. Torino: Einaudi.
- Riemann, Gerhard/Schütze, Fritz (1991): „Trajectory” as a Basic Theoretical Concept for Analyzing Suffering and Disorderly Social Processes. In: Maines, David R. (Hg.): *Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss*. New York.: Aldine de Gruyter, 333-357.
- Rivera, Annamaria (1984): *Vita di Amelia. Un'autobiografia tra oralità e scrittura*. Manduria: Lacaita.

- Russo, Krauss, Dionisia (2005): *Geografie dell'immigrazione. Spazi multietnici nelle città: in Italia, Campania, Napoli*. Napoli: Liguori.
- Saraceno, Chiara (1986): *Corso della vita e approccio biografico: quadro teorico e metodologico di una ricerca su due coorti di giovani donne*. Quaderni del Dipartimento di Politica Sociale, 9, Università di Trento.
- Satta, Gino (2005): *Le fonte etnografiche de Il Mondo Magico*. In: Gallini, Clara (Hg.): *Ernesto De Martino e la formazione del suo pensiero: note di metodo*. Napoli: Liguori, 57-78.
- Sbraccia, Alvisè (2007): *Migranti tra mobilità e carcere. Storie di vita e processi di criminalizzazione*. Milano: Franco Angeli.
- Scaglia, Antonio (1992): *La sociologia europea del primo novecento. Il conflitto tra sociologia e dittatura*. Milano: Franco Angeli.
- Schmid, Sil (1977): *Freiheit heilt. Bericht über die demokratische Psychiatrie in Italien*. Berlin: Klaus Wagenbach.
- Schütze, Fritz (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I*. Hagen, Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Studienbrief Fernuniversität.
- Scotellaro, Rocco (1955, orig. 1954): *Contadini del Sud*. 3. Auflage. Bari: Editori Laterza.
- Segre, Sandro (2004): *Ethnomethodology in Italy*. In: *Sociological Theory*, Volume 22, Issue 4, 647-661.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2007): *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant Verlag.
- Tentori, Tullio (1971): *Il sistema di vita della comunità Materana*. In: Tentori, Tullio: *Scritti antropologici III*. Roma: Edizioni Ricerche, 100-185.
- Tentori, Tullio (1983): *Per una storia del bisogno antropologico*. Roma: Editrice Ianaa.
- Tentori, Tullio/Giudicini, Paola (1972): *Borgo, quartiere, città. Indagine socio-antropologica sul quartiere di San Carlo nel centro storico di Bologna*. Milano: Franco Angeli.
- Turi, Paolo (2008): *Sociologia e politica nell'itinerario intellettuale di Luciano Cavalli*. In: Bettin Lattes, Gianfranco/Turi, Paolo (Hg.): *La sociologia di Luciano Cavalli*. Firenze: Firenze University Press, 23-189.
- Young, Robert J. C. (2003): *Postcolonialism: A Very Short Introduction*. New York: Oxford University Press.

Literaturbesprechung

Arianne Baggerman and Rudolf Dekker: *Child of the Enlightenment. Revolutionary Europe Reflected in a Boyhood Diary* (Translated by Diane Webb).

Leiden, Boston: Brill 2009, 556 Seiten, 99,- €¹

In den Niederlanden hat die Erforschung von Egodokumenten – der Terminus geht auf den niederländischen Historiker Jacob Presser (1899-1970) zurück – eine beachtliche Tradition. Eines der jüngeren Ergebnisse ist das Buch der beiden Historiker Arianne Baggerman und Rudolf Dekker von der Erasmus Universität Amsterdam. Es entstand in Rahmen des über mehrere Jahre von der niederländischen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes *Controlling Time and Shaping the Self. Education, Introspection and Practises of Writing in the Netherlands*. Diesen langen Atem merkt man dem Buch an: Hier nehmen zwei Forscher den Fund eines Kinder- und Jugendtagebuchs zum Ausgangspunkt, das revolutionäre Europa an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und besonders die Batavische Republik (1795-1806/1813) in einem beeindruckenden Panorama zu entfalten.

Im Zentrum steht das von den beiden Autoren bereits 1998 herausgegebene *Dagboek (1791-1797)* von Otto van Eck (1780-1798),² mit seinen 1.560 Seiten das wohl umfangreichste bislang zugängliche Kindertagebuch. Dieses einzigartige Tagebuch erlaube es, so Baggerman und Dekker, das 18. Jahrhundert „durch die Augen eines Kindes zu erforschen“ (1), eine Zielsetzung, auf die abschließend noch zurückzukommen sein wird. Vorgegangen seien sie dabei so, dass sie sich in ihrem Forschen von dem bestimmen ließen, was in Otto van Ecks Gesichtskreis geriet und was ihn interessierte. Den Titel *Child of the Enlightenment* trägt das Buch, weil die Autoren sich darin mit der, wie sie es nennen, ‚handgestrickten‘ Aufklärung der Eltern van Ecks beschäftigen und damit, wie diese ihre Ideale in ihrem Haushalt und Alltag zur Anwendung brachten. Insofern geht es den beiden Autoren nicht um den Höhenkamm der Aufklärung, sondern vielmehr darum, die Aufklärung *from the bottom up* (6) in den Blick zu nehmen. Ottos Welt wird teils aus seiner Perspektive, teils aus der seiner Eltern beschrieben. Ottos Vater Lambert van Eck (gest. 1803) kommt dabei besondere Bedeutung zu; er stellt sozusagen den zweiten Protagonisten des Buches dar. Das liegt auch daran, dass er zahlreiche Papiere hinterlassen hat: eine Familienchronik, ein *album amicorum*, ein Journal seiner Parisreise von 1788, viele Briefe und ein Buch mit Notaten, das sich zu einer Enzyklopädie entwickelte. (6) Daneben haben Baggerman und Dekker mit Protokollen politischer Versammlungen, Verhandlungen gelehrter und literarischer Gesellschaften, topographischen Karten und anderem Bildmaterial, (Grund-)Besitzinventaren, Ratgeberliteratur unterschiedlicher Art, Enzyklopädien, Druckschriften, Periodika, Reisejournale, Briefen, Autobiographien, Romanen, Gedichten und Kinderbüchern eine ungeheure Fülle an Quellen herangezogen, mit denen

1 Erweiterte Fassung der Erstveröffentlichung: Pia Schmid: Rezension von: Arianne Baggerman and Rudolf Dekker: *Child of the Enlightenment, Revolutionary Europe Reflected in a Boyhood Diary* (Translated by Diane Webb). Leiden, Boston: Brill 2009. In: EWR 9 (2010), Nr. 6 (Veröffentlicht am 08.12.2010), URL: <http://www.klinkhardt.de/ewr/978900417269-1.html>.

2 Otto van Eck: *Dagboek (1791-1797)*, hrsg. von Arianne Baggerman und Rudolf Dekker. Hilversum: Verloren 1998.

es ihnen gelingt, das Tagebuch als Idee und kulturelle Praxis in unterschiedlichsten Kontexten zu diskutieren.

Otto van Eck wuchs als Ältester mit zwei Schwestern und einem Bruder in einer wohlhabenden, weit verzweigten Familie der niederländischen Elite auf, in einer Regentenfamilie. Vater Lambert van Eck (1754-1803) und Mutter Charlotte Amélie Vockestaert (1759-1824) waren keine oranientreuen Konservativen, sondern republikanische ‚Patrioten‘ und somit Fortschritt, Wissenschaft, Gemeinwohl und Gott verpflichtet. Im Hause van Eck war man selbstverständlich aufgeklärt und, das ist wichtig, genauso selbstverständlich fromm. Als bürgerlicher Republikaner engagierte sich Lambert van Eck bis 1797 stark in der Batavischen Revolution. In diesem Jahr wurde er im Rahmen eines Umsturzes innerhalb dieser Revolution in Haft genommen. Gleichzeitig erkrankte sein Sohn Otto van Eck an Tuberkulose und starb 17-jährig, woraufhin Lambert van Eck, ein gebrochener Mann, sich desillusioniert von der Politik abwendete.

Die Familie lebte im Winter in Den Haag, im Sommer auf ihrem Landsitz De Ruit in der Nähe von Delft, zu dem ein Park und ein ausgedehnter Gutsbetrieb gehörten. „Im Zentrum von Ottos kleiner Republik“, so Baggerman und Dekker, „standen nicht nur Eltern, Schwestern, Bruder und Hauspersonal, sondern auch die Tiere, die er mit dem Diener Gijs in Delft auf dem Markt kaufte: seine Ziege, ein Pferd, Tauben, Kaninchen, Lerchen, Goldfinken und natürlich der Familienhund. – Der weniger intime Kreis umfasste Ottos Freunde (Jungen wie auch Mädchen), die Lehrer, die ihn in Tanzen, Musik, Zeichnen, Sprachen und Arithmetik unterrichteten, wie auch Nachbarn, befreundete Familien und eine Anzahl von Geistlichen. Den äußersten Ring bildeten die Pächter, die zu dem Gut gehörten, und wechselnde Tagelöhner.“ (40 f.)

Zu dem Tagebuch: Otto van Eck schrieb es nicht aus eigenem Antrieb, und er war auch keineswegs ein begeisterter Diarist; das unterscheidet sein Tagebuch von denen, die Siegfried Bernfeld, Charlotte Bühler und andere in den 1920er Jahren für die Jugendforschung nutzten. Das Tagebuch war vielmehr integraler Bestandteil des aufgeklärten elterlichen Erziehungsprojektes und alltagspraktisch eine der zahlreichen Pflichten des Sohnes. Erwartet wurden von ihm regelmäßige, möglichst tägliche Einschriebe, und diese lasen und kommentierten, also kontrollierten die Eltern auch. Insofern schrieb Otto van Eck das Tagebuch nicht für sich, auch wenn seine Eltern ihn damit zu Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle anhalten wollten. Er schrieb es vordringlich für seine Eltern, die als Adressaten allgegenwärtig blieben. In dem Ausmaß, in dem ihm das Tagebuchschreiben geläufig wurde, nutzte er es allerdings auch zur Kommunikation mit seinen Eltern, etwa indem er Zerknirschung zu Papier brachte, wenn er sich mit seinen Schwestern gezankt oder bestimmte Pflichten und Aufgaben nicht oder zu spät erledigt hatte. So notierte er am 29. Januar 1795: „Obwohl ich insgesamt den heutigen Tag zufrieden stellend verbracht habe, wurde er trotzdem nicht zu einem glücklichen Ende gebracht, und ich muss mir selbst die Schuld dafür geben zornig und neidisch gewesen zu sein und meine Schwestern gereizt zu haben. Drei Fehler, einer schlimmer als der andere.“ (43) Mit seiner Selbstkritik wollte er den Eltern vermutlich den Wind aus den Segeln nehmen. Der papierene Otto scheint ein einsichtigerer Sohn gewesen zu sein als der aus Fleisch und Blut, genauer: schreibend konnte er den Eltern versichern, dass er ihrer paradoxen Aufforderung, freiwillig zu gehorchen, prinzipiell nachkommen wollte. Außerdem nutzte er sein Tagebuch

auch dazu, sie Wünsche oder Hoffnungen – nicht selten ging es dabei um handfeste Dinge wie Tauben – wissen zu lassen.

Das Buch ist in zwölf Kapiteln angelegt. Gerahmt werden sie von einem *Prolog*, in dem, entlang seiner Reise in das vorrevolutionäre Paris von 1788, Lambert van Eck als Repräsentant der politischen Bewegung der niederländischen Patrioten vorgestellt wird, um dann auf das Delft von 1789, dem Jahr, in dem auch das Familienbild auf dem Einband entstand, einzugehen, und von einem *Epilog*. Im Zentrum der Rezension stehen die ersten vier Kapitel, die erziehungshistorisch besonders aufschlussreich sind.

Das erste Kapitel *An Enlightened Education* entfaltet den pädagogischen Kosmos des ausgehenden 18. Jahrhunderts und wie Ottos Eltern ihn für ihr Erziehungsprojekt handhabten. Am Anfang steht, wie könnte es anders sein, Rousseau mit seiner neuen Sicht auf den Zögling, dem man allerdings in seiner natürlichen und seiner negativen Erziehung keineswegs unbesehen folgte: Es hatte sich herumgesprochen, dass die Erziehung kleiner Emils nicht gut ausgegangen war. Otto wurden seine Freiheiten gelassen, aber auch Disziplin wurde von ihm verlangt, nicht aber Unterwerfung. Er sollte freiwillig, aus Einsicht folgsam sein. Ottos Eltern orientierten sich an den Philanthropen, deren Schriften Großteils ins Holländische übersetzt worden waren und die in ihrem „nüchternen Rationalismus und ihrem Christentum“ (57) den Vorstellungen der aufgeklärten niederländischen Elite entgegenkamen. An diesem Kapitel besticht, wie Baggermann und Dekker aus dem Tagebuch herauslesen, wie die elterlichen Erziehungsmaximen als Verhaltensanforderungen bzw. in seinen Alltagsvollzügen bei Otto ankamen. Etwa, wenn Otto seine nützlichen Tätigkeiten festhält – er baute Käfige für seine Tiere oder reparierte Bucheinbände für den Vater – oder wenn er sich an der obersten Maxime, Selbstkontrolle, rieb. Entsprechende Ermahnungen seiner Eltern hielt er gelegentlich im Wortlaut fest und ermahnte sich auch selbst (dass das von den Eltern sicher positiv vermerkt wurde und von ihm strategisch eingesetzt worden sein kann, steht auf einem anderen Blatt). So notierte er am 5. Juli 1795: „Wie wenig ich meine Impulse meistere und wie oft ich ihnen die Herrschaft über meine bessere Seite überlasse, besonders die Hast und Unachtsamkeit, die zu den meisten meiner Fehler führen.“ (65) Wer hier spricht, sind die Eltern. Vielleicht war Otto aber auch dem Rat seiner Mutter gefolgt, den „kleinen Mann in sich“ zu Rate zu ziehen, der als gleichsam kindgerechte Ausgabe von Adam Smiths *impartial spectator* die elterlichen Werte repräsentierten sollte.

Das zweite Kapitel behandelt *Ottos Tagebuch*. Was, so die Frage, veranlasste aufgeklärte Eltern wie die van Ecks, ihre Kinder Tagebuch führen zu lassen, was erwarteten sie sich davon? Warum wollten sie so genau darüber im Bilde sein, was ihre Kinder taten, und vor allem, was in ihrem Inneren vorging? Hier wird Tagebuchschreiben als kulturelle Praxis des Bürgertums im zeitgenössischen Kontext diskutiert. Die Autoren weisen zu recht darauf hin, dass „Beobachtung“ als Methode und Praktik in zeitgenössischen pädagogischen Debatten eine wichtige Bedeutung zugeschrieben wurde, und zwar in zweierlei Hinsicht. Zum einen propagierten Pädagogen das Tagebuch als geeignetes Mittel zur Habitualisierung von Selbstbeobachtung und Selbstreflexion. So hatte Salzmann 1785 in der Werbeschrift für sein Schnepfenthaler Philanthropin interessierte Eltern wissen lassen, dass Tagebuchschreiben etwa ab dem zehnten Lebensjahr – in diesem Alter fing auch Otto van Eck damit an – auf seinem Lehrplan stehe. (Selbst-)Beobachtung wird aber, wie die Autoren zeigen, nicht nur

von Zöglingen gefordert, sondern auch von Lehrern. Erzieher, Eltern wie Lehrer, sollten, wie im Rekurs auf Niemeyers *Grundsätzen der Erziehung des Unterrichts* (1796) gezeigt wird, ihre Zöglinge gründlich in verschiedenen Situationen beobachten und dies auch festhalten. Erfolgreich erziehen könne nämlich nur, wer Gedanken, Gefühle, Vorlieben, Abneigungen, kurzum den Charakter seines Zöglings wirklich kenne. „Die Entscheidung von Ottos Eltern, ihn ein Tagebuch unter ihrer Aufsicht führen zu lassen, stellt die logische Konsequenz neuer pädagogischer Überzeugungen dar, die der Selbstreflexion von Kindern und der Beobachtung kindlichen Verhaltens große Bedeutung zuschrieben.“ (87). Dabei konnten Eltern, so die Autoren weiter, vielleicht auf exemplarische Tagebücher wie die von Lavater oder Franklin zurückgreifen, kaum aber auf pädagogische Anleitungen. Das mag zutreffen, was direkte pädagogische Anleitungen betrifft, nicht aber die Introspektion selbst. Als kulturelle Praxis war Introspektion in den nachreformatorischen Reformbewegungen in einem langen historischen Prozess eingeübt worden, und dabei spielte das Tagebuch als pädagogisches Instrument beispielsweise in den Einrichtungen von Jesuiten und Pietisten eine wichtige Rolle. Dass diese lange religiöse Tradition des Tagebuchs vergleichsweise knapp behandelt wird (83 f., 96), erstaunt angesichts der sonstigen Ausführlichkeit.

Der weitere Verlauf des Kapitels gibt ein beeindruckendes Beispiel dafür, was sich mit *close reading* aus der Quelle Kindertagebuch ‚herausholen‘ lässt. Zum einen erweist sich das Tagebuch als steter Austragungsort unterschiedlichster Konflikte zwischen Sohn und Eltern, als *battlefield*, zum anderen als vom Sohn, wie oben erwähnt, gekonnt gehandhabtes Mittel der Kommunikation mit den Eltern. Deutlich wird auch, dass der elterliche Plan, sein Bewusstsein zu schulen, den „kleinen Mann in ihm“ zu installieren, insofern erfolgreich war, als Otto van Eck den kritischen Blick seiner Eltern zunehmend zu internalisieren schien.

Im Erziehungsplan von Ottos Eltern kam dem Lesen eine wichtige Funktion zu, wie im dritten Kapitel *Vorgeschriebene Lektüre* ausgeführt wird. Hier wird eine umfassende *Tour d'horizon* zu Kinderliteratur und der Debatte um kindliches Lesen in der Spätaufklärung geboten. Aufgabe von Eltern war es nach Überzeugung der Aufklärungspädagogen, die Lektüre ihrer Kinder sorgfältig auszuwählen. Dabei galt es, Lesesucht, von den Pädagogen ähnlich obsessiv diskutiert wie Onanie, zu verhindern. Otto van Ecks Tagebuch bietet Einblick in die Auswahl seiner Eltern, in der sich viele in pädagogischen Abhandlungen empfohlene Kinderbücher finden. Ein Stück weit ist das Tagebuch auch ein Lese-Tagebuch. Für die Jahre 1791 und 1792 lässt sich sogar rekonstruieren, was Otto wann las, nämlich „am Morgen einige Seiten in einem religiösen Werk, am Nachmittag und Abend mehrere Seiten in einem Geschichtsbuch, einem Roman oder einer Erzählungssammlung sowie in Basedows Elementarwerk“ (124). Sein Leseprogramm umfasste neben Geschichte und Naturgeschichte religiöse Literatur, besonders die Bibel, wie auch fiktionale Kinderliteratur, vor allem moralische Erzählungen. Beim Vergleich der Ereignisse in diesen moralischen Erzählungen mit denen in Ottos Alltag kommen die Autoren zu der interessanten Beobachtung, dass „die fiktionale Welt draußen – die auf das wirkliche Leben vorbereiten soll – und Ottos Lebenswelt sich völlig gleichen“ (134). Die dargestellten Kinder „lesen nicht nur die gleichen Bücher, sondern sie führen auch die gleiche Art von Leben. Wie Otto teilen sie ihre Zeit zwischen der Stadt und dem Landgut. Sie gehen mit ihren Ziegen spazieren, bebauen ihre kleinen Gartenstücke, besuchen Fabriken und Werkstätten,

sorgen für ihre Haustiere, unternehmen lange, erbauliche Spaziergänge mit ihren Eltern oder Lehrern, verfassen für ihre Eltern Geburtstagsgedichte, führen Tagebücher, stehen früh auf, um die Nachtigall singen zu hören, und manchmal essen sie zu viele Pfirsiche“ (134). Dass er seinesgleichen in diesen Büchern begegnen konnte, änderte allerdings nichts daran, dass „man sich beim Lesen des Tagebuchs nicht dem Eindruck entziehen kann, dass Otto es vorgezogen hätte ohne Bücher aufzuwachsen.“ (164) Das lag sicher auch daran, dass sich bei der fiktionalen Kinderliteratur für ihn das pädagogische Paradox des freiwilligen Gehorsams wiederholte, sollte er sich doch nach Vorschrift vergnügen. Vermutlich, so die Autoren weiter, hätte Otto van Eck angesichts seiner Liebe zur Natur und seiner Abneigung gegen sein Lesepensum Rousseau zugestimmt, dass Bücher das größte Unglück für Kinder seien, und es mit Emil lieber bei der Lektüre von ausschließlich Robinson Crusoe bewenden lassen.

Zum Erziehungsplan gehörte auch *Der Garten als pädagogisches Projekt* (4. Kapitel). Beide Projekte, Erziehung wie Garten, korrespondieren darin, dass die prinzipiell positiv bewertete Natur planvoll verändert wird. Erzieher als Gärtner zu sehen steht bekanntlich in einer langen Tradition, in der sich auch Lambert und Charlotte van Eck gesehen haben dürften. Schauplatz dieses Projektes war der erwähnte Landsitz de Ruit, zu dem auch ein weitläufiger Park gehörte. Diesen ursprünglich französischen Park ließ Lambert van Eck, der Mode der Zeit folgend, in einen englischen Landschaftsgarten umgestalten. Im Rekurs auf zeitgenössische Gartentheorien, die englische Gärten als arkadische Idyllen oder, alltagspraktischer und schlichter, als Orte der Erholung entwarfen, zeigen die Autoren, dass hier neue Formen ländlichen Familienlebens verwirklicht werden sollten. Mit seiner Liebe zur Natur und seinem Bewegungsdrang kam Otto van Eck der Garten entschieden mehr entgegen als das Lektüreprojekt. Den Gartenumbau verfolgte er mit wahrer Begeisterung, zumal er auch selbst Hand anlegen durfte, wie er stolz vermerkt. Dabei kam er anerkannt nützlichen Tätigkeiten nach, ohne unmittelbarer elterlicher Kontrolle ausgesetzt zu sein – ein weiterer Reiz des Gartens. Otto hatte, wie erwähnt, auch eigene Tiere, für die er selbstständig zu sorgen hatte und die er kaufen bzw. verkaufen konnte. Dazu gehörte auch ein Ziegenbock, lange Zeit sein Lieblingstier, samt Wagen, in dem er allein oder mit seinen Schwestern herumkutscherte und den er gänzlich unsentimental verkaufte, nachdem er vierzehnjährig sein eigenes Pony bekommen hatte.

Das fünfte Kapitel, *Soziale Welt*, zeichnet nach, wie sich die Ausweitung seiner Welt im Tagebuch spiegelt, und legt den Akzent dabei auf die Menschen, die darin vorkommen. Im Zentrum standen neben Eltern und Geschwistern die weit verzweigte Familie – im Tagebuch kommen mehr als vierzig Familienmitglieder namentlich vor, zu der enger Kontakt gepflegt wurde mit Einladungen, Besuchen und Briefen. Weiter gehören Spielgefährten aus befreundeten Regentenfamilien, Jungen und Mädchen, zu seiner sozialen Welt wie auch die Lehrer, die ihn seit seinem elften Lebensjahr zu Hause auf die Universität vorbereiteten, sowie die Geistlichen – insgesamt erwähnt er 24, mit denen er zu tun hatte. Ein interessantes Detail: Ein Pfarrer lobte ihn, wie er notierte, für sein Tagebuch, nachdem er darin gelesen hatte – es scheint also ähnlich wie Briefe nicht nur von den unmittelbaren Adressaten, den Eltern, gelesen worden zu sein. Insgesamt entfaltet dieses Kapitel die informellen Strukturen, in die Otto van Eck hineinwuchs. Nach der sozialen wird im sechsten Kapitel *Breiter werdende Horizonte* Otto van Ecks materielle Umwelt fokussiert, vor allem die beiden Häuser der

Familie in De Ruit und Den Hague, weiter das geographische Wissen, das ihm vermittelt wurde, und seine Reisen, auf die ihn dieser Unterricht mit vorbereitete.

Das siebte Kapitel behandelt mit *Sich wandelnde(n) Konzepte von Zeit* einen wichtigen Aspekt der Aufklärungsepoche. Hier wird neben der Linearisierung von Zeit das Aufkommen zweier Zeitarten, Arbeits- und Freizeit, behandelt, die auch Ottos Erziehungsplan mit seiner Teilung in Unterricht bzw. Pflichten und Muße bestimmten. Dass auf Zeit zu achten sei, man sie nutzvoll anwenden müsse, wurde ihm beizeiten beigebracht. Dem Tagebuch kam dabei eine zentrale Bedeutung zu: Hier sollte er sich Rechenschaft darüber ablegen, ob er seine Zeit sinnvoll angewandt hatte. Alltagspraktisch äußerte sich das neue Zeitkonzept darin, dass er eine eigene Taschenuhr besaß oder dass er nicht geweckt wurde, also selbst dafür verantwortlich war, rechtzeitig aufzustehen.

Im achten Kapitel, *Rekonstruktion von Mensch und Gesellschaft*, werden die im engeren Sinne gesellschaftspolitischen Hoffnungen der Aufklärungsepoche in ihren utopischen, romantischen, wissenschaftsgläubigen wie in ihren hybriden, totalitären Dimensionen behandelt, um im längsten neunten Kapitel die *Revolution in den Niederlanden*, die Batavische Revolution, zum Gegenstand zu machen, wobei immer wieder auf Lambert van Eck (und seinen Schwager Pieter Paulus) als maßgebliche Akteure dieses Ereignisses zurückgekommen wird, gar nicht allerdings auf Otto van Eck oder sein Tagebuch. Lambert van Eck verstand sich als Republikaner und Revolutionär wie auch als frommer Christ: Aufklärung und Glauben gehörten für ihn wie für die Mehrzahl der Aufgeklärten zusammen, wie im elften der religiösen bzw. theologischen Dimension der Aufklärung gewidmeten Kapitel ausgeführt wird (*Theophilanthropisten und Physiko-Theologen*).

Das letzte, 12. Kapitel, *Der verwundbare Körper*, schließt sich logisch an das vorherige über Religion in der Aufklärung an, weil hier in der Analyse des Verhältnisses zu Körper und Krankheit im Kosmos des ausgehenden 18. Jahrhunderts sowie des Verhältnisses zu Sterben und Tod deutlich wird, dass Krankheit nicht länger in einem christlichen Deutungshorizont als Strafe gesehen wurde, sondern als eine Naturtatsache, die Gesetzen folgte und auf die man Einfluss nehmen konnte, wie es Otto van Ecks Eltern mit unterschiedlichsten medizinischen Therapien für ihren kränklichen Sohn taten. Was trotzdem blieb, war die ubiquitäre Bedrohung durch Krankheiten und die Allgegenwart des Todes: Otto hatte wie fast alle Kinder seiner Zeit Geschwister, auch nahe Verwandte sterben sehen. Allerdings scheint es den Menschen, genauer wohl: den aufgeklärten unter ihnen, immer schwerer gefallen zu sein, den Tod als gottgesandtes Schicksal hinzunehmen, wie die neue Sentimentalisierung des Todes zeigt, die wiederum mit der allgemeinen Emotionalisierung von Familienbeziehungen zusammenhängt. Die Umstände, unter denen Otto van Eck mit 17 Jahren starb, und dass sein Tod für die Eltern, vor allem den Vater, der zu dieser Zeit in Haft war, einen nicht zu verwindenden Schicksalsschlag bedeutete, wird im *Epilog* behandelt. Otto van Eck selbst scheint sich in sein Schicksal gefügt zu haben, was wohl auch daran lag, dass sich „das Kind der Aufklärung“ eines Lebens nach dem Tod gewiss war.

Angenehm fällt bei der Lektüre des durch und durch gelehrten Werkes auf, dass nicht fortwährend *keywords* bemüht werden. Es lässt sich auch so merken, dass Arienne Baggermann und Rudolf Dekker mit aktuellen historiographischen Debatten vertraut sind. *Child of the Enlightenment* lässt sich über viele Kapitel auch als eine

historische Anthropologie der Kindheit lesen, weil hier der Tagebuchschreiber als historischer Akteur in seinem Handeln und in seinen Sinngestaltungen sichtbar gemacht wird, auch wenn viel davon von den Eltern souffliert war. Dass die Eltern und vor allem der zweite Protagonist Lambert van Eck in ihrem Erziehungsplan, ja im gesamten Zuschnitt ihres Lebens als „Eltern der Aufklärung“ gezeigt werden, markiert die ideen- und kulturgeschichtliche Ausrichtung. Überhaupt wird hier überzeugend vorgeführt, was Kontextualisierung heißt. Das Buch ist elegant geschrieben und *last not least* mit seinen vielen Abbildungen aus zeitgenössischen Kinder- und anderen Büchern auch ein Bilder-Buch über aufgeklärte Kindheit.

Aber das Buch ist einfach zu lang. Meines Erachtens liegt das daran, dass nicht nur, wie im Titel angedeutet, eine aufgeklärte Kindheit behandelt wird, sondern als zweites großes Thema die Batavische Republik, der etwa ein Siebtel des Textes gilt. Hier gerät das *boyhood diary* ganz aus dem Blickfeld, muss es wohl auch, weil sie im Tagebuch nicht vorkommt und mehr noch, weil sich politische Geschichte nicht im Rekurs auf ein Egodokument schreiben lässt. Um abschließend noch einmal auf den eingangs erwähnten Anspruch von Arianne Baggerman und Rudolf Dekker zurückzukommen, die Welt um 1800 durch die Augen eines Kindes zu erforschen: Auch wenn sich so *agency* von Kindern ins Auge nehmen lassen mag, entgeht dieser Anspruch meines Erachtens wie alle Forschung, die für sich die Perspektive der Kinder reklamiert, nicht einer gewissen Naivität – als böte ein Tagebuch (oder heute ein Interview) einen im doppelten Sinne unverstellten Zugang zu Kindern und ihren Weltansichten. Otto van Eck hatte aber ein auch strategisches Verhältnis zu seinem Tagebuch; und Tagebücher stellen Konstruktionen, nicht Abbilder von Wirklichkeit dar. Dies Kind sah, „konstruierte“ sich gezwungenermaßen mit den Augen seiner Eltern, dazu war das Tagebuch schließlich vorgesehen. Es sind also mindestens vier bzw. sechs Augen im Spiel, von deren Existenz Otto van Eck wusste.

Was die Autoren überzeugend herausarbeiten, ist das Hin und Her, in dem Otto van Eck die Imperative seiner Eltern oder, um in Bild zu bleiben, die Sicht seiner Eltern auf sich inkorporierte. Insgesamt ist das Buch ein *Opus Magnum* geworden, und es bleibt zu wünschen, dass es Nachahmung findet.

Pia Schmid

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Michaela Heid, Universität Bayreuth, Kulturwissenschaftliche Fakultät, Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie, 95440 Bayreuth

Nicole Immler, Dr., Utrecht University, Research Institute of History and Culture (OGC), Janskerkhof 13, 3512 BL Utrecht, Netherlands

Jochen Kade, Goethe-Universität Frankfurt, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Robert-Mayer-Str. 1

Simon Karstens, SFB 600 „Fremdheit und Armut“, Universität Trier, 54286 Trier

Andrea Kettenbach, Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Psychologie, LG Psychologie des Erwachsenenalters, Universitätsstr. 11, 58084 Hagen

Dirk Konietzka, Prof. Dr., TU Braunschweig, Institut für Sozialwissenschaften, Lehrstuhl für Sozialstrukturanalyse und empirische Sozialforschung, Bienroder Weg 97, 38106 Braunschweig

Cosimo Mangione, Sambach 180, 96178 Pommersfelden

Pia Schmid, Prof. Dr., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, Franckeplatz 1, Haus 5. 06110 Halle